



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

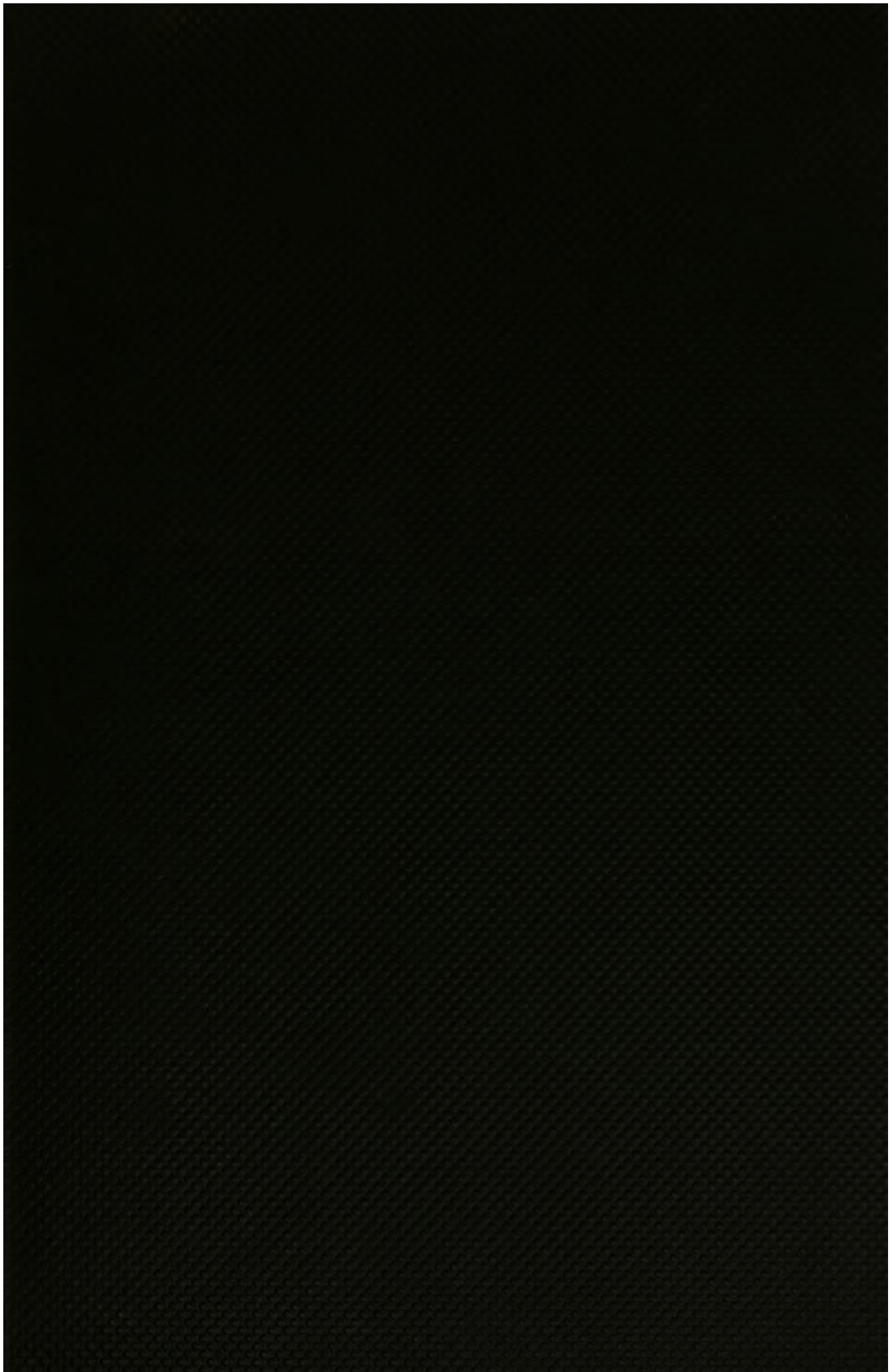
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>

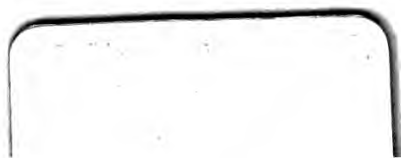


This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.





1013 e. 135



124. B

„Der Pessimismus im Kampf mit der Orthodoxie.“

Das Buch Hiob

für

Geistliche

und

gebildete Laien

übersetzt und kritisch erläutert

von

Dr. Gottl. Ludw. Studer,

Professor der Theologie.



Bremen.

Verlag von M. Heinsius.

1881.

Gratis
mit der Bitte um gefl. Recension.
Die Verlagsbuchhandlung
M. Heinsius in Bremen.

1013 e-135

U. 204

Christliche Geschenk-Literatur:

Carl Johann Philipp Spitta, Psalter und Harfe. Eine Sammlung Lieder zur häuslichen Erbauung.

Neue Pracht-Ausgabe. Auf feinstem Kupferdruckpapier mit rother Einfassung gedruckt, mit neuem, höchst eleg. Einband mit Goldschnitt. 38. Aufl. 6 M

Neue Miniatur-Ausgabe. 6. Aufl. Eleg. geb. mit Goldschnitt. 4,50 M

Einfache Octav-Ausgabe. 37. Aufl. In Callico geb. ohne Goldschn. 3 M

Dies Buch bedarf an sich keiner Charakterisirung und Empfehlung. Erfreut sich doch jeder evangelische Christ schon seit Jahrzehnten an den Liedern, die so fromm und zugleich so schön sind, und ist Spitta der lieblichen Klänge willen, die er seiner geheiligten Harfe entlockt hat, jedes Christen alter, lieber Freund. Möchte die neue schöne Ausstattung mit dazu beitragen, daß die herrliche Lieder Sammlung in keinem christlichen Hause fehlt.

Carl Johann Philipp Spitta, Nachgelassene Lieder. Mit des Dichters Bildniß. In engl. Einband mit Goldschnitt. 3. Auflage. 4 M

Billige Ausgabe in Leinen geb. 2 M

Georg Holtzhey, Der Jungfrau Leben, Lieben, Leiden. Ein Buch der Weisheit und der Erfahrung als Brevier allen deutschen Jungfrauen gewidmet. Eingeführt von Dr. Conrad Beyer. 2. Aufl. 1879. Auf feinstem Kupferdruckpapier gedruckt m. neuem, höchst eleg. Einbd. m. Goldschn. 4 M

Ist das Buch auch nicht positiv christlicher Richtung, so dürfte es doch wegen seines sittlichen und poetischen Werthes, sowie wegen seines streng confessionslosen Standpunktes allen christlichen Jungfrauen als poetische Mitgabe für das Leben warm zu empfehlen sein.

Dr. Richard Rothe, Stille Stunden. Aphorismen aus Richard Rothe's handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von Dr. Friedrich Nippold, Professor der Theologie zu Bern. 1872. 24 Bogen. Elegant gebunden mit Goldschnitt. 5 M

„Eine Fülle anregender Gedanken aus einer reichen Lebenserfahrung zu edlem geistigen Genusse für stille Stunden dargeboten. Es ist ein Andachts- und Erbauungsbuch im höheren Sinne des Wortes, dem wir ein zweites nicht leicht an die Seite zu stellen wüßten.“ (Protest. Sonntagsbl. 1872 Nr. 10.)

Aug. Trümpelmann, Superintendent, Perpetua und Felicitas. Erzählende Dichtung. 2. Auflage 1880. 10 Bogen. 1 M, eleg. geb. 1,75 M

Schönkünstlerisch vollendet, von großem Wohlklang in den Versen und anmüthiger Charakterzeichnung ist Aug. Trümpelmanns „Perpetua und Felicitas“, ein erzählendes Gedicht, das in bezaubernder Weise das Leben und tragische Ende einer christlichen Märtyrerin erzählt. Die Handlung spielt in Karthago etwa 200 nach Christus und bietet diese Dichtung den Reiz eines mit feinem Verständniß ausgeführten Gemäldes aus der alten Welt. Wir empfehlen das Werkchen warm als ein ganz vortreffliches Geschenk für Festzeiten.

Aus einem Briefe von Karl Gerok: „... Es ist eine nach Form und Inhalt eble, ergreifend schöne Dichtung, deren Stoff glücklich gewählt, und wo die Behandlung desselben musterhaft ist.“

Edward Young, Nachtgedanken. Aus dem Englischen übertragen von Elise von Hohenhausen. 2. Auflage. 5 M Prachtband 6 M

Für Trauernde ein herrliches Buch des Trostes!

Ein Mutterwort. Worte einer Mutter an ihre Tochter. Aus dem Norwegischen übertragen von J. Ruffkopf. 2. Aufl. Eleg. brosch. 75 M.

Mlice Salzbrunn, Das Wort Gottes in Zeugnissen von Theologen, Philosophen und Dichtern. Eine Festgabe. Miniatur-Ausgabe 1,50 M, elegant gebunden 2,50 M

Das Buch Hiob

für

Geistliche

und

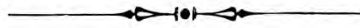
gebildete Laien

übersetzt und kritisch erläutert

von

Dr. Gottl. Ludm. Studer,

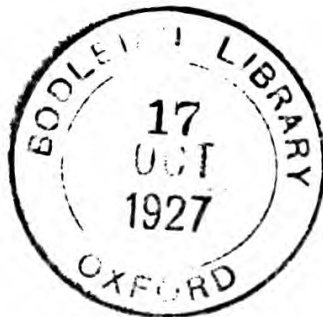
Professor der Theologie.



Bremen.

Verlag von M. Heinsius.

1881.



W o r t.

Unter allen Schriften des alten und neuen Testaments ist wohl keine, die mit den religions-philosophischen Fragen der Gegenwart in so naher Berührung stünde, wie das Buch Hiob. Eine pessimistische Weltanschauung, welche sowohl im Schicksale des Einzelnen, als im Gesammtleben der Menschheit eine dankenswerthe Vertheilung der Lebensloose und eine strenge Handhabung der Gerechtigkeit in Lohn und Strafe nach Verdienst und sittlichen Grundsätzen vermißt, tritt in dem Haupttheil des Buches, in den Wechselreden Hiobs mit seinen Freunden, ungeheurt zu Tage und daran knüpfen sich verschiedene Versuche, die hieraus hervorgehenden Fragen und Zweifel zu beantworten und den Glauben an eine gerechte göttliche Weltregierung mit den Widersprüchen der Erfahrung des täglichen Lebens auszuföhnen und zu retten. Sollte es nun nicht von hohem Interesse sein, zu erfahren, wie vor bald dritthalbtausend Jahren das im religiösen Denken am weitesten vorgeschrittene Volk über diese Materie gedacht, gestritten und zu welchem Schlussergebniß seine geistvollsten Forscher schon vor dem Auftreten des Christenthums gekommen sind?

Der ungelehrte Bibelleser kennt aber von diesem erhabenen Denkmal des religiösen Dichtergeistes der Hebräer meist nur die äußere Einfassung, die Anfangs- und die Schlußkapitel des Buchs, die uns die Geschichte eines hartgeprüften und nach schwerem Kampfe für alles Ausgestandene reichlich belohnten Dulders und Siegers bringen, läßt aber die für ihn weniger verständliche Controverse zwischen Hiob und seinen Freunden, obgleich sie den Haupt-

theil des Ganzen bildet, ungelesen bei Seite. Bietet sie ja selbst dem Sprachkundigen und Fachgelehrten mit ihren seltenen Ausdrücken und Redewendungen und ihrem oft schwer zu verfolgenden Ideengang des Dunkeln und Zweifelhaften genug dar! Aber desto dringender ergeht daher an den Ausleger der Ruf, nach Vermögen dazu beizutragen, daß die Anstände gehoben werden, welche den Laien an dem Verständniß dieses wichtigsten Theils der Dichtung hindern und von einem tieferen Eindringen in seinen Gehalt abschrecken müssen.

Als ein Beitrag zur Lösung dieser Aufgabe will auch die vorliegende Uebersetzung gelten, die Frucht einer theils in amtlicher Stellung, theils in Privatstudien während mehr als vierzig Jahren auch nach längerer Unterbrechung stets mit erneutem Eifer wieder aufgenommenen wissenschaftlichen Beschäftigung mit dieser ihn vor anderen durch Gehalt und Form anziehenden biblischen Schrift. Mit dankbarer Benutzung dessen, was Andere vor ihm geleistet haben, glaubt der Verfasser auch Manches zu bringen, was bisher noch nicht gesagt worden ist und zur Aufklärung von Nichtverstandenen, Beseitigung von Mißverständnissen und überhaupt zu einer tieferen Einsicht in den Charakter und die Tendenz der Dichtung dienen dürfte. Die Rechtfertigung dessen, worin er von seinen Vorgängern abweicht, muß freilich, wo die Abweichung sich nicht durch sich selbst empfiehlt, einem andern Orte vorbehalten bleiben, da der Verfasser nicht einen Commentar für Fachgelehrte oder solche, die es werden wollen, sondern für das gebildete Publikum im Allgemeinen schreiben wollte, welches, auch ohne Kenntniß der Grundsprache und unbekannt mit den Erfordernissen und Mitteln der biblischen Auslegungskunst, mit dem Inhalt und Geist des Buches Hiob bekannt zu werden wünscht. Was aber in dieser Uebersetzung auch dem ungelehrten Leser beim ersten flüchtigen Einblick in dieselbe befremdlich auffallen muß, das ist die von den ihm bekannten kirchlichen und allen bisherigen Uebersetzungen abweichende Anordnung des Stoffes der Dichtung, wonach er dasjenige, was er sonst als historische Einleitung zu lesen gewohnt war, am Ende, und dafür am Anfang zwei Kapitel findet,

die im Original erst am Schluß der zwischen Hiob und seinen Freunden geführten Wechselreden, in der Reihenfolge der Kapitel als Kapitel 29 und 30 stehen. Der Grund für diese und einige andere Umstellungen liegt darin, daß der Verfasser in dieser Uebersetzung zugleich einen Versuch machen wollte, seine in den Jahrbüchern für protestantische Theologie Band 1 und 3 (Leipzig 1875 und 1877) veröffentlichten kritischen Ansichten über Entstehung und Composition des Buches Hiob thatsächlich zu begründen und zu rechtfertigen. Danach zerfällt ihm das Buch Hiob in zwei große Hälften, in deren erster das Problem des Widerspruchs zwischen der Lehre einer gerechten Weltregierung und der in Hiobs Schicksal und Leiden veranschaulichten Erfahrung des wirklichen Lebens theils aufgestellt, theils die traditionelle Lösung desselben zurückgewiesen und widerlegt wird, und eine zweite, in welcher die anderweitigen Lösungsversuche von einem Redactor mit der ersteren zu einer großartigen Theodicee verbunden werden. Der Prolog, der das Ganze einleitet und in die Form einer geschichtlichen Erzählung gebracht hat, nimmt jetzt nebst dem Epilog, als von der Hand des Redactors herrührend, die letzte Stelle ein.

Während nun sprachwissenschaftliche Erörterungen als dem von uns vorausgesetzten Leserkreis unverständlich absichtlich vermieden und nur dasjenige, was zu einem raschen Verstehen des Textes unentbehrlich schien, wie die Erläuterung fremdartiger Bilder und Redensarten, mythologische Anspielungen nebst Angabe der Stellen, wo die Uebersetzung sich von der Lesart des Originals glaubte entfernen zu müssen, in kurzen Notizen dem Texte untergesetzt ist, schließen sich dagegen jeder zusammenhängenden Rede (ohne Rücksicht auf die erst später eingeführte Kapitelabtheilung) ausführlichere Bemerkungen an, die bestimmt sind, den durch die prägnant sentenziöse und bilderreiche Dichtersprache oft verwickelten und logisch lockeren Gedankengang in prosaischer Auflösung zu erläutern, die Wechselbeziehungen zwischen Rede und Gegenrede nachzuweisen und bei den später auftretenden Interlocutoren (Elihu, Gott) zu untersuchen, ob der Inhalt ihrer Reden mit dem Geist und der Tendenz der Haupt-

schrift in einem richtigen Verhältnisse stehe und in Verbindung mit dem Eingang und Ausgang der Dichtung sich zu einer harmonischen Einheit abrunde?

Daß in Uebertragung dichterischer Stücke in's Deutsche eine uns nun einmal zur Unterscheidung von Poesie und Prosa zum ästhetischen Bedürfniß gewordene rhythmische Form gewählt worden ist, mag durch die Absicht, das Buch auch dem Laien genießbar und in seinem Werthe als dichterisches Kunstwerk ersten Ranges desto fühlbarer zu machen, entschuldigt werden. Die griechisch-lateinische Silbenmessung ist zwar der hebräischen Poesie fremd, aber der ihr eigenthümliche Parallelismus der Versglieder geht darüber nicht verloren und der Wortsinn des Originals ist dieser rhythmischen Form wesentlich nicht aufgeopfert worden.

Falkenplätzli (bei Bern), im October 1880.

Der Herausgeber.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
I. Das Problem.	
1. Hiobs Klage. Einst und Jetzt. Kap. 29. 30	20
2. Die Freunde. Kap. 2, 11—13	26
3. Hiobs Verzweiflung. Kap. 3	27
4. Des Eliphäs erste Rede. Kap. 4 und 5	30
5. Hiobs Antwort. Kap. 6 und 7	34
6. Bildads erste Rede. Kap. 8	40
7. Hiobs Antwort. Kap. 9 und 10	43
8. Zophars erste Rede. Kap. 11	51
9. Hiobs Antwort. Kap. 12—14	54
10. Des Eliphäs zweite Rede. Kap. 15	63
11. Hiobs Antwort. Kap. 16 und 17	68
12. Bildads zweite Rede. Kap. 18	75
13. Hiobs Antwort. Kap. 19	78
14. Zophars zweite Rede. Kap. 20	82
15. Hiobs Antwort. Kap. 21	86
16. Des Eliphäs dritte Rede. Kap. 22	91
17. Hiobs Antwort. Kap. 23 und 24	96
18. Bildads dritte Rede. Kap. 25	104
19. Hiobs Antwort. Kap. 26	105
20. Hiobs Schlußrede. Kap. 27, 1—7. Kap. 31	109
21. Einschaltung in dieselbe. Kap. 27, 7—23	116
II. Die Lösungen des Problems.	
1. Die menschliche und die göttliche Weisheit. Kap. 28	123
2. Die Rede Gottes. Kap. 38—40, 5 nebst Anhang Kap. 40, 15 bis 41, 26	129
3. Die Reden Elihus. Kap. 32—37	144
4. Der Prolog. Kap. 1 und 2	167
5. Die zweite Rede Gottes. Kap. 40, 6—14.	176
6. Der Epilog. Kap. 42	177
7. Die Kunst der Dichtung	184
8. Die praktische Bedeutung des Buches Hiob	190

	Seite
Beilagen	199
Anhang.	
1. Psalm 37	201
2. Psalm 49	208
3. Psalm 73	214
4. Psalm 16	218
5. Psalm 77	222
6. Psalm 11	226

Einleitung.

Klagen über die vielen Uebel, die in der Welt herrschen, sind so alt wie die Welt selbst, d. h. so alt, als es Menschen gibt, die darunter leiden und sich darüber ärgern. Als der Mensch nachzudenken und sich über die Gründe der Erscheinungen Rechenschaft zu geben anfang, glaubte er den Grund dieser Uebel in der Einrichtung der Welt selbst zu finden, deren unabänderliche Gesetze und blind wirkende Kräfte mit Nothwendigkeit manches mit sich brächten, was uns Menschen unbequem, oder geradezu schädlich und verderblich sei. Insofern geht die Klage über der Welt Uebel in eine Anklage dessen über, der sie so erschaffen und eingerichtet hat. Man findet, eine Welt, die an solchen unverbesserlichen Mängeln leide, wäre besser gar nicht geschaffen worden, und das Beste für sie wäre, sie kehrete wieder dahin zurück, von wo sie gekommen ist, in das Nichts. Dies ist die Lehre des Pessimismus.

Die Frömmigkeit, die von der Idee eines allweisen, allgütigen und gerechten Schöpfers, Erhalters und Lenkers dieser Welt nicht lassen kann ohne sich selbst aufzugeben, und nur in diesem Glauben sich wieder beruhigt und glücklich fühlt, übrigens neben jenen vom Pessimismus gerügten Mängeln in der Einrichtung und in den Werken Gottes Beweise genug für die Weisheit, Macht und Güte ihres Urhebers zu besitzen glaubt, sieht in jenem Speculiren über Gottes Thun und die dabei zu Grunde liegenden Zwecke oder Ursachen einen sträflichen Fürwitz. Denn wer tadelte, gibt damit zu verstehen, daß er an der Stelle des Getadelten es besser gemacht hätte, vorausgesetzt, daß er dazu dieselben innern und äußern Mittel gehabt hätte. Die Frömmigkeit sucht daher die gerügten und nicht abzustreitenden Uebel, die den Menschen zu einem Ankläger Gottes machen, zu rechtfertigen und mit ihrem Gottesglauben in Einklang zu setzen. Es entstehen auf diese Weise Theodiceen, Rechtfertigungen Gottes gegen die ihm gemachten Vorwürfe und die Zweifel, welche, wenn sie gegründet wären, die Idee Gottes aufheben und den

Glauben an ihn zerstören würden. Denn ein Gott, der nicht vollkommen und in seinem Thun nicht weise, gütig und gerecht wäre, würde für uns als Gott gar nicht existiren, und die Welt wäre nicht sein Werk, sondern ein Werk des Zufalls oder blind wirkender Naturkräfte, oder eines Gottes, dessen wohlmeinende Absichten durch einen fremden, ihm entgegenwirkenden Willen gehemmt und gestört werden: aber zwei in der Weltregierung sich gegenüberstehende und entgegenwirkende Willen sind eine Vorstellung, die wohl in einer naturalistischen Mythologie, aber nicht in einer reinen Vernunftreligion Platz finden könnte.

Eine Theodicee ist nun auch das Buch Hiob und die darin zu Tage liegende Absicht, den frommen Gottesglauben gegen die Zweifel zu rechtfertigen, welche in den Gesprächen Hiobs mit seinen Freunden gegen Gottes gerechte Weltregierung erhoben werden, hat ihm seine Aufnahme unter die heiligen Schriften der Hebräer verschafft.

Die Vorwürfe, welche darin bekämpft und zurückgewiesen werden, beziehen sich übrigens nicht auf die Uebel im Allgemeinen, welche der Pessimismus in der gesammten Welteinrichtung zu tadeln findet, sondern speciell auf den Mangel an Gerechtigkeit in den Schicksalen sowohl einzelner frommer und gerechter Menschen, als der menschlichen Gesellschaft überhaupt.

Das Problem, das zu lösen ist, tritt in dem Buche auf in der concreten Gestalt des ohne seine Schuld vom höchsten Glück in das tiefste Elend gestürzten Hiob. Die erste Lösung, welche die zu seiner Tröstung erschienenen drei Freunde versuchen, bleibt ohne Resultat; sie müssen ob seinen Widerreden verstummen. Die Gründe, die ein vierter Gegner, der bis dahin geschwiegen hatte, anbringt, bleiben ohne Erwiderung, und wir wissen nicht, ob sie bei Hiob Eingang gefunden haben, oder einer Widerlegung nicht werth erachtet wurden. Da erscheint endlich Gott selbst auf dem Kampfplatz, bringt Hiob zum Geständniß seines menschlichen Unvermögens, Gottes Wege zu begreifen, nöthigt den fürwichtigen Tadler seiner Weltregierung zur Demuth und stillschweigenden Unterwerfung unter die Rathschlüsse der höchsten Weisheit und verweist dem Reuigen seine unbedachten Reden, aber eine Lösung des aufgestellten Problems wird ihm nicht gegeben, und damit dasselbe für die menschliche Erkenntniß als unbegreiflich und unlösbar erklärt. Und dennoch gibt die geschichtliche Einleitung zu den folgenden Reden davon eine Erklärung, eingekleidet in die Dichtung einer himmlischen Rathsverhandlung, in welcher Gott sich durch Satan bestimmen läßt,

die Frömmigkeit und Tugend Hiobs durch Entziehung aller irdischen Güter, die ihm die Erfüllung ihrer Pflichten leicht und angenehm machen, auf die Probe zu stellen. — Nachdem er diese Probe bestanden hat, wird ihm alles Verlorene doppelt ersetzt und sein früheres Glück wiederhergestellt.

Der größte Theil des Buches und sein Hauptinteresse dreht sich aber um die im Namen Hiobs geführte und zuletzt siegreich gebliebene Bestreitung des dogmatischen Standpunktes, von dem aus die drei Freunde ihm sein unglückliches Schicksal als ein verdientes, mit der Gerechtigkeit Gottes nicht im Widerspruch stehendes und annehmbares begreiflich machen wollen. Es ist dies die Lehre von der durch seine sinnliche Natur bedingten sittlichen Unreinheit des Menschen, die von Seite der erzieherischen Thätigkeit Gottes beständiger Strafen und Züchtigungen benötigt sei, und diese beständen eben in den Leiden, die Gott einem zuschicke, und statt darüber zu murren, sollte man dieselben vielmehr mit Dank annehmen und sich dadurch bessern lassen.

Es war nun diese Lehre von der göttlichen Strafgerechtigkeit und der Vergeltung von Gut und Böse überhaupt, eine der Hauptlehren der traditionellen jüdischen Dogmatik, eine Lehre, deren Wahrheit sich ja in der Geschichte so vieler Sünder und Uebelthäter, die einem, wenn auch zuweilen durch Gottes Geduld und Langmuth verspäteten, doch einmal gewiß sie erfassenden Gericht anheimfielen, immer von neuem berührte. Bei Hiob trat nun aber einer der Fälle ein, wo auch ein Schuldloser von namenlosen Leiden gequält und hoffnungslos dem Tode entgegengeführt wurde, und da fand nun die Anwendung jener Theorie auf sein persönliches Schicksal einen energischen Widerstand und allen Einwendungen zum Trotz behält Hiob schließlich das letzte Wort und seine Gegner müssen schweigen. Die Sache wird aber dadurch noch complicirter und dem frommen Glauben gefährlicher, daß Hiob sich nicht begnügte, seine eigene Strafbarkeit in Abrede zu stellen und die seine Unschuld bedrohenden Anklagen und Verdächtigungen mit Indignation zurückzuweisen, sondern zugleich behauptete, daß dagegen strafbare Sünder zeitlebens ohne Strafe blieben und in aller Ruhe sterben könnten. Dadurch geräth er nothwendig in eine rein pessimistische Weltanschauung, wonach Gott zwischen Bösen und Guten keinen Unterschied mache, die einen weder nach Verdienen strafe, noch die Frommen für ihre Treue belohne, sondern sie im Gegentheil noch verfolge und mißhandle.

In Beziehung auf diese letzteren, extremen Behauptungen muß nun freilich Hiob zuletzt die Anmaßung, die darin liegt,

Gott gleichsam Schulmeistern und seine Weltregierung nach unserm beschränkten Erkenntnißvermögen bemessen und tadeln zu wollen, voll Reue und Zerknirschung anerkennen; allein in dem Kampfe mit seinen menschlichen Gegnern, in der Bestreitung jener Straf- und Züchtigungstheorie, unter die auch unverschuldete Leiden, mögen sie nun Naturkräfte oder Menschenhand uns zugezogen haben, subsumirt werden, ist er Sieger geblieben und hat ihre Verfechter zum Schweigen gebracht. Diesen Streit, der doch eigentlich den Kern des Buches Hiob ausmacht, in seinen Einzelheiten zu verfolgen, bietet um so mehr Interesse dar, als im Grunde jene Straf- und Vergeltungslehre die ganze hebräische Geschichtsanschauung beherrscht, und auch den Drohungen und Verheißungen der Propheten größtentheils zu Grunde liegt. Um desto erstaunlicher erscheint daher der Muth eines Schriftstellers, der mit seiner vollen Ueberzeugung und mit der ganzen Macht seiner Beredsamkeit den Helden seines Gedichtes dagegen sich erheben läßt. Um nun auch dem ungelehrten Leser das Verständniß dieser merkwürdigen Schrift, die auch dem gelehrten Bibelforscher keine geringen Schwierigkeiten darbietet, zu erleichtern, ist die folgende, auf langjährige Studien des Originaltextes gegründete Uebersetzung unternommen worden, in einem, wie ich hoffe, lesbaren Deutsch, und in einer leichten rhythmischen Form, die die hohen dichterischen Schönheiten des Originals wenigstens ahnen lassen soll: den einzelnen Reden sind jeweilen Erörterungen angeschlossen, die ihren Inhalt theils erläutern, theils beurtheilen und besonders sich bestreben sollen, den durch die dichterische Einkleidung oft nicht leicht erkennbaren Gang der Gedanken im Einzelnen und den Fortschritt der Discussion im Ganzen klar zu legen.

Zuvor mögen aber einige einleitende Erörterungen Platz finden.

Es ist oben gesagt worden, daß jener Glaube, alles Uebel in der Welt und jedes Unglück, das uns trifft, sei von den Menschen verschuldet und eine Strafe des gerechten Gottes, die gesammte hebräische Geschichtsanschauung beeinflusst, wenn nicht geradezu beherrscht habe. Es sei uns nun erlaubt, dies an einigen, den hebräischen Geschichtsannalen entlehnten Beispielen nachzuweisen. Man wird dann um so eher begreifen, wie eine unbeschränkte, theoretisch eigensinnige Ausdehnung dieses Erklärungsprincips am Ende bei dem denkenden Theil der Nation, also natürlich nur bei einer Minorität, Bedenken und Zweifel erwecken mußte, die endlich in dem offenen Widerspruch des Buches Hiobs gipfelten.

Schon in der Geschichte der Stammeltern unseres Geschlechts, wie sie die hebräischen Annalen auf ihren ersten Blättern

darstellen, macht sich das Princip menschlicher Schuld und göttlicher Strafe als Erklärungsgrund der in der Welt herrschenden Uebel geltend. Daß im Familienleben der Mann durch harte Feldarbeit der Erde die ihm unentbehrliche Brodfrucht abnöthigen, das Weib die Beschwerden der Schwangerschaft und Geburt auf sich nehmen muß, und Beide am Ende der Tod erwartet, ist nicht in der ursprünglichen Absicht des Schöpfers gelegen, der Alles „sehr gut“, also ohne Beimischung von Mühe und Schmerz geschaffen hatte. Die Menschen haben sich dies harte Loos selber zugezogen durch Ungehorsam in ihrem Streben nach Unabhängigkeit im Wissen und Handeln. Ihretwegen ist die Erde verflucht, daß sie die dem Menschen unentbehrliche Brodfrucht ihm nicht mehr freiwillig darbietet, daß das Weib aus einer „Gehülfin“ des Mannes seine ihm unterworfenen, Kinder zeugende Gattin geworden ist und Beide nicht mehr in dem Garten Gottes ein müheloses Leben fortführen können ohne je dem Tode zur Beute zu werden — als ob der Mensch als Naturwesen in dieser Welt des Werdens und Vergehens von diesem allen Geschöpfen gemeinsamen Loose je hätte verschont bleiben können. Die Vorstellung hat nur einen Sinn, wenn der Erzähler von der halb mythologischen (oder allegorischen?) Voraussetzung ausging, der Mensch sei ursprünglich bestimmt gewesen, mit seinem Weibe als Gesellschafterin in der Nähe Gottes ein engelgleiches seliges Leben zu führen. Denn denkt man sich das erste Menschenpaar als von Anfang an dazu bestimmt, die Stammeltern aller nachfolgenden Menschengeschlechter zu werden, so wäre unser Planet zu klein, um diese unzählbaren Myriaden alle zu beherbergen und zu nähren, wenn ihnen die Möglichkeit gelassen worden wäre, dem Tod irgendwie zu entrinnen. Von der den Orientalen in seinem dolce far niente störenden Arbeit und der sie bedingenden Noth und Bedürftigkeit aber hat der römische Dichter eine bessere Meinung, der dieselbe von Jupiter, nachdem er die goldene saturninische Zeit mit ihrem Schlaraffenleben gestürzt hatte, mit Vorbedacht in seinen neuen Weltplan aufgenommen werden läßt, als *curis acuens mortalia corda, nec torpere gravi passus sua regna veterno — tum variae venere artes, labor omnia vincit improbus et duris urguens in rebus egestas* — man findet die ganze schöne Stelle in Virgil, *Landb.* 1, 125—146. —

Daß die Sintflut ein göttliches Strafgericht war, welches den Zweck hatte, die ganze damalige, sittlich ganz ausgeartete und verdorbene Generation zu vertilgen bis auf Wenige, die das Geschlecht nachher fortpflanzen und auch für die Erhaltung der

verschiedenen Arten von Landthieren sorgen sollten, dies war keine rein hebräische, sondern den meisten Culturvölkern des Alterthums gemeinsame Tradition; sie findet sich schon in den erst in unsern Tagen entdeckten und entzifferten Annalen der Chaldäer, welche den hebräischen um mehrere Jahrhunderte vorgehen. Ein historisches Factum liegt dieser Tradition unzweifelhaft zum Grunde, und die wissenschaftliche Naturbetrachtung neuerer Zeit wird vielleicht sagen: man brauche nur die Küstenbildung des südlichen und südöstlichen Asiens und die sie umgebende Inselwelt auf einer Landkarte zu betrachten, so werde man sich überzeugen, daß hier ein ursprünglich zusammenhängendes Festland irgend einmal in einem vorgehichtlichen Zeitpunkte durch Bodensenkungen und Meereseinbrüche auf diese Weise zerrissen und zerstückelt worden sei. Die plötzlich eingetretene Katastrophe war wohl schon längere Zeit vorbereitet und sei dann zu einer Zeit erfolgt, wo dieser Theil der Erde schon längst von Menschen bewohnt und cultivirt war, so daß sich die Erinnerung daran auf spätere überlebende Geschlechter fortpflanzen und erhalten konnte.¹⁾ Die religiöse Weltanschauung, die Alles, was geschieht, auf einen höheren, nach sittlichen Beweggründen handelnden Willen zurückführt, mußte sich nun die Frage vorlegen: Was vermochte wohl den Schöpfer, sein eigen Werk wieder zu zerstören und die Zeiten des Chaos zurückzuführen, als die Wasser der Höhe und die Wasser der Tiefe vereint die Erde bedeckten? Die Antwort gibt der hebräische Erzähler (1. Mos. 6, 5 ff.) mit den Worten: „Und es sah der Herr, daß groß war die Bosheit der Menschen auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens eitel schlecht alle Zeit. Da gereuete es den Herrn, daß er die Menschen auf Erden gemacht hatte und es drang der Schmerz ihm zu Herzen. Und es sprach der Herr: Vertilgen will ich die Menschen, welche ich geschaffen habe, von dem Menschen bis zum Vieh, bis zu dem, was da kriecht, und bis zu den Vögeln des Himmels; denn es reuet mich, daß ich sie gemacht habe.“ Nur Noah, der ein frommer und gerechter Mann war unter seinen Zeitgenossen, fand Gnade in den Augen des Herrn. So wurde Noah mit seiner Familie gerettet und wurde, als die Fluth sich verlaufen

¹⁾ Wäre der Norden Europas einst wie das jüdlische Asien der Sitz eines früheren Menschengeschlechts und eines uralten Cultus gewesen, so hätte sich vielleicht von der Zeit, als die Nordsee den festländischen Zusammenhang der Britischen Inseln mit Schweden und Dänemark zerriß und durch den Sund als Ostsee in die dortigen Küstenländer einströmte, eine mit der jüdlischen parallele nordische Sintfluthsage gebildet.

hatte, der zweite Stammvater des Menschengeschlechts. Freilich wurde es trotz dieses furchtbaren Strafgerichts später nicht besser mit den Menschen, so daß derselbe Erzähler den Herrn nachher (8, 21) mit einer Art Resignation in seinem Herzen sprechen läßt: „Nicht will hinfort mehr ich verfluchen den Erdboden um des Menschen willen; denn das Dichten des Menschenherzens ist böse von Jugend auf; und nicht will hinfort mehr ich schlagen alles Lebendige, sowie ich gethan habe.“

Es zeugt von dem tiefen Eindrucke, den die Tradition von der Sintfluth in der Phantasie und dem Gemüthe des hebräischen Volkes zurückgelassen hatte, wenn später seine Propheten, und namentlich der große Jesaia, den Unverbesserlichen zur Warnung, den Verzagten zum Troste, mit einem „Tag des Herrn“, einem der Sintfluth ähnlichen Endgerichte drohen, das die gesammte sündige Welt dahin rafften, und wie damals den Noah, nur einen Rest übrig lassen werde, um damit eine neue, bessere Gottesgemeinde aufzurichten (Jes. 10, 22. 23).

Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende später war das kleine Palästina der Schauplatz eines ähnlichen, zerstörenden Naturereignisses. Ein vom Jordan durchströmtes 11 Meilen langes Thal, dessen vulkanischer Boden in tropischer Fülle und Fruchtbarkeit prangte, war durch einen vulkanischen Ausbruch mit fünf gewerbreichen Städten in die schon längst unterhölte Tiefe versunken und der einströmende Jordan hatte, vereint mit den unterirdischen Gewässern, die ungeheure Lücke ausgefüllt, um in dem heißen Gebirgskessel immerfort zu verdunsten; denn eine gleichzeitig im Süden entstandene Bodenerhebung hatte seinen weiteren Abfluß gehemmt und unterbrochen. Es entstand die traurige Einöde des todten Meeres, dessen salz- und pechgeschwängertes Gewässer nichts Lebendes duldet. — Wie konnte Gott diese schreckliche Verwüstung und mit ihr den Untergang so vieler Menschenleben zulassen? Die Antwort des hebräischen Geschichtschreibers lautet wie oben: Die Menschen waren selber Schuld daran. Das Geschrei über Sodom und Gomorrha war bis in den Himmel gedrungen und der Herr war in Person auf die Erde herabgekommen, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, ob die Klage Grund habe. Das Strafgericht über die sündigen Städte war bereits beschlossen, da dachte Gott, es wäre doch nicht recht, wenn er seinem irdischen Freunde Abraham, den er doch zum Stammvater eines ihm eigenen Volkes, eines Volkes Gottes, auserwählt hatte, sein Vorhaben nicht mittheilen wollte. Und der Freund erlaubt sich, einen ehrfurchtsvollen Widerspruch zu erheben: Sollte der Richter über die

ganze Erde so ungerecht handeln und Unschuldige mit den Schuldigen dem Verderben preisgeben? Vielleicht finden sich unter den Sündern jener Stadt doch noch fünfzig Gerechte. Und der Herr läßt sich herbei, mit Abraham zu markten und geht bis auf zehn Unschuldige herunter, um derentwillen die übrigen verschont werden sollen. Allein selbst diese zehn fanden sich nicht, und das Benehmen der Sodomiter gegen Lot und seine himmlischen Gastfreunde, dem die Bewohner des benjaminitischen Gibeon zur Zeit der Richter als Vorbild geessen zu haben scheinen (Richt. 19), rechtfertigt vollkommen das über sie verhängte Strafgericht (1. Mos. 18. 19).

Dem Abraham war die Verheißung geworden, seine Nachkommen würden einst das Land, in dem er jetzt als rechtloser Fremdling herumziehe, als Eigenthum besitzen. Aber ist es recht, die gegenwärtigen Bewohner desselben ihres rechtmäßigen Besitzes zu berauben? Die Antwort ist: die dereinstigen Herren des Landes mögen sich noch 400 Jahre gedulden; bis dahin wird das Sündenmaß der Amoriter voll geworden und das Volk Israel zahlreich und stark genug geworden sein, um das göttliche Strafgericht an ihnen zu vollziehen, sie mit Stumpf und Stiel auszurotten und sich in aller Gewissensruhe an ihre Stelle zu setzen (1. Mos. 15, 16).

Es werden schon diese, nur dem 1. B. Mose entnommenen Beispiele zum Zeugnisse dienen, wie sehr der Grundsatz, daß alles Uebel, mag es nun durch menschliche oder durch Naturgewalt verursacht werden, als Strafe für sittliches Mißverhalten zu betrachten sei und den Glauben an Gottes Gerechtigkeit in seiner Weltregierung keineswegs beeinträchtige, bei den Hebräern in Fleisch und Blut übergegangen war und ihre ganze Geschichtsdarstellung beherrschte. Wem dies nicht genügt, vergleiche nur die 3. Mos. 26 und 5. Mos. 28 über die Verächter des Gesetzes ausgesprochenen Drohungen und Vermünschungen, wo Krankheiten, Regenmangel, Brand und Gelbsucht des Getreides, wilde Thiere, Hunger und Seuchen, Verwüstungen des Landes durch Feinde und schließlich das Exil als Zucht- und Strafmittel der göttlichen Weltregierung aufgeführt werden. Oder er lese, wie in dem einleitenden zweiten Kapitel zum Richterbuche jede Unterdrückung des Volkes durch benachbarte Völker als Strafe für seinen Abfall, jeder Sieg und jede Rettung durch gottbegeisterte Helden als Folge eingetretener Reue und Umkehr zu Gott dargestellt werden. Oder er vergleiche die frommen Betrachtungen, die der Redactor der Bücher der Könige an den Fall Samarias knüpft (2. König. 17). Besonders ist es aber

der Verfasser der Chronikbücher, der es sich ganz eigentlich zur Aufgabe macht, in den Schicksalen des Volks und seiner Könige zu zeigen, wie Frömmigkeit und Wohlergehen, Gottesvergessenheit und Unglück im engsten Causalzusammenhange stehen und sich gerade darin das Walten der lohnenden und strafenden Gerechtigkeit Gottes auf unverkennbare Weise offenbare. Ja, wenn man die Berichte der älteren Königsbücher über dieselben Facta und Personen mit den seinigen vergleicht, so zeigt sich die überraschende Thatsache, daß dieser 200 Jahre nach dem Exil und der Stiftung des neuen Jerusalem schreibende Verfasser in seinem Glaubenseifer keinen Anstand nimmt, an historisch verbürgten Nachrichten willkürlich zu ändern und die Farben bald heller bald dunkler aufzutragen, wenn es ihm um den geschichtlichen Nachweis zu thun war, daß Unglück jeweilen durch eigene Schuld herbeigeführt, der Frömmigkeit und Tugend aber nie ihr Lohn entzogen worden sei.

Es wäre nun freilich thöricht, eine in der Geschichte wal-
tende gerechte Nemesis zu leugnen und daß die Geschichte das Weltgericht sei, ist eine allgemein anerkannte und oft wiederholte Wahrheit. Es hat dies auch seine vollständige Richtigkeit, soweit es sich um selbst verschuldete Uebel handelt. Gibt es aber neben diesen wohlverdienten Schicksalschlägen nicht auch für Individuen und Völker Zeiten des Unglücks, die mit unserem sittlichen Verhalten in keiner ursächlichen Verbindung stehen, die durch den Weltlauf im Großen und Allgemeinen, der das Schwache und Einzelne in seine unwiderstehliche Strömung hineinzieht, herbeigeführt werden? So wäre es zwar den kleinen Reichen Samaria und Judäa bei größerer Bundestreue und innigerem Gottvertrauen vielleicht gelungen, als Vasallenstaaten der einander ablösenden Weltmonarchien der Assyrer, Babylonier, Perser, Griechen und Römer ein relativ glückliches Leben in der ihnen eigenthümlichen religiösen Verfassung fortzuführen. Wären sie aber deshalb wohl frei geblieben von den keine politischen Grenzen respectirenden Calamitäten periodischer Missernten, von Hungersnoth, Seuchen, Erdbeben, Heuschreck-
plagen und ähnlichen Störungen der Naturverhältnisse? Allein dem religiösen Sinn des Hebräers, der sich bestrebte, in allen Ereignissen den Finger Gottes nachzuweisen, galten dergleichen Erscheinungen als Zeichen göttlichen Mißfallens und Zornes; er sah darin Mahnungen und Aufforderungen zur Buße und Umkehr zu Gott. Und warum sollte ein schuldbewußtes oder in sträflichem Leichtsinne Gottes vergessendes Herz sie nicht als solche betrachten und benutzen? Allein etwas Anderes ist es,

äußere Verhältnisse und Vorkommenheiten, mögen sie nun als glückliche unser sinnliches Wohlfsein begünstigen, oder als unglückliche dasselbe hemmen und schädigen, auf eine Weise auffassen und verwerthen, daß unser höheres, geistiges Leben in Glauben und Sittlichkeit davon Nutzen ziehe und gefördert werde; etwas Anderes, dieselben als Rathschüsse, Absichten und Zwecke Gottes deuten und von jener subjectiven Basis aus, innert welcher sie ihre volle Berechtigung haben, allgemeine Lehrsätze und Theorien aufstellen, als ob man im Rathe Gottes mitgeessen hätte. In welche unauflöbliche Schwierigkeiten uns ein solches dogmatisches Theoretisiren verwickelt, wird uns eben das Buch Hiob zu erkennen geben.

Wie die historischen Schriften der Hebräer, so sind auch die Lehrvorträge ihrer Propheten von dem Glauben durchdrungen, daß alles Weh und Leid, das uns im Leben zustoßt, in der väterlichen Hand Gottes eine heilsame Ruthe sei, seine ungehorsamen oder abtrünnigen Kinder damit zu strafen und zu züchtigen. Einzelne Stellen zum Beleg auszuheben, dürfte überflüssig erscheinen, da ja die Sache keinem Zweifel unterliegt. Beispielsweise führen wir eine einzige Stelle aus dem Propheten Amos an, wenn er die verschiedenen Versuche aufzählt, die Gott, obgleich erfolglos, gemacht habe, um sein abtrünniges Volk Israel auf bessere Wege zu bringen.

Kap. 4, 6 ff.

6 Und ich — ich gab euch leere Zähne in euren Städten überall,

Brodmangel war an allen Orten — doch kehrtet ihr nicht um zu mir.

Und ich — hielt euch zurück den Regen — drei Monden war's vor Erntezeit, —

Auf eine Stadt ließ ich es regnen, und regnet, auf die andre nicht.

Das eine Feldstück ward beregnet, dieweil das andere trocken blieb,

Es schwankten zwei, ja drei der Städte, nach einer andren, um zu trinken,

Und fanden nicht, sich satt zu trinken — doch kehrtet ihr nicht um zu mir.

- Schlug euer Korn mit Rost und Gelbsucht,
 Die reiche Fülle eurer Gärten, Weinberge, Del- und Feigen-
 bäume
 Verzehrte der Heuschreckenschwarm — doch fehrtet ihr nicht
 um zu mir.
- 10 Die Pest sandt' ich in eure Mitte, sowie sie in Aegypten war,
 würgt eure Jugend mit dem Schwerte, führt eure Kasse
 euch hinweg,
 Ich ließ den Moder eurer Heere hinauf in eure Nase
 steigen,
 doch fehrtet ihr nicht um zu mir.
- Ich fehrt' euch um, wie Gott einst fehrte
 die Städte Sodom's und Gomorrha's,
 Ihr glichet einem Feuerbrande, den Flammen nur mit Noth
 entrißen —
 doch fehrtet ihr nicht um zu mir.

Als dann aber bei Einzelnen neben dem einfachen Glauben und naiven Fürwahrhalten der Menge ein Geist selbständigen Nachdenkens und Forschens über religiöse Wahrheiten erwacht war, da konnte man sich auf die Länge der Wahrnehmung nicht verschließen, daß jene traditionelle Lehre von dem Glück der Frommen und dem Unglück der Gottlosen nur zu oft mit der Erfahrung und Wirklichkeit im Widerspruche war, daß im Gegentheil die Frommen häufig unglücklich und die Bösen glücklich seien: und wenn man den unruhig gewordenen Glauben an eine gerechte Vergeltung damit zu beschwichtigen und die aufsteigenden Zweifel zu verscheuchen wähnte, daß man sich einredete, dafür werde das Ende der irdischen Laufbahn bei den einen desto schrecklicher, bei den Andern desto glorreicher sein, so erwies sich auch diese Hoffnung in vielen Fällen als illusorisch und fand in der Erfahrung keine Bestätigung. Waren es doch in den Zeiten, welche der Auflösung des jüdischen Staates vorangingen und dann im Exil gerade die Frömmsten und Besten, die ihres Glaubens und ihres Freimuthes wegen, mit dem sie die Sache Gottes gegen seine Feinde verfochten, von ihren Mitbürgern geschmäht, verspottet, verfolgt und mißhandelt wurden. Wurde doch selbst ein Prophet, wie Jeremia, durch solche Hezereien und die Erfolglosigkeit seines Wirkens so lebensmüde und verdrossen, daß er in die verzweiflungsvollen Worte ausbrach:

Kap. 20, 7.

Du hast bethört mich, Herr, und ich ließ mich bethören, hast mich ergiffen und hast obgesiegt.

Zum Spott bin ich geworden, von jedermann werd' ich verhöhnt.

So oft ich rede, muß ich schreien, laut klagen über Unrecht und Gewalt.

Mir ist das Wort des Herrn zur Schmach geworden, und zur Verhöhnung jeden Tag.

u. s. w.

14 Verflucht der Tag, an welchem ich geboren!

der Tag, wo meine Mutter mich gebar — er möge nie gesegnet werden!

Verflucht der Mann, der frohe Botschaft meinem Vater brachte und sprach: Dir ist ein Sohn geboren, der damit ihn erfreuet hat!

Der Mann — er werde gleich den Städten, die Gott verdarb erbarmungslos!

Wehruf hör' er am frühen Morgen und Kriegsgeschrei um Mittagszeit,

Weil er mich nicht erwürgt, als ich den Mutterleib verlassen, noch meine Mutter mir zum Grab geworden, ihr Leib nicht immer schwanger blieb!

18 Warum trat ich hervor aus meiner Mutter Schoße,
nur daß ich Kummer sah' und Ungemach, in Schmach
hinschwänden meine Tage?

Besonders aber waren es die Zeiten des babylonischen Exils, wo der Contrast zwischen dem Loose der glücklichen Sieger und dem der unglücklichen Gefangenen sich dem frommen Bewußtsein auf eine beunruhigende Weise aufdrängte, die Zeiten, in welchen der stolze Chaldäer dem ihn in dem Weg kommenden Juden zurufen durfte: setze dich platt zur Erde, daß ich über dich hinwegschreite (Jes. 51, 23)! Und wer war der hochmüthige, auf seine Macht und Herrschaft pochende Mensch, der so sprach? In den Augen des Hebräers ein „Nascha“, ein dem wahren Gott abtrünnig gewordener Sünder und blinder Heide. Und wer war derjenige, der sich solches gefallen lassen mußte? Ein „Zad-

dit“, ein Bekenner und Verehrer des wahren Gottes, auf dessen Hilfe und Rettung er sein ganzes Vertrauen und seine Hoffnung setzte. Daß er die Strafe seiner Gefangenschaft durch seine frühere Untreue und seinen Ungehorsam gegen eben diesen Gott verschuldet und gerechter Weise empfangen habe, konnte er zwar nicht in Abrede stellen. Aber schon in der Kinderstube pflegt das leidige „Nachzürnen“ der Eltern, wenn das Kind seine gebührende Strafe empfangen und seine Schuld gebüßt hat, nicht Früchte der Besserung, sondern Verbitterung, Troß und Starrsinn zu erzeugen, und so legt auch der unbekannte, große Prophet des Erils seinem Volk die Bitte in den Mund (Jesaja 63, 17):

Warum, o Herr, willst Du von Deinen Weg uns lenken,
verhärtest unser Herz, dich nicht zu fürchten?

Kehr um, um Deiner Knechte willen, der Stämme, die Dein
Eigenthum!

In solchen schweren Zeiten der Drangsal und Unterdrückung der Frommen durch ungläubige Gewalthaber entstand denn auch das Bedürfnis, in eigenen Liedern vor Zorn und Neid über das Glück der Frevler zu warnen und zur Geduld, zum Ausharren und Vertrauen auf Gottes Gerechtigkeit zu ermahnen. So Ps. 37:

1 Greif're dich nicht ob den Frevlern, beneide die nicht, welche
Uebels thun.

7 Sei still zu Gott und sein gewärtig: ereifere
dich nicht ob dem, dem's glückt auf seinem Wege,
ob dem, der, was er sinnt, zu Ende führt.

8 Steh' ab vom Zorn und laß den Grimm, ereifere dich nicht,
nur um zu sünd'gen.

Dieselben Ermahnungen wiederholt auch das Spruchbuch (Sprichw. 3, 31; 23, 17; 24, 1. 19) in Theilen des Buchs, die gewiß nicht aus der Salomonischen Zeit herrühren. Und welchen Kampf es dem Sänger von Ps. 73 kostete, bevor er solche Regungen von Zorn und Neid über das Glück der Gottlosen, die auch ihn „beinahe von dem Wege Gottes abgelenkt hätten“, innerlich überwunden hatte, bezeugt die ganze erste Hälfte seines Liedes:

2 Nur wenig fehlte, wären meine Füße abgewichen,
fast nichts, und meine Schritte hätten sich verlaufen.

Denn wenn ich sah der Sünder Wohlergehen, so weckte ihre
Hoffart meinen Neid.

Denn schmerzenfrei ist, frisch und wohlgenährt ihr Leib.

5 Nicht ficht sie an der Menschen Elend, nicht treffen Schläge sie gleich andern Menschen.

Deshalb reckt Hochmuth ihre Hälse, ist ihre Kleiderhülle Uebermuth.

Von ihrem Fett geht aus ihr Sündigen, quillt über, was das Herz erfann.

Und höhnisch führen sie boshafte Reden, von Unterdrückung reden sie aus stolzer Höh'.

Sie heften ihre Mäuler an den Himmel, und durch die Erde wandert ihre Zunge hin.

10 Deshalb kehrt sich mein Volk nach dieser Seite, schlürft Wasser dort in Menge ein,

Und spricht: wie sollte Gott sich darum kümmern, und nimmt der Höchste dessen wahr?

Sieh, sind doch diese Menschen Sünder, und immer ruhig häufen Reichthum sie.

Nein, ganz umsonst hab ich das Herz mir rein erhalten, in Unschuld meine Hände mir gewaschen,

Bin ich doch alle Zeit hindurch geschlagen, und jeder Morgen bringt mir Züchtigung.

15 Wenn ich nun so zu sprechen dächte, so würd' abtrünnig ich dem Kreise Deiner Kinder.

Ich dachte nach, dies zu begreifen, ein Unrecht war in meinen Augen es.

Während nun diese Sänger die aufsteigenden Zweifel an einer gerechten Vertheilung der menschlichen Lebenslose, ein jeder auf seine Weise, niederzukämpfen und sein Gottvertrauen zu rechtfertigen sich bemühten, erzeugte dagegen bei Andern der Glaube, daß alles Unglück, das uns verfolgt, von uns verschuldet und eine Strafe des Himmels sei, jene trübe, trostlose Seelenstimmung, in der man sich von Gott verlassen und verstoßen wähnt: er hat sich von uns abgewendet, verbirgt vor uns sein Angesicht und unabänderlich lastet auf uns sein Zorn und seine Ungnade. Unter der Last dieser ihn niederbeugenden Empfindungen seufzt z. B. der Dichter des 13. Psalms:

2 Wie lange, Herr, willst mein Du immerfort vergessen?
wie lange noch birgst Du Dein Angesicht vor mir?

Wie lange soll ich Sorgen in der Seele hegen,
im Herzen Kummer Tag für Tag?

Daher jener Nothschrei, der sich im 6. und 38. Psalm aus tiefstem Elende zu Gott erhebt:

2 Gott, nicht in Deinem Zorne zücht'ge mich, und straf mich
nicht in Deinem Grimme.

Denn Deine Pfeile sind auf mich herabgekommen, auf mich
herabgekommen Deine Hand.

Nichts ist mehr heil an meinem Fleische, denn du zürntest,
Nichts unverfehrt an meinen Gliedern, weil ich sündigte.

5 Mein Sündenelend ist mir über's Haupt gestiegen,
wie eine schwere Last ist es zu schwer für mich.

Das tiefe Schuldbewußtsein, das sich namentlich in diesen letzten Worten ausspricht, und das Absehen von Andern, die, ebenso schuldig, vielleicht noch größere Sünder, sich gleichwohl eines heiteren und glücklichen Lebens erfreuen dürfen, lassen es bei diesen Sängern zu keinen Klagen und Vorwürfen wider Gott, sondern nur zu demüthigen Bitten um Schonung und Veröhnung kommen.

Aber in der Art, wie der Verfasser des 22. Psalms an den „heiligen, von Israels Festgesängen hoehgehobenen, von den Vätern als Retter und Schirmer der Seinen vielfach gefeierten Gott“ die Frage richtet: warum er denn ihn, den ihm von Mutterleibe an treu ergebenen und vertrauenden Diener dem Hohn und Spott, der Verfolgung und Schadenfreude der Ungläubigen preisgebe und von ihnen, wie ein schwaches Wild von Raubthieren und Hunden, zu Tode hegen lasse? — in dieser Frage klingt doch der indirecte Vorwurf eines Widerspruchs des göttlichen Verfahrens gegen seine schuldlose Person mit jenen an ihm so gepriesenen Eigenschaften durch:

2 Mein Gott, mein Gott, warum verläßt Du mich,
bleibst fern von meiner Hülfe, meinem Hülfsgeschrei?

O Gott, ich ruf' bei Tag und Du gibst mir nicht Antwort,
bei Nacht, und mir wird keine Ruh.

Und Du bist doch der Heilige, thronst auf den Lobgesängen Israels.

5 Auf Dich vertrauten unsre Väter, vertrauten und Du redetest.

An Dich erging ihr Ruf — so wurden sie gerettet,
auf dich vertrauten sie, und wurden nicht beschämt.

Und ich — ein Wurm, nicht mehr ein Mensch —
 der Menschen Schmach, verachtet von den Leuten,
 Die mich erblicken, alle spotten meiner,
 verziehn den Mund und schütteln mit dem Kopf:
 „Er traute Gott — so möge er ihm helfen,
 er rette ihn, weil er ihn doch so liebt!“

- 10 Denn Du warst ja mein Hort, seit ich geboren wurde,
 an meiner Mutter Brust schon gabst Du mir Vertrau'n,
 Auf Dich ward ich von Kindheit an getröstet,
 von meiner Mutter Leib an warest Du mir Gott.

Wenn aber der Dichter des 44. Psalms ähnliche Klagen über Vernachlässigung von Seiten Gottes erhebt, der einst die Väter bei der Einnahme des Landes zum Siege geführt, jetzt aber ihre Nachkommen dem Feinde preisgebe und zum Spott der Heiden mache, so knüpft er daran mit ausdrücklichen Worten den Vorwurf, daß sie dies Schicksal nicht um ihn verdient hätten, daß also Gott, wenn er seinem Namen eines Gottes Israels, des heiligen und gerechten, entsprechend handeln wolle, aus seiner Unthätigkeit erwachen und den Seinen zu Hülfe kommen müsse.

Ps. 44, 10 ff.

- 10 Doch hast Du uns verstoßen und beschimpft, und ziehst nicht
 aus mit unsern Heeren.
 Du lässest vor dem Feind uns rückwärts weichen, und unsre
 Hässer holen Beute sich.
 Wie Schlachtvieh hast Du uns dahin gegeben. und unter
 Heiden uns zerstreut,
 Verkaufst Dein Volk um Schleuderpreise und gehst in unsrer
 Schätzung nicht gar hoch.
- 15 Hast uns zum Spott gemacht für unsre Nachbarn, zu Schmach
 und Schimpf rings um uns her.
 u. s. w.
- 18 Dies Alles kam, trotz daß wir Deiner nicht vergaßen,
 nicht treulos waren Deinem Bund.
 Es war nicht unser Herz zurückgewichen,
 noch lenkte unser Schritt von deinem Wege ab,

20 Daß da, wo jetzt der Schafal haust, Du uns zermalmtest,
und auf uns decktest Todesnacht.

Wenn wir den Namen unseres Gott's vergessen
und einem andern Gott die Hände ausgebreitet hätten,

Wie hätte Gott dies nicht erfahren,
er, der des Herzens Heimlichkeiten kennt?

Nein, deinetwegen wurden wir gemordet all die Zeit,
sind Schafen gleich geachtet, die zur Schlachtbank gehn.

Steh' auf, was schläfst Du, Herr?

Erwache, und verwirf nicht immerdar!

25 Warum Dein Angesicht verbergen?

vergiffest unser Elend, unsre Pein?

Denn bis zum Staub gebeugt ist unsre Seele,
am Boden haftet unser Leib.

Auf, uns zur Hülff! Um Deiner Gnade willen
mach uns frei!

Der Sänger spricht im Namen seines Volkes, desjenigen Volkes, das mit Gott einen Bund eingegangen war und sich verpflichtet hatte, diesen ihm von Mose verkündigten Gott, der es aus Aegypten geführt hatte, als den einzigen, allein wahren Gott anzuerkennen und ihm zu dienen, wofür es aber von ihm als sein Volk angesehen und gegen alle seine Feinde geschützt werden sollte. — Mit der Behauptung, daß das Volk diesen Bund nicht gebrochen und zu keinem andern Gott seine Hände betend ausgebreitet habe, steht unser Dichter ziemlich vereinzelt da; denn vor dem babylonischen Exile und selbst noch während der Dauer desselben ist ja der Abfall von diesem Gott und das hinter ausländischen Götzen Herlaufen die stehende Klage aller Propheten, und in seiner Verstoßung und Zerstreuung unter andere Völker erkannte das Volk in tiefster Reue die Gerechtigkeit der ihm zu Theil gewordenen Strafe. Erst im neuen Jerusalem, unter Serubabel, Esra und Nehemia verstummt allmählig jener Vorwurf der Abgötterei, und es ist daher die in unserem Liede so feck hervortretende Berufung auf unverlegte Bundestreue ein sicheres Zeichen seiner nachexilischen Abfassung; in eben dies Zeitalter gehört auch die Meinung, daß ein äußerliches Glaubensbekenntniß und das Fernbleiben von Heidnischem als Beweis jener Bundestreue genüge und gerechte Ansprüche auf Gottes Gegendienste, auf Schutz und Sieg im Kampfe mit feindlicher Uebermacht, verleihe. Es ist der Geist des spätern

Judenthums, der sich in diesen Klagen und Vorwürfen ausspricht, und diese Klagen eines auf seine leibliche Abstammung von einem vor allen übrigen Völkern auserwählten Lieblingsvolke Gottes stolzen, und auf die ihm von daher zukommenden Rechte pochenden Volkes müssen nothwendig alle diejenigen kalt lassen, die nicht in diesem historisch gegebenen und rein sinnlich und äußerlich aufgefaßten Bundesverhältnisse zu Gott stehen.

Aber schon lange vorher — die Zeit läßt sich leider nicht genau bestimmen — tritt uns ein Schriftsteller entgegen, der nicht bloß als Sprecher eines einzelnen, anmaßlichen Volksstammes, sondern als Repräsentant der leidenden Menschheit überhaupt es gewagt hat, den in seinem Volke zwar tief eingewurzelten, aber, wie wir gesehen haben, doch schon vom Zweifel angefressenen Lehrsatz, daß alles Uebel in der Welt, das sowohl Einzelne, als eine Gesamtheit von Individuen treffen mag, verschuldet und eine wohlverdiente göttliche Strafe sei, offen zu bekämpfen, und was zu seinen Gunsten angebracht wird, mit Gründen zu widerlegen, auf welche dessen Vertheidiger die Antwort schuldig bleiben. Dieser kühne Denker, der sich zwar den Schein eines ausländischen, mit Mose und den Propheten ganz unbekanntem und außerhalb des Lebens des israelitischen Volkes und seiner Geschichte stehenden Mannes gibt, dessen Sprache und Ideenkreis aber unverkennbar den geborenen Hebräer verrathen, ist der Verfasser des Buches Hiob, eines schriftstellerischen Kunstwerkes, das an Ideenfülle, Schönheit der Sprache und dichterischem Schwunge unter den Schriften des alten Testaments eine der ersten Stellen einnimmt und in der religiösen Literatur des Alterthums, ja aller Zeiten, in seiner Art einzig dasteht.

In seiner jetzigen Gestalt ist zwar dem Buche seine polemische Spitze abgebrochen. Um seiner Aufnahme in die Sammlung heiliger Schriften würdig zu werden und geeignet zu öffentlicher oder privater Erbauung hat es eine geschichtliche Einkleidung und mehrere, zum Theil sehr umfangreiche Zusätze erhalten, die sämmtlich den Zweck haben, die in jener Streitschrift erhobenen Zweifel und Einwürfe gegen die traditionelle Lehre niederzuschlagen und die ihre natürlichen Schranken verkennende Speculation zur Bescheidenheit und zum Verzichtleisten auf Begründung des großen Weltrathsels zurückzuführen. Auf diese Weise ist die ursprünglich auf Kampf und Widerspruch angelegte Schrift schließlich zu einer glänzenden Theodicee umgestaltet und der Frömmigkeit zum Siege über Unglauben und Zweifel verholfen worden.

Wir lassen nun diese Zugaben vorerst unberücksichtigt, um

den Verfasser der Hauptschrift, welche in den Kap. 3—31 enthalten ist, allein auf dem Gang seiner Untersuchung zu begleiten und lassen dann die zur Lösung der dort aufgeworfenen und unerledigt gebliebenen Streitfrage, nach unserem Dafürhalten, später angefügten Stücke der Reden Elihu's (Kap. 32—37), der Reden Gottes (Kap. 39—41), des Prologs (Kap. 1 und 2) und Epilogs (Kap. 42), sowie des im Kapitel 28 enthaltenen lyrischen Stückes: von der menschlichen und göttlichen Weisheit später folgen¹).

¹) Die wissenschaftliche Begründung dieser, in der bisherigen Auslegung des Buches Hiob nur zum Theil und in weit bescheidenerem Maße behaupteten Nothwendigkeit einer Unterscheidung zwischen älteren und jüngeren Bestandtheilen ist in meinem Aufsatz: Ueber die Integrität des Buches Hiob (Jahrb. der protest. Theologie, Lpz. 1875, I, 688 ff.) und in einer Rechtfertigung desselben gegen erhobene Einwände (ebendas. B. III, 540 ff.) versucht worden.

Das Buch Hiob.

I. Das Problem.

1. Hiobs Klage. Einst und Jetzt.

Kap. 29, 2 ff.

O wer mir gäbe gleich der Vorzeit Monden,
den Tagen gleich, wo Gott mein Schirmer war,
Als seine Leuchte ob dem Haupt mir glänzte,
bei seinem Licht ich durch das Dunkel ging,
So wie ich war in meiner Wohlfahrt Tagen,
da Gott als Freund auf meine Stätte sah;
5 Als der Allmächt'ge noch an meiner Seite,
und um mich rings der Söhne Schaar!
Da badet ich in Milch die Füße,
der Felsen goß mir Ströme Dels¹⁾.

Ging in die Stadt ich hin zum Thore,
nahm auf dem Markte meinen Sitz —
Sah mich ein Junger, er verbarg sich,
der Greis erhob sich und blieb stehn,
Die Fürsten hielten inn' im Sprechen,
und legten ihre Hand an ihren Mund,

¹⁾ D. h.: Ueberfluß an Milch lieferten meine in grasreichen Triften wohlgenährten Heerden, Fülle von Del die mit Delbäumen reich besetzten nackten Felsberge.

- 10 Der Edeln Stimme ging sich bergen,
 es flebte ihre Zung' an ihrem Gaumen fest.
 Denn, hört' ein Ohr von mir, es pries mich glücklich,
 das Auge, das mich sah, verkündigte mein Lob.
 Denn Rettung schaffte ich dem fleh'nden Armen,
 dem Waisenkind, das ohne Beistand war.
 Es dankte segnend mir der Hoffnungslose,
 der Wittwen Herz regt' ich zu Jubel auf.
 Recht zog als Kleid ich an, es diente mir als Hülle,
 als Mantel und als Stirnband die Gerechtigkeit.
- 15 Dem Blinden war ich Aug', dem Lahmen Fuß,
 Ein Vater war ich für die Armen;
 den Streit auch dessen, der mir fremd war, prüfte ich.
 Zerschmettert hab' ich das Gebiß des Frevlers,
 riß aus den Zähnen ihm den Raub. —
- So dacht ich denn, ich würd' mit meinem Neste sterben,
 und wie der Phönix¹⁾ Tag an Tage reih'n.
 Dem Wasser stünd' der Weg zu meiner Wurzel offen,
 und weilen würde Nachts der Thau auf meinem Laub;
- 20 Mein Ruhm würd' immer neu,
 mein Bogen in der Hand an Spannkraft sich verjüngen,
 Auf mich nur hörten sie²⁾ und würden auf mich warten,
 und schweigend nahmen sie dann meine Rathschläg' an.
 Kein Andrer spräche mehr, wenn ich geredet hätte,
 so flöß' der Rede Thau von mir auf sie herab.

¹⁾ Wie der Phönix — so erklären in dieser einzigen Stelle die jüdischen Ausleger das hebräische Wort, das sonst überall Sand bedeutet, und allerdings paßt nur diese Deutung zu dem vorangehenden „ich würd' mit meinem Neste sterben“.

²⁾ Wenn man dieses und die folgenden Zeitwörter mit den meisten Auslegern im Sinne der Vergangenheit übersetzt: „sie pflegten zu hören — warteten — nahmen u. s. w.“, so würde uns Hiob in diesen Versen nicht seine Zukunftsträume auseinandersetzen, sondern die Schilderung der früheren Jahre des Glücks und seines Ansehens bei den Menschen wieder aufnehmen. Nach dem schönen Abschluß, den diese Schilderung in den Versen 18—20 erhalten hat, erschiene aber ein solches Zurückgehen in die Vergangenheit so störend, daß die Verse 21—25 dem Verdacht einer späteren Einschaltung und Erweiterung des bereits Vers 8—10 Gesagten kaum entgegen dürften.

Sie warteten auf mich, wie man auf Regen wartet,
 wie man mit offenem Mund auf Frühlingsregen harret.
 Verlachen könnt' ich die, die kein Vertrauen haben,
 der Stirne Heiterkeit, sie trübte niemand mir.
 25 Wenn ich's mit ihnen hielt, so saß ich als der Erste,
 und thronte wie ein Fürst inmitten seiner Schaaren,
 als stände Trauernden ein Trostespende auf.

Kap. 30.

Und jetzt — verhöhnen mich die jünger sind an Jahren,
 Von Vätern, die ich nicht für werth erachtet,
 sie meinen Schäferhunden gleichzusetzen.
 Selbst ihrer Arme Kraft, was ist sie mir? ist sie
 an ihnen doch verloren ganz und gar;
 In Mangel und in Hunger ist sie unfruchtbar geworden;
 Sie, die benagen dürre Deden¹⁾ und grauenvolle Wüstenei'n.
 Dort pflücken Melde sie am Strauche,
 die Ginsterwurzel ist ihr Brod.
 5 Man jagt sie aus der Leute Mitte,
 schreit wie ob Dieben über sie.
 So müssen sie in Schauerthälern wohnen,
 in unterird'schen Löchern und im Felsgeklüft.
 Sie schreien zwischen Sträuchern wie die Esel,
 begatten unter Dornen sich.
 Nichtsnutziges und namenlos Gefindel,
 das man zum Land hinaus zu peitschen pflegt,
 Ihm bin ich jetzt zum Lied und zum Geschwätz geworden,
 10 Ihm ekelt es vor mir, sie bleiben in der Ferne,
 ob meinem Anblick sparen sie den Speichel nicht.
 Weil meinen Strick er löste, mich erniedrigt hat,
 Drum haben sie vor mir den Zaum nun abgeworfen.
 [Rechts hebt sich eine Brut, die meiner Füße ledig
 sich Unheilswege bahnen wider mich,

¹⁾ Im Texte steht ein Wort, das gestern Abend bedeutet und in diesem Zusammenhange natürlich sinnlos ist. Die Uebersetzung Deden beruht auf einer leichten Buchstabenversetzung.

- Zerstören mir den Weg und helfen mich verderben
und brauchen selbst der Hülfe nicht¹).
- Sie dringen auf mich ein als wie durch breite Bresche
und wälzen unter Trümmern sich heran².)]
- 15 Ja, umgewandelt ist er mir und Todeschrecken
jagt wie ein Sturmwind fort mein Glück,
und wie ein Nebel ist mein Heil zerronnen.
Und nun ergießt sich klagend meine Seele,
es haben meine Unglückstage mich erreicht.
Nachts werden aus dem Leib die Knochen mir gerissen,
und das, was an mir nagt, legt sich zur Ruh nicht hin.
Mit Allgewalt wird mir die Hülle abgezogen (die Haut löst
sich ab, s. V. 30),
die wie mein Unterkleid mich enge sonst umschloß.
In Roth hat er mich hingeworfen
und ich bin Staub und Asche gleich.
- 20 Ruf ich zu Dir, gibst Du nicht Antwort,
als ich noch aufrecht stand, da nahmst Du meiner wahr.
Zum Wüthrich hast Du Dich nun gegen mich gewandelt,
mit Deines Armes Wucht verfolgst Du mich als Feind,
Hebst in die Luft mich auf, daß mich der Sturmwind reite,
mich stückweis auseinander reiß'.
- Bin ich mir doch bewußt, daß Du zum Tod mich führst,
Zu dem Versammlungsort von Allem, was da lebt.

¹) Oder nach einer ansprechenden Textverbesserung: Zu meinem Sturze helfen die, welchen niemand Einhalt thut.

²) Die eingeklammerten Verse 12—14 sind entweder aus einem andern Zusammenhange hierher versetzt worden, oder es sind vorher einige Verse ausgefallen, in welchem ein „Zur Linken“ dem hier ganz unmotivirten „rechts“ entsprach. Denn unvorbereitet treten hier auf einmal, wie 16, 14, 19, 12, unter dem Bilde von anstürmenden Belagerern die Schmerzen auf, mit welchen Gott, wie ein feindlicher Heerführer, Hiobs Lebenskraft untergräbt und zu Falle bringt. Die seltsame Redensart „meiner Füße ledig“ deutet wahrscheinlich auf einen Verlust der Selbstbeherrschung. Bis jetzt hatte Hiob im Kampf mit den über ihn verhängten Leiden den wilden Affecten des Schmerzes gleichsam den Fuß auf den Nacken gesetzt und sie niedergehalten. Nun ist seine Kraft erschöpft, sein Widerstand gebrochen, sie haben sich seiner Füße entledigt, wie, nach einem andern Bilde, Vers 11, das Pferd den Zaum abwirft, und sie erstürmen jetzt als Angreifer die Feste seiner gebrochenen Willenskraft.

- Zwar dem, der sich vergriff, hilft seine Bitte wenig,
verachtet wird sein Flehn, wenn er im Unglück ist¹⁾.
- 25 Doch weint' ich nicht ob dem, den schwere Zeiten drückten?
War ohne Mitgefühl ich für des Armen Noth?
Auf Gutes hoffte ich, jedoch es traf mich Schlimmes,
ich wartete auf Licht, und es kam Finsterniß.
Es wallt mein Inn'res auf und kommt zu keiner Ruhe,
ja, meine Unglückszeit, sie hat mich jetzt erreicht.
Geschwärtzt geh' ich einher und doch ist keine Hitze
und raff' ich mich empor, schrei ich vor aller Welt.
Dem (heulenden) Schakal bin ich zum Bruder worden,
Dem Strauß (dem wimmernden)²⁾ hab' ich mich beigefellt.
- 30 Geschwärtzt ist meine Haut und schält sich mir vom Leibe
und von des Fiebers Blut ist mein Gebein entbrannt.
So ist zum Trauerlied mir meine Zither worden,
es ward zum Klaggesang die Weise der Schalmei.

Der Mann, der diesen wehmüthigen Rückblick auf eine glückliche Vergangenheit im Gegensatz zu seiner traurigen Gegenwart wirft, heißt in der Ueberschrift der beiden Kapitel *Hiob* (*Ijob*), in Uebereinstimmung mit der geschichtlichen Einleitung, die dem ganzen Buche in den zwei Anfangs-Kapiteln vorgelegt ist. In den so zahlreichen genealogischen Verzeichnissen unserer alttestamentlichen Geschichtsbücher kommt dieser Namen nicht weiter vor, obwohl er ächt hebräischer Bildung ist. Dies kann uns um so weniger befremden, als *Hiob* zufolge jener Tradition des ersten Kapitels, an deren Richtigkeit zu zweifeln wir keinen Grund haben, auch seiner Heimath nach nicht zu den Kindern *Israels*, sondern zu den „Söhnen des Ostens“ (1, 3) gehörte und „im Lande *Uz*“ ansässig war, d. h. im Südosten von *Palästina*, in der Nachbarschaft der *Edomiter*, unter einem jener halbarabischen Semitenstämme, die zwischen *Palästina* und *Mesopotamien* ihre Wohnsitz hatten und theils als *Nomaden* sich herumtrieben, theils auch kleine Reiche bildeten, so daß *Jeremia* 25, 20 von „Königen im Lande *Uz*“ sprechen konnte.

¹⁾ Die schwierigen Worte werden sehr verschieden erklärt, ich glaube aber die davon gegebene, dem Zusammenhang angemessene Uebersetzung ergetisch rechtfertigen zu können.

²⁾ Die Beiwörter „heulend“, „wimmernd“ sind zum besseren Verständniß der Vergleichung beigefügt worden und stützen sich auf Stellen wie *Micha* 1, 8.

Halten wir uns einstweilen nur an dasjenige, was uns von Hiobs persönlichen Umständen in den obigen zwei Kapiteln zu erkennen gegeben wird, so erscheint uns Hiob als ein begüterter, hochangesehener Landedelmann und Familienvater, der, wenn „er in die Stadt kommt“, bei dem Thore, d. h. auf dem morgenländischen Forum, seinen Platz einnimmt, um an den Berathungen über öffentliche Angelegenheiten und in Streit- händeln als Richter seine Stimme abzugeben. Da genießt er, nicht bloß als reicher Mann, sondern noch mehr durch seine unbestechliche Rechtlichkeit, als Beschützer der Unschuld, als Vater von Wittwen, Waisen und Armen, als strenger Richter der Habgier und Ungerechtigkeit und durch die Gewalt seiner siegreichen Beredsamkeit ein beinahe fürstliches Ansehen. Wer von ihm hörte und wer ihn sah, pries ihn als einen der glücklichsten Sterblichen, und ihm selbst erschien sein Glück ein unverwerfliches Zeugniß der Zufriedenheit und Freundschaft seines ihn so reichlich segnenden Gottes. Da nun weder in seinen Gesinnungen, noch in seinem Wandel eine Abweichung von seiner bisher befolgten, strengrechtlichen Lebensregel eingetreten war, so überließ sich Hiob der scheinbar wohlbegründeten Erwartung, auch Gott, dem er so treulich diente, werde fortfahren, sein Freund und Beschirmer zu sein und ihn im ruhigen Genuß seiner wohlverdienten Lebensgüter das Ziel einer bis ins höchste Alter ausgedehnten irdischen Laufbahn erreichen und lebensfatt sterben lassen.

Da, auf einmal, ohne Veranlassung von seiner Seite, scheint sich der bisher so gnädig gesinnte Gott in seinen ärgsten Feind und Verfolger verwandelt zu haben. Eine ekelhafte Krankheit, den angegebenen Symptomen nach die schlimmste Art des morgenländischen Aussages, wirft ihn aufs Krankenlager, foltert ihn mit den unerträglichsten Schmerzen, seine Haut wird schwarz und löst sich eiternd von ihm ab, Fieberhitze und Gliederreißen rauben ihm selbst die so nöthige Nachtruhe und der Ekel und die Gefahr der Ansteckung scheucht alle Welt aus seiner Nähe fort. Mein Weib und meine Kinder, klagt er in einer andern Stelle (Kap. 19), meiden den verpestenden Hauch meines Athems, mein Hausgesinde versagt mir den Gehorsam, Verwandte und Bekannte halten sich ferne, und so liegt nun der früher so bewunderte und hochgefeierte Mann einsam und verlassen vor dem eigenen Hause an der Straße und muß nackt und wehrlos den Spott und Hohn vorüberziehenden Gesindels über sich ergehen lassen, das man überall, wo es sich blicken ließ, fortzupeitschen pflegte. Denn diese schreckliche Krankheit galt nach der herrschenden Ansicht als eine Strafe Gottes und seine bisher bewiesene

Rechtchaffenheit mußte also in den Augen der Zeitgenossen sich als Heuchelei und als ein Deckmantel geheimer Sünden herausstellen.

Wenn also Hiob unter solchen Umständen das Einst mit dem Jetzt verglich, so ist es nur zu begreiflich, daß „seine Seele sich in bitteren Klagen ergoß“.

2. Die Freunde.

Kap. 2, 11 ff.

Und es vernahmen drei Freunde Hiobs all dies Unglück, das über ihn gekommen war, und sie kamen jeder von seinem Ort, Eliphas der Themanite, Bildad der Schuchite und Zophar der Naamathite, und sie kamen überein, daß sie hingehen wollten, ihm ihr Beileid zu bezeigen und ihn zu trösten. Und sie erhoben ihre Augen von ferne und erkannten ihn nicht. Da erhoben sie ihre Stimme und weinten und zerrissen ein jeder sein Kleid und streuten Staub gen Himmel auf ihre Häupter. Und sie setzten sich zu ihm auf die Erde sieben Tage und sieben Nächte und Keiner sprach zu ihm ein Wort; denn sie sahen, daß sein Schmerz sehr groß war.

Wie der Verfasser des Prologs den Namen Hiobs und seiner Heimath, des Landes Uz, in dem Original, das er überarbeitete, bereits vorgefunden haben mag, ebenso auch die Namen der ihn besuchenden Freunde, die, wie Hiob selbst, ihre Heimath außerhalb der Grenzen des israelitischen Gebiets haben. Eliphas ist ein uralter edomitischer Namen (1. Mos. 36, 4), wie denn auch sein Wohnort Theman immer in Verbindung mit dem Edomiterlande erwähnt wird (Amos 1, 12. Ezech. 25, 14. Jerem. 49, 7. Obad. 8 u. 9); Schuch, die Heimath Bildads, kommt nicht weiter vor; da dies aber der Namen eines der Söhne Abrahams von der Ketura, seinem Kebsweibe ist, so werden seine Nachkommen, die Schuchiten, wohl auch zu den Bewohnern des „Ostlandes“ gehört haben, wohin Abraham die Söhne der Ketura zu Gunsten seines legitimen Sohnes Isaak mit Geschenken abgefertigt hat (1. Mos. 25, 2. 6). Nicht anders wird es sich mit Naama, dem Wohnorte Zophars verhalten, da die judäische Stadt dieses Namens (Jos. 15, 41) kaum darunter gemeint sein kann.

3. Hiobs Verzweiflung.

Kap. 3. Da that Hiob seinen Mund auf und verwünschte den Tag seiner Geburt. Und Hiob hob an und sprach:

Verloren geh' der Tag, der mich gebar,
die Nacht, die sprach: es ist ein Mann empfangen.
Der Tag — er werde Finsterniß, nicht frage Gott nach ihm von oben,

und nicht erglänze über ihm des Lichtes Strahl!

5 Es mögen Nacht und Todesgrau'n sich um ihn streiten
und über ihm sich lagern schwarz Gewölk,
und schrecken mögen ihn Verfinsterungen!

Und jene Nacht — es raffe sie das Dunkel hin,
nicht schließe an sie sich des Jahres Tagen,
sie dränge nicht sich in der Monden Zahl!

Ja, jene Nacht, sie mög' unfruchtbar bleiben,
nie komm' in sie ein Freudenruf¹⁾.

Verwünschen sollen sie die Tagsverflucher,
die es versteh'n, den Drachen aufzuregen²⁾.

Erdunkeln sollen ihr die Sterne, wenn es dämmert,
sie seh' dem Licht entgegen — doch umsonst,
und nie erblicke sie der Morgenröthe Wimpern.

10 Denn nicht verschloß sie meines Werdens Thore,
verbarg vor meinem Aug' die Trübsal nicht.

Warum konnt' ich vom Mutterleibe weg nicht sterben,
verließ der Mutter Schoß und hörte auf zu sein?

Warum doch kamen Kniee mir entgegen,
und weshalb haben Brüste mich gesäugt?

So würde jetzt ich ruhig liegen,
ich würde schlafen, hätte Raft

¹⁾ Nämlich über die Geburt eines Kindes; denn sie soll unfruchtbar bleiben.

²⁾ Die Tagsverflucher sind Zauberer, die durch ihre Bannflüche den himmlischen Drachen (das Sternbild der Schlange) aufreizen, daß er Sonne oder Mond verschlinge. So scheint es, erklärte sich der astrologische Volksaberglaube die Entstehung von Sonnen- und Mondfinsternissen. Es ist dies nicht die einzige mythische Vorstellung, der wir in dem voraussetzungsweise auf nichtisraelitischem Boden entstandenen Buch Hiob begegnen.

- Bei Königen und bei Landesfürsten,
 die ganze Städte¹⁾ sich zur Wohnung bauten,
 15 Bei Staatsbeamten, reich an Gold,
 die ihre Häuser sich mit Silber füllten.
 [Wär' ich als Fehlgeburt verborgen nie entstanden,
 den Kindern gleich, die nie das Licht erblickt.]²⁾
 Da feiert endlich der Tyrannen Drängen,
 und die an Kraft erschöpft — sie kommen dort zur Ruh;
 all die Gefangenen³⁾ — sie können endlich rasten,
 der Treiber Stimme trifft nicht mehr ihr Ohr.
 Groß oder Klein, sie weilen dort nun beide,
 und es ist jetzt der Knecht von seinem Herren frei.
 20 Warum nur spendet Licht er den von Müh' Geplagten,
 warum das Leben dem, an dem der Kummer nagt,
 Die harren auf den Tod und ihn nicht finden,
 und eifriger nach ihm, als wie nach Schätzen, spä'h'n,
 Sich freuen bis zum Jubel, fröhlich werden,
 wenn endlich sie ein Grab erlangt?
 Warum dem Manne dem sein Weg verborgen,
 weil Gott ihn rings umzäunet hat?
 25 Denn näher als mein Brod liegt mir das Stöhnen,
 und meine Klage strömt wie Wasser hin.
 Bangt mir vor etwas, wird's auch kommen,
 und alles, was mich ängstigt, trifft auch ein.
 Nicht hab' ich Friede, Rast noch Ruhe,
 und immer folget neue Störung nach.

¹⁾ ganze Städte — nach einer leichten Veränderung des hebräischen Wortes, welches den unpassenden Sinn gibt: Die Ruinen aufbauten. Andere leihen dem Worte die unerweisliche Bedeutung: Die Pyramiden bauten, was zu den folgenden „von Gold und Silber strokenden Häusern“ (nicht Grabdenkmälern) nicht einmal passen würde. Die Worte enthalten vielleicht eine Anspielung auf 1. Moj. 10, 11. —

²⁾ Dieser Vers (V. 16), welcher den Zusammenhang unterbricht, hätte seine Stelle besser zwischen den Versen 10 und 11.

³⁾ Man denke z. B. an die unglücklichen Kriegsgefangenen, die in den ägyptischen Bergwerken arbeiten mußten, s. Diodor, III, 11—14. Übers., durch Gosen zum Sinai, S. 152.

Als Hiob, von Allen scheu gemieden, oder als ein von Gott gerichteter Sünder von niedrigen Menschen die ihn nicht mehr zu fürchten brauchten frech verhöhnt, sich endlich in Gegenwart von treu ausharrenden Freunden sieht, bei welchen er Theilnahme und Verständniß seiner trostlosen Lage zu finden hoffte, da bricht der lang verhaltene Unmuth über das unverdiente Schicksal, das ihn betroffen hatte, in laute Verwünschungen über die Unglücksstunde aus, die ihn in dies elende Leben gerufen hatte. Wäre er doch lieber gleich nach seiner Geburt gestorben, so befände er sich jetzt an dem Orte, wo zuletzt Hohe und Niedrige hingelangen, wo Städte erobernde Fürsten und reich gewordene Magnaten ihrer einst vielbeneideten Macht und ihrer angesammelten Schätze ledig, und das vielgeplagte niedre Volk der Freiheit und Ruhe theilhaft wird, die namentlich er selbst jetzt so schmerzlich vermißt. Warum jetzt aber der Herr des Lebens überhaupt selbstbewußte Wesen in ein Dasein, das ihnen statt Genuß und Freude, nur Pein und Qualen darbietet? Wären sie nicht besser in ihrem Nichts verblieben, nach welchem sie sich wie nach der größten Wohlthat sehnen und dem Tod als ihrem Erlöser mit Ungeduld entgegensehen?

Mit dieser Verallgemeinerung und Ausdehnung seines besonderen Falles auf das ähnliche Schicksal so vieler anderer Unglücklichen gestaltet sich jene Frage Hiobs von selbst zu einer Anklage Gottes, seiner Welteinrichtung und Weltführung.

Eine solche freche Antastung des Glaubens an eine weise, nicht nach Willkühr und Laune, sondern nach vernünftigen und wohlmeinenden Zwecken handelnde göttliche Vorsehung veranlaßt nun die Freunde Hiobs auch ihrerseits das bisher beobachtete schonende Stillschweigen zu brechen. Als fromme Männer fühlen sie sich berufen, die schwer verletzte Ehre ihres Gottes gegen jene Anklage in Schutz zu nehmen, als Freunde, die gekommen waren, den tiefgebeugten Freund zu trösten, glauben sie, diesen Zweck am sichersten zu erreichen, wenn sie seinen erschütterten Glauben an Gottes Gerechtigkeit und Güte wieder aufrichten und ihn dadurch zur Besonnenheit und Mäßigung, zur stillen Ergebung in Gottes Führungen und zu der Hoffnung zukünftiger besserer Tage zurückführen.

Dieser, bei Hiobs gereizter und aufgeregter Gemüthsstimmung, schwierigen Aufgabe unterzieht sich zunächst *E l i p h a s*, der älteste und erfahrenste jener drei Männer, und wie behutsam und schonend er die Sache angreift, wird aus jedem Worte der folgenden Ansprache sich ergeben.

4. Des Eliphās erste Rede.

Kap. 4.

Da begann Eliphās, der Themanite, und sprach:

Spricht man ein Wort zu Dir, wird's Dich verdrießen?

Doch seine Worte hier zu hemmen, wer vermags?

Sieh, Manchen lehrtest du, hast schlaffe Arme neu gekräftigt.

Es hob empor den Sinkenden Dein Wort,

und Kniee, die brachen, hast du aufgerichtet.

5 Nun freilich, kommt's an Dich, fehlts Dir an Kräften,

Berührt's Dich selbst, bist du verzagt.

Gibt deine Frömmigkeit Dir denn nicht Hoffnung?

vertraust du deines Wandels Unschuld nicht?

Besinne Dich. Wer schuldlos war, ging der je unter?

Wo wurden Redliche je hingerafft?

Nach dem, was ich geseh'n — die, welche Frevel pflügten,

des Uebels Samen ausgestreut, sie ernteten dasselbe ein.

Vom Schnauben Gottes geh'n sie unter, vor seinem Zornhauch
schwinden sie.

10 Zwar brüllt der Leu, erhebt die Stimme,

doch seine Löwenzäh'n' sind eingeschlagen,

es stirbt der Alte, weil der Raub ihm mangelt,

der Löwin Brut zerstreuet sich.

Zu mir hat sich ein Gotteswort gestohlen,

sein leises Flüstern drang zu meinem Ohr.

Zur Zeit, wo Träume unsern Sinn erregen,

wenn tiefer Schlaf auf Menschen fällt,

Da faßt ein Schreck mich und ein Zittern,

macht schauern mir all mein Gebein,

15 Es streift ein Luftzug mir vorüber,

Sträubt mir das Haar auf meinem Haupt¹⁾.

Dann blieb es steh'n, nicht sah ich seine Züge, vor Augen,

schwebt mir ein Gebild, und ich vernahm ein leises Sprechen:

„Kann denn vor Gott ein Mensch als ein Gerechter gelten?

Darf einer sich als rein vor seinem Schöpfer zeigen?“

¹⁾ Der wohl verschriebene Text lautet: „an meinem Fleisch“. —

Den eignen Dienern, sieh, bezeigt er nicht Vertrauen
und leget Ungebühr selbst seinen Engeln bei!

Nun gar Bewohner ird'scher Hütten,
die ihren Sitz im Staube haben, die man zertritt der
Motte gleich!

- 20 Vom Morgen auf den Abend werden sie zerschlagen,
sie schwinden, ohne daß man's achtet, ewig hin.
Wird, was ihr Vorzug ist ¹⁾, in ihnen ausgerissen,
sterben sie denn nicht einfältiglich?

Kap. 5.

So rufe denn — wer wird antworten?
an wen dich wenden aus der Engel Schaar?

Der Thor bringt sich den Tod durch Aerger,
Einfält'ge bringen sich durch Eifern um.

So einen Thoren sah ich schon — zwar schien er festgewurzelt,
doch gleich sprach über seine Stätte ich den Fluch:

Es würden fern von Hülfe seine Kinder bleiben,
zertreten vor Gericht, und Niemand, der sie schützt.

- 5 Was er geerntet hat, das würden Hungrige verzehren
nach seiner Habe schnapp' der Räuber, nehm' sie weg ²⁾.

Denn nicht wächst Unglück aus dem Boden,
und aus der Erde sprießt das Elend nicht.

Es ist zum Ungemach der Mensch geboren,
gleichwie des Feuers Kind, die Flamme aufwärts fliegt. ³⁾

¹⁾ Ihr Vorzug ist der sie vor allen andern Geschöpfen auszeichnende Gottesgeist, ihre Seele, die in den Psalmen auch die Ehre, der Stolz des Menschen genannt wird (Ps. 7, 6, 16, 9 u. a.) Wenn Gott diesen Geist zurückzieht, so sterben sie (Ps. 104, 29), und zwar nicht als Weise, sondern wie alles andere einfältige und vernunftlose Gethier.

²⁾ Der Grundtext dieses Halbverses ist augenscheinlich verdorben und sein ausnahmsweise nur hier dreigliedriger Rhythmus läßt eine Doppelschreibung der beiden letzten Versglieder mit abweichenden und zum Theil verschriebenen Lesarten vermuthen. Die Uebersetzung beruht daher auf bloßer Vermuthung.

³⁾ Unglück und Elend wachsen dem Menschen nicht, wie Dornen und Unkraut, ohne sein Zuthun aus dem Boden; er erntet damit bloß, was er ausgefäet hat. Nun aber ist er durch seine Geburt als irdisches, dem Irrthum und der Sünde ausgefetztes Wesen, dem hieraus entstehenden Unheil von Natur ebenso verfallen, wie es in der Natur des Feuers liegt, daß seine Funken aufwärts fliegen.

- Ich aber würd' an Gott mich wenden,
 Gott meine Sorge anvertrau'n,
 Der Großes wirkt unerforschlich
 und Wunderdinge ohne Zahl,
 10 Der Regen sendet auf die Erde
 und Wasser auf die Fluren gießt,
 Die Niedrigen erhebt, Betrübte rettet,
 Verschlägt der List'gen Rath, daß nicht gelinget
 was ihre Hand gewirkt hat;
 Verstrickt in ihrer List die Klugen,
 und überstürzt Verschlag'ner Rath,
 Daß sie an hellem Tag in Finsterniß gerathen,
 im Mittagslichte tappen wie bei Nacht.
 15 So rettet er vom Schwerte ihrer Zunge ¹⁾
 aus ihrer starken Faust die Armen.
 Es faßt der Schwache wieder Hoffnung,
 die Bosheit aber hält das Maul.
 O glücklich wen die Gottheit züchtigt!
 Verschmähe des Allmächt'gen Ruthe nicht.
 Denn der da schlägt, der wird Dich auch verbinden,
 Die Hand, die Dich verwundet, macht auch heil.
 In sechs Gefahren wird er Dich erretten,
 in sieben nahet Dir Verderben nicht.
 20 Bei Hungersnoth entreißt er Dich dem Tode,
 im Kriege aus des Schwerts Gewalt;
 Vor Zungenhieben bist Du sicher,
 sei ohne Furcht, wenn die Verwüstung kommt.
 Verwüstung, Hunger machen Dich nur lachen,
 und wilde Thiere machen Dir nicht bang.
 Selbst vor den Steinen bleibt dein Acker sicher;
 Du lebst in Frieden mit des Felds Gethier.
 Gesichert weißt Du deine Wohnung,
 suchst Du dein Haus, Du gehst nicht fehl,

¹⁾ Die gewöhnliche, aber unpassende Lesart gibt den Sinn! vom Schwerte aus ihrem Munde.

25 Sich mehren siehst Du Deinen Samen,
 gedeih'n die Sprossen wie des Feldes Kraut.
 In reifen Jahren nahest du dem Grabe,
 wie Garben, die zur Zeit man auf die Tenne führt.
 Sieh dieses ist, was wir erkundet.
 So ist's: vernimm's und merke Dir's.

Dreierlei ist es, was der greise, welterfahrene Eliphas, der in seinem langen Leben schon so vieles gesehen hat (4, 8; 5, 3), und, wo es sich um Dinge handelt, die über alle sinnliche Wahrnehmung hinausliegen, selbst göttlicher Offenbarungen gewürdigt worden ist (4, 12 ff.), seinem jetzt von der eigenen, sonst so vielfach bewährten und Anderen zum Trost reichenden Weisheit verlassenen Freunde zu bedenken gibt, „daß er sich's merke und sich darnach richte“ (5, 27):

1. Ein wahrhaft frommer und braver Mann wird im Unglück nie verzweifeln; nur der verstockte Sünder geht seinem Untergang unrettbar entgegen. Er wird dem Löwen gleichen, der zwar brüllt, aber nicht mehr beißt, weil ihm die Zähne eingeschlagen sind. Aus Nahrungsmangel wird dann das Raubnest theils umkommen, theils sich auflösen und zerstreuen. So wird auch der Gottlose mit seiner ganzen Brut unschädlich werden und zu Grunde gehen.

2. Aber vor dem heiligen Gott wird auch der frömmste Mensch nie rein und schuldlos erscheinen. Sind doch nicht einmal die körperlosen, unsterblichen Geister im Himmel vor seinen Augen fleckenlos, geschweige denn der Mensch in seiner irdenen Körperhülle, der im Staube lebt und nach kurzer Zeit wieder in den Staub zurückkehrt.

3. Sich nun unter solchen Verhältnissen über Gott ereifern und ihm zürnen, wenn seine väterliche Hand uns züchtigt und zurechtweist, ist ebenso nutzlos, als thöricht. Wer es dennoch thut, mag in Reichthum, Familie und anderen Lebensgütern noch so fest gegründet scheinen, es werden dennoch mit der Zeit seine Kinder vor Gericht hilflos ihr vermeintliches Recht verlieren und von der Uebermacht ihrer Gegner erdrückt werden, sein Reichthum aber wird hungrigen Armen zur Beute oder ihm von Räubern entrißen. Was folgt nun hieraus?

Daß es am besten ist, statt wider Gott zu murren, seine erzieherische Hand zu segnen, auch wenn sie uns züchtigt, und kindlich dem zu vertrauen, dessen Güte die Wunden, die er uns schlägt, auch wieder heilt und dessen Allmacht alles Mißgeschick,

das uns betroffen hat, wieder gut machen, und wenn wir seine Gnade wieder erlangt haben, in lauter Glück, in ungestörte Wohlfahrt und Sicherheit in allen Fährlichkeiten des Lebens verwandeln kann.¹⁾

Was erwidert nun darauf Hiob?

5. Hiob gegen Eliphaz. I.

Kap. 6. Und es erwiderte Hiob und sprach:

D könnte doch mein Gram gewogen werden,
 mein Jammer auf der Wage sammethaft!
 Er würde schwerer wiegen als der Sand des Meeres;
 deshalb verirren meine Worte sich.
 Denn in mir stecken Gottes Pfeile, ihr Gift
 hat meine Seele eingesogen: gerüstet
 steh'n Gottes Schrecken wider mich.

5 Schreit auch beim Gras der wilde Esel?
 und brüllt der Stier, wenn er sein Futter hat?
 Genießt man gern, was fad und ungesalzen?
 hat man Geschmack am Saft des Portulacks?²⁾
 Mich efelt, es nur anzurühren,
 und gleich dem Abfluß meiner Speise ist es mir.
 Ach, daß sich nur mein Wunsch erfüllte,
 daß Gott mein Sehnen mir gewährte,
 Daß ihm gefiel, mich zu zermalmen,
 mit ausgerecktem Arm mich zu zertrümmern!

10 So würde doch der Trost mir bleiben,
 und jubeln wollt' ich bei der schonungslosen Pein,
 daß ich des Heil'gen Worte nicht verläugnet.

¹⁾ Die Wirkung dieser Glaubenslehre auf das religiöse Gemüth findet ihren schönsten Ausdruck in Psalm 91.

²⁾ Der Portulack ist bei den Arabern sprichwörtliche Bezeichnung von etwas Fadem. Der Saft — wörtlich Schleim — des Portulacks ist eine unserem Gerstenschleim analoge Wortverbindung. Andere deuten das Wort auf den Schleim des Eidotters, das Eiweiß, das indessen uns bekannter ist, als den Hebräern, die keine Hühnerzucht hatten. Oder wenn letztere Deutung richtiger sein sollte, liegt vielleicht auch darin eine Spur, daß das Gedicht in Aegypten verfaßt ist?

- Was ist denn meine Kraft, um noch zu hoffen,
 was meine Zukunft, daß ich's länger trüg'?
 Ist meine Kraft von Stein,
 mein Fleisch aus Erz gegossen?
 In mir ist keine Hülfe, weggestoßen
 ist jede Rettung weit von mir.
 Mitleid gebührt dem Freunde, der verzweifelt,
 und Furcht vor dem Allmächt'gen lasse man zurück.
- 15 Doch treulos handeln meine Brüder,
 wie Bäche, Bachesrunjen, die versiegen,
 Erst trüb anschwellen von des Eises Schmelzen,
 wenn über ihnen Schnee sich in sie birgt,
 Dann, senkt der Sonne Gluth, vertrocknen,
 verschwinden, wenn die Hitze kommt,
 Sie wenden sich und geh'n nach oben,
 verdunsten in den leeren Raum.
 Einst hatten Thema's Wand'rer sie gesehen,
 auf sie gehofft Sabäas Caravanen;
- 20 Nun stehen sie beschämt ob ihrem Hoffen,
 sie kommen hin zu ihnen und erröthen.
 Denn jezo seid auch ihr zu nichts geworden,¹⁾
 sowie ihr Schrecken sehet, habt ihr Furcht.
 Ist's, daß ich sprach, ihr sollt mir geben,
 aus eurem Geld für mich bezahlen,
 Mich zu befrei'n aus der Gewalt von Feinden,
 mich loszukaufen aus Tyrannenmacht?
 Belehrt mich doch, so will ich schweigen,
 wenn ich gefehlt, so zeiget es mir an.
- 25 Wie lieblich sind der Wahrheit Lehren,
 doch, was ihr rügt, das trifft mich nicht.
 Vermeinet Worte ihr zu rügen?
 geht doch in Wind, was die Verzweiflung spricht.
 Wenn eine Waise ihr verlosen, wenn ihr den
 Freund verhandeln wolltet,

¹⁾ Oder nach einer ansprechenden Textverbesserung: So seid auch
 ihr mir jezt geworden.

ihr handeltet nicht minder hart.
 Und nun, wenn's euch beliebt, schaut mir in's Antlitz,
 werd' ich in's Angesicht euch lügen?
 Lenkt ein, laßt Unbill nicht geschehen,
 lenkt ein, noch hab' ich Recht hierin.
 30 Sitzt etwa Trug auf meiner Zunge,
 und merkt mein Mund Verkehrtes nicht?

Kap. 7.

Hat Frohndienst nicht der Mensch auf Erden,
 sind Tagelöhners Tage nicht sein Loos?
 Er gleicht dem Knecht, der lechzt nach Schatten,
 dem Tagelöhner, der des Lohnes harret.
 So sind mein Loos nun Unglücksmonden,
 und Schmerzensnächte sind mein Theil.
 Hab' ich zum Schlaf mich hingelagert,
 so denk' ich: ach, wann steh ich auf?
 Senkt sich der Abend, hab' ich müde
 gewälzt mich bis zur Dämmerung.
 5 Mein Fleisch bedeckt Gewürm und Borken,¹⁾
 es runzelt sich die Haut, zerfließt.
 Und schneller als das Weberschiffchen, so fliegen hin mir
 meine Tage,
 sie geh'n zu Ende hoffnungslos.
 Bedenke, daß ein Hauch mein Leben,
 mein Aug' nie wieder Gutes schaut.
 Nicht wird ein Aug' mich wiedersehen,
 das mich jetzt sieht; schaußt du nach mir,
 so bin ich nirgends mehr zu finden.
 Die Wolke löst sich auf, verschwindet,
 so wer hinab in's Grab gestiegen;
 er steigt aus ihm nicht wieder auf,
 Nicht kehrt er mehr zu seinem Hause,
 sein Wohnort sieht ihn nimmer mehr.

¹⁾ Eigentlich: Staub- oder Erdschollen, mit welchen die erdfarbenen Geschwüre des Aussätzigen verglichen und damit zugleich angedeutet wird, daß sein Aussehen schon ganz das eines begrabenen, von Würmern und Erde bedeckten Leichnams sei.

So will auch ich den Mund nicht schließen,
 will reden in des Herzens Aengsten
 und Worte leih'n dem Seelenschmerz.
 Bin ich das Meer, des Meeres Schlange, ¹⁾
 daß Du mich unter Aufsicht hältst?
 Mein' ich, mein Bette soll mich trösten,
 das Lager meinen Kummer lindern,
 So schreckest Du mich auf durch Träume,
 machst mir durch Nachtgesichte bang;
 15 Und wählst Erstickung meines Lebens
 und Todesnoth aus eignem Leib. ²⁾
 Ich löf' mich auf, nicht leb ich ewig,
 laß ab von mir, denn meine Tage sind nur Hauch.
 Was ist der Mensch, den du so ehrest,
 ihn Deiner Aufsicht so sehr würdigst, ³⁾
 Ihn jeden Morgen wieder heimsuchst,
 ihn prüfest jeden Augenblick?
 Willst Du denn nimmer von mir abseh'n,
 mir nur so lange Ruhe gönnen, bis meinen Speichel ich
 verschluckt?
 Bin ich im Fehler, was vermöchte
 ich dir zu thun, Du Menschenhüter?
 Was setzest Du mich Dir zum Ziele
 und werd' ich selber mir zur Last?
 Warum denn kannst Du nicht verzeihen,
 mir meine Sünde nicht vergeben?
 Wie lange währt's, sink' ich zum Staube,
 Du suchst mich und ich bin nicht mehr.

¹⁾ Anspielung auf die mythologische Vorstellung, daß der Welterschöpfer den Dämon des sich wild aufbäumenden Meeres, das sich wie eine Schlange rings um die Erde windet (den Rahab s. 9, 13), bändigend mußte und noch immerfort im Zaume halten muß, um die jetzt bestehende Weltordnung (den Kosmos) zu gründen und zu erhalten. Die himmlische Schlange (3, 8) bedroht die Gestirne, die Meereschlange das trockene Festland.

²⁾ Verengerung des Athems, nächtliche Erstickungszufälle und Bangigkeiten, wie sie sich bei Ausfälligen einzustellen pflegen.

³⁾ Bittere Parodie der schönen Psalmstelle, Psalm 8, 5.

In seiner Antwort bezweckt Hiob noch keine eingehende Würdigung, beziehungsweise Widerlegung, der von Eliphas aufgestellten Theorie von den menschlichen Leiden als ebenso nothwendigen als heilsamen Zuchtmitteln der göttlichen Erziehungskunst. Es würde dies auch mehr in einen prosaischen Schulstreit, als in ein dichterisches Kunstwerk gehören. Hiob will nur 1. sich selbst wegen seines ungeduldigen Jammerns rechtfertigen, 2. die Freunde, die in dasselbe nicht einstimmen wollen, des Mangels an wahrer Freundschaft beschuldigen und endlich 3. Gott wegen des Elendes, das er über einen Unschuldigen verhängt habe, zur Rede stellen. Eliphas hatte als Wortführer im Namen der übrigen gesprochen (4, 2; 5, 27), und so richtet Hiob seine Entgegnung ebenso an alle drei gemeinschaftlich.

Man hatte ihm das Maßlose in seinen Klagen zum Vorwurf gemacht und darin einen Mangel an Selbstbeherrschung und wahrem Gottvertrauen gefunden. Allein hat man auch die Wucht des auf ihm lastenden Leidens und seine Kraft es zu tragen, erwogen? Wenn jene zu schwer, diese zu schwach ist, sollte da ein lauter Aufschrei des Schmerzes nicht natürlich und gestattet sein? Ein Urtheil hierüber steht keinem andern, sondern nur ihm selber zu. Es ist die Verzweiflung, die aus ihm spricht, und den Worten eines Unglücklichen, dem der Affect die klare Besinnung raubt, sollte man kein allzu großes Gewicht beilegen.

Vielmehr darf Hiob über seine Freunde Klage führen, daß sie in seinem Streite mit Gott gegen ihn für diesen Partei nehmen. Es ist dies eine Treulosigkeit, die das auf sie gesetzte Vertrauen täuscht, wie der Wüstenbach, den die durchreisende Caravane im Frühjahr bei der Schneeschmelze voll Wasser findet und dann im Sommer auf ihrer Heimreise, gerade wenn man seines Wassers am meisten benöthigt wäre, leer und trocken sieht. Statt als echte Freunde dem unschuldig Leidenden treu und mitfühlend zur Seite zu stehen und ihn gegen unrechte Gewalt in Schutz zu nehmen, stimmen sie dem harten Verdammungsurtheil seines Richters bei. Er verlangt ja von ihnen keine schweren Opfer materieller Art, Befriedigung von Gläubigern, Auslösung aus Kriegsgefangenschaft und dgl., sondern nur Beistimmung und Mitgefühl. Hat er sich wirklich vergangen und sein Schicksal verdient, so mögen sie ihm doch seine Sünden angeben; können sie dies nicht, so ist es offenbar nur die Furcht vor dem Allmächtigen, seinem Unwillen und seinen Strafen, und nicht innere Ueberzeugung, die sie verhindert, ihm Recht zu geben. Er selbst aber fühlt sich in seinem Recht und will nun dasselbe ohne Scheu vor Gott geltend machen.

So folgt nun Kapitel 7 eine Rechtfertigung seiner Anklage Gottes, in der jetzt nicht mehr seine Freunde, sondern Gott selbst zur Rede gestellt wird.

Hiob geht dabei von demselben Gedanken aus, der auch dem Dichter des 90. Psalms sein melancholisches Lied eingegeben hat. Wie dieser singt: des Menschen Leben ist kurz und flüchtig, er bringt es auf 70 bis 80 Jahre und was ist dies gegenüber der Ewigkeit Gottes? Eine Schlafnacht, das Leben einer Blume, die am Morgen blüht, am Abend abgeschnitten verwelkt; und blickt er am Ende auf dasselbe zurück, so ist es Sorge und Mühe gewesen. Auf ähnliche Weise vergleicht es Hiob dem Tagewerk eines Tagelöhners, der in der Sonnenhitze arbeitet und kaum den Abend erwarten mag, der ihm Kühlung und Ruhe bringt. Allein ungleich dem Psalmdichter sieht er in den Mühsalen dieses Lebens nicht eine wohlverdiente Strafe unserer Sündhaftigkeit, sondern eine Unbill und Härte dessen, der uns in ein so elendes Dasein versetzt hat. Und dies gilt namentlich von dem Geschick, das ihn persönlich betroffen hat. Denn: 1. Wenn überhaupt das menschliche Leben ein Frohdienst ist, dessen Ende man mit Sehnsucht erwartet, so ist sein Leben gegenwärtig eine unaufhörliche Marter, ohne Ruhe des Tags, ohne Schlaf des Nachts. Und doch ist das Leben so kurz; im Tode keine Hoffnung, keine Wiederkehr auf die Oberwelt. Ist es recht, dem Menschen sein kurzes Dasein so zur Last werden zu lassen? 2. Er ist doch für Gott kein so gefährliches Wesen, daß er ihn beständig unter Aufsicht halten und niederdrücken müßte, damit er ihm nicht über den Kopf wachse. Und doch thut er dies in solchem Grade, daß er ihm keinen Augenblick Ruhe gönnt und ihm durch Aengstigungen und Fieberträume selbst die Erholung des Schlafes raubt. Ziemt es sich denn für den hocherbhabenen Gott, dem schwachen, kurzlebigen Menschen durch eine so argwöhnische und peinliche Aufsicht und strenge Zucht eine ganz unverdiente Bedeutung zu leihen? 3. Und wenn er sich auch vergangen und Schuld auf sich geladen hätte, wäre es von Seiten Gottes nicht großmüthiger zu verzeihen, da der Mensch Gott doch nichts anhaben kann und der Tod ohnehin allen menschlichen Bestrebungen ein baldiges Ziel setzt?

Auf Hiobs verbittertes Gemüth haben also die wohlgemeinten Zusprüche des Freundes nicht nur keinen Eindruck gemacht, sondern nach jenem egoistischen Maßstabe, an welchem so oft Gemüthsfranke die Freundschaft und Liebe ihrer Umgebungen zu messen pflegen, macht er sie ihnen zum Vorwurf, beschuldigt sie der Treulosigkeit und feigen Parteinahme für seinen Gegner

und wiederholt nur um so lauter und nachdrücklicher seine Klage, daß ihm von Seiten Gottes schweres Unrecht geschehe und er unschuldig leiden müsse. Da ergreift der zweite der Freunde das Wort.

6. Die erste Rede Bildads.

Kap. 8.

Und es hob an Bildad, der Schuchite, und sprach:

Wie lange willst Du noch auf solche Weise schwagen?

Sind doch ein heft'ger Wind die Worte Deines Mund's.

Gott sollte je das Recht verdrehen?

Verdreh'n soll Gott Gerechtigkeit?

Wenn Deine Kinder sich an ihm versündigt,

so wies er sie hinweg in ihrer Sünde Hand.

5 Du aber, bist Du rein und brav, wenn Du an Gott Dich wendest,

um des Allmächt'gen Gnade flehst,

So wird er Dich in seine Obhut nehmen,

verstatten Dir den Stand, den Du verdienet hast.

Gering wird dann Dein Anfang scheinen,

Dein Ende aber mächtig groß.

Frag' doch das frühere Geschlecht, und merke,

was ihre Väter ausgeforscht.

Wir sind von gestern, unerfahren,

ein Schatten unsere Zeit auf Erden,

10 Doch jene sollen Dich belehren, Dir es sagen

und Worte ihrer Einsicht leih'n:

Erhebt sich Röhricht ohne Räfte?

wächst Schilfrohr, wo kein Wasser ist?

Nein, stünd's auch noch in seinem Saft,

und würd' es auch nicht abge schnitten,

verdorrt es doch vor allem Gras.

So geht es allen Gottvergeß'nen,

es schwindet hin des Sünders Hoffen,

Die Stütze wird ihm abgebrochen,

ein Spinnweb ist, worauf er traut.

- 15 Stützt er sich auf sein Haus — es bleibt nicht,
 hält er sich d'ran, so stürzt es ein.
 Frisch grünnet er am Sonnenlichte,
 dehnt über sein Geheg sich aus:
 Um Strudel schlingen sich die Wurzeln,
 ein Haus von Stein sieht er vor sich;
 Doch tilgt ihn Gott von seiner Stätte,
 sie wird verläugnend von ihm sprechen:
 ich habe niemals ihn geseh'n.
 Sieh, das sind seines Wandels Freuden,
 und aus dem Staub sprießt Neues auf.
- 20 Nein, Gott verwirft nicht den Gerechten
 und unterstützt den Sünder nicht.
 Noch füllt er Deinen Mund mit Lachen,
 mit lautem Jubel Deine Lippen.
 Und Schmach bedeckt dann Deine Feinde,
 der Bösen Stätte ist nicht mehr.

Trotz der heftigen, aufregenden Worte, mit welchen Hiob unter seine Freunde gefahren ist und sowohl sie als zuletzt Gott selbst eines an ihm begangenen Unrechts beschuldigt hat, behält doch auch dieser zweite Redner noch eine ziemlich ruhige Fassung, scheint redlich bemüht, den in seinem Glauben an Gottes Gerechtigkeit irre gewordenen Freund eines bessern zu belehren und seine erloschene Hoffnung auf die Wiederkehr besserer Tage neu zu beleben.

Wie? ruft er aus, Gott sollte in seiner Weltleitung die Gesetze der Gerechtigkeit mißachten, und ungerecht handeln? Welche windige Behauptung! Auch Hiobs Schicksal kann nicht dafür zum Beweise dienen. Auch hier muß irgend eine Verschuldung zum Grunde liegen und die verdiente Strafe nach sich gezogen haben. Sind es die Kinder, die sich an Gott vergangen und diesen Fluch auf Hiobs Haus gebracht haben, so können freilich sie die Sache nicht wieder gut machen, durch ihre Sünde haben sie sich Gott entfremdet, er hat sie aus seinem Dienste entlassen und der Sünde anheimgegeben, der sie nun dienen mögen. Sie haben gleichsam Hand geändert und hinfort wird

alles ihr Bitten und Flehen bei Gott taube Ohren finden.¹⁾ Aber Hiob selbst, wenn er so rein und gewissenhaft war, wie er stets im Munde führt, er wird gewiß bei seinem demüthigen Flehen um Gnade und Veröhnung einen barmherzigen Gott finden, der ihn wieder herstellt, ja ihn glücklicher macht, als er vorher gewesen ist.

Es ist dies übrigens keine neue Lehre, daß Gott in dem Schicksal von Gerechten und Ungerechten das Recht nicht beuge, sondern jedem zukommen lasse, was ihm gebührt. Schon die früheren Geschlechter haben sie erforscht und anerkannt und ihren Nachkommen als wohlgeprobte Wahrheit überliefert. — Um dies zu bezeugen, führt nun Bildad nicht etwa Stellen aus dem geoffenbarten Gesetz und den Propheten an; denn der Verfasser macht ihn ja zu einem Nicht-Israeliten, sondern Sprüche von Weltweisen, die ihre religiös-sittlichen Lehren, wie die Verfasser unserer biblischen Sprichwörter, in Bilder kleideten, deren tiefer Sinn oft nicht leicht zu enträthseln war, daher solche Sinnsprüche auch wohl geradezu Räthsel genannt wurden. So heißt es bei den Alten: Sumpfpflanzen, wie das Nilschilf, mögen noch so üppig grünen, sie verdorren bald und früher als das nützliche Gras, sobald ihnen die sengende Sonnenhitze das unentbehrliche Wasser entzieht. So muß auch der Sünder bald einmal untergehen, wenn ihm Gott die Mittel seiner Existenz wegnimmt, denn aus eigener Kraft hat er ja keinen Bestand.

Mag er auch in einem wohlgegründeten Hausstande und in einer zahlreich blühenden Familie ein Haus von Stein erbaut zu haben meinen; es ist nur das Haus einer Spinne, das so leicht zerreißt: will er sich daran halten und darauf stützen, so bietet es keinen Halt und stürzt zusammen. Mag er auch einem im wohlgepflegten Garten üppig emporgewachsenen Baume gleichen, dessen Wurzel in enger Verschlingung im Boden haftet, und vom Wasser stets getränkt wird; mögen seine Zweige (die Kinder) sich bis über die Gartenmauer (den engen Familienkreis) ausbreiten (vergl. 1. Mos. 49, 22), trifft ihn der Fluch des gerechten Weltrichters, so wird er so plötzlich, so vollständig verschwinden, daß man die Stätte nicht mehr erkennen wird, auf

¹⁾ Man wird bemerken, daß bei dieser, wie ich glaube, dem Sprachgebrauch und Zusammenhang allein angemessener Auffassung der Worte: er hat sie fortgewiesen, seines Dienstes entlassen (wie einst Abraham seine Magd Hagar, 1 Mos. 21, 14, wo derselbe Ausdruck gebraucht ist), in die Hand ihrer Sünde, keine Rückbeziehung auf den 1, 19 erzählten Untergang sämtlicher Kinder Hiobs stattfindet, die übrigens auch 19, 17 als noch lebend vorausgesetzt werden.

der er einst das vermeintlich feste Haus seines Lebensglückes errichtet hatte.¹⁾ — Man lasse sich also durch den äußeren Schein nicht täuschen; es bleibt ewig wahr: Gott verwirft den Gerechten nicht und ergreift nicht die Hand, unterstützt nicht den Sünder.

Man sieht, Bildad spricht in demselben Tone fort, den zuerst Eliphaz angeschlagen hat. Selbst das Bild von dem scheinbar festgewurzelten Baume kehrt hier wieder (5, 3). Beide Redner gehen von dem Lehrsatze aus: Wenn Gott gerecht ist, so muß er die Sünder strafen, und solche Strafen sind nun eben das Unglück, das über einen Menschen und sein Haus hereinbricht. Wo also das Unglück bei einem früher Glücklichen einkehrt, da muß irgend eine Versündigung an Gott davon die Veranlassung sein. Der wahrhaft Fromme und Weise läßt sich dadurch belehren, thut Buße und sucht sich mit Gott zu versöhnen; dann erblüht ihm mit Gottes Begnadigung sein früheres Glück aufs neue; der halsstarrige Thor, der mit Gott zürnt und klagt, geht mit seinem ganzen Hause unter. — Die Anwendung auf den Fall Hiobs ergab sich von selbst. In diesem Ideenkreise bewegen sich sowohl des Eliphaz als Bildads Zusprüche. Das Neue, das bei dem Letzteren hinzukommt, ist, daß Bildad diese Lehrsätze, welche Eliphaz theils auf eigene Erfahrung, theils auf göttliche Offenbarung gestützt hatte, nun auch durch die constante, seit den ältesten Zeiten sich forterbende Ueberlieferung frommer Weisheitslehrer zu begründen sucht. Was diese beständig und übereinstimmend gelehrt haben, kann doch nicht wohl als irrthümlich verworfen oder angezweifelt werden. Was erwidert nun hierauf Hiob?

7. Hiob gegen Bildad. I.

Kap. 9. Da begann Hiob und sprach:

O freilich weiß ich wohl, daß es sich so verhält,
 wie sollte denn bei Gott ein Mensch sein Recht behaupten?
 Gesezt, es käme ihm die Lust mit ihm zu rechten,
 er wüßte ihm nicht auf Eins von Tausenden Bescheid.
 So weise wie er ist, so stark an Kraft,
 wer hat ihm je getrogt und ist doch heil geblieben?

¹⁾ Die beiden Bilder von Haus und Baum sind in dem Texte, vielleicht durch Schuld der Abschreiber, auf eine verwirrende Weise durcheinander gemengt.

- 5 Rückt er doch Berge fort, eh' sie es inne werden,
 und fehret sie in seinem Grimme um:
 Macht daß die Erd' erbebt von ihrer Stelle,
 daß ihre Pfeiler zitternd wanken.
 Wenn's ihm beliebt, erhebt sich nicht die Sonne,
 hält er die Sterne in Verschuß;
 Spannt aus den Himmel ganz alleine
 und wandelt auf des Meeres Höh'n.
 Den Bären, das Gestirn der Sieben, Orion nebst des Sü-
 dens Kammern,
 er ist's, der sie geschaffen hat.
- 10 Ja, Großes schafft er, unerforschlich,
 und Wunderbares ohne Zahl.¹⁾
 Sieh' ungesch'n kann er mich überfallen,
 mir, ohne daß ich's achte, nah'n.
 Sieh', packt er mich, wer kann ihn hindern?
 wer sprechen: Was beginnest Du?
 Nein, Gott wird seinen Zorn nicht hemmen.
 Ihm beugten sich Rahab's²⁾ Genossen;
 Geschweige denn, daß ich ihm Rede stünde,
 auf Wahl der Worte mich besänne.
- 15 Hätt' ich auch Recht, ich dürft' ihm nichts erwidern,
 demüthig müßt ich fleh'n, da er mein Richter ist.
 Und hätt' auf meine Frag' er Antwort auch gegeben,
 ich glaubte dennoch nicht, daß meine Stimm' er hört,

¹⁾ Wohl absichtlich wiederholt hier Hiob eine schon von Eliphas (9, 5) gebrauchte, vielleicht sprichwörtlich gewordene Sentenz, die von den beiden Gegnern mit demselben Rechte zur Unterstützung ihrer Behauptungen verwendet werden konnte.

²⁾ S. die Anm. zu 7, 12. Die Helfer und Bundesgenossen des Rahab sind die übrigen titanischen Elementarkräfte, welche dem tosenden Meere (Rahab) zur Seite standen und erst besiegt werden mußten, ehe es dem Welterschöpfer gelang, die jetzige Weltordnung zu gründen. Vielleicht klingt hier die babylonisch-assyrische Sage vom Kampfe des Sonnengottes Merodach mit Tihama (hebr. T'hom, die Tiefe, Genes. 1, 2), die manchmal auch „der Drache der See“ und „die siebenköpfige Schlange der Nacht“ heißt, und ihren Verbündeten, den „sieben Sturmdämonen“ an. Aber wie ist im Hebraismus alles Mythologische abgestreift oder wenigstens abgeschwächt und verblaßt! —

- Der mich im Sturm anschnaubt, und ohne mein Verschulden
 mir immer neue Wunden schlägt,
 Es nicht gestatten will, daß ich zu Athem komme,
 vielmehr mich Bitteres in Fülle kosten läßt.
 Gilt's eines Starken Kraft, so siehe, ist er da;
 Gilt's einen Richterspruch, wer will zum Recht ihn fordern?
- 20 Bei der Vertheidigung müßt ich mich selbst anklagen,
 Verdammen würd' er mich, wenn ich auch schuldlos bin.
 Schuldlos bin ich. — Nicht soll mich meine Seele kümmern,
 mein Leben will gering ich achten;
 Es ist doch Eins — darum behaupte ich:
 Ob schuldlos oder schuldig, er vernichtet beide.
 Bringt den ein harter Schlag auf einmal um sein Leben,
 so reizt die lange Qual Schuldloser ihn zum Spotte.
 Die Erd' ist in die Hand der Frevler hingegeben,
 weil er der Richter Blick auf ihr verdunkelt hat,
 denn wenn nicht Er es thut, wer Anders thät' es sonst?
- 25 Und schneller eilen hin als Läufer meine Tage,
 entweichen, ohne daß sie Gutes noch geseh'n.
 Rohrfähnen gleich, so gleiten sie von hinnen,
 dem Adler gleich, wenn er auf seinen Fraß sich stürzt.
 Mein' ich: wohlan, ich will nun meines Leids vergessen,
 die Stirn entrunzeln, heiter sein,
 Führt mir die Furcht durch alle Glieder,
 ich weiß, Du sprichst mich niemals rein.
 Als schuldig werd' ich doch erfunden,
 darum, weshalb umsonst mich müh'n?
- 30 Nähm' ich Schneewasser, mich zu waschen,
 macht' ich die Händ' mit Lauge rein,
 Du würdest in den Roth mich tauchen,
 zum Abscheu machte mich mein Kleid.
 Denn nicht ist er ein Mensch, wie ich,
 daß ich ihm Rede stünd, wir vor den Richter träten.
 Da ist nicht zwischen uns ein Mittler,
 der seine Hand auf beide legte.

Er halte seinen Stock mir ferne,
 der Schreck vor ihm mach' mir nicht bang,
 35 So werd' ich reden, ihn nicht fürchten,
 dazu hab' ich ja keinen Grund. —

Kap. 10.

Es ekelt mir ob meinem Leben; so laß' ich's,
 ob mir selbst zu klagen¹⁾ und red' in Herzens Bitterkeit.
 Verdamm' mich nicht, sprich ich zu Gott,
 belehre mich, weshalb Du haderst.
 Frommt es Dir denn, daß Du bedrückest,
 verstößest Deiner Hände Werk
 und der Gottlosen Rath begünstigst?
 Sind Deine Augen Fleisches Augen,
 und siehst Du so wie Menschen sehen,
 5 Sind gleich des Menschen Deine Tage,
 und Deine Jahre Menschenjahre,
 Daß Du nach meiner Sünde forschest,
 und ängstlich meine Fehler suchst?
 Obgleich Du weißt, daß ich kein Sünder,
 aus Deiner Hand mich niemand reißt.
 Gebildet hast Du mich mit eignen Händen,
 mich um und um geformt, und jetzt — zerstörst Du mich!
 Bedenke, daß Du mich aus Erdenstaub geschaffen,
 daß Du zum Staube mich auch wiederkehren läßt.
 10 Denn siehe, gleich wie Milch hast Du mich ausgegossen,
 verdichtetest mich dann, so wie die Milch gerinnt.
 Darauf hast Du in Fleisch und Haut mich eingehüllet,
 mit Knochen hast Du mich und Sehnen eingehegt,
 Das Leben hast Du mir in Deiner Huld gegeben,
 und Deine Sorge hat den Odem mir bewahrt.
 Allein im Herzen war doch dieses Dein Gedanke,
 ich weiß, es war bei Dir doch dieses Dein Beschluß:

¹⁾ Da ihm an seinem Leben nichts gelegen ist, so will er sich nicht scheuen, Gottes Zorn gleichsam herauszufordern, indem er in seiner Verbit- terung aufhören will mit den Klagen über sein eigenes Leiden und dafür seine Klage gegen Gott richtet. S. eine ähnliche Stelle 21, 4.

Hätt' ich einmal gefehlt, so stünd' ich unter Aufsicht
 und nimmer sprächest Du von Schuld mich wieder frei.
 15 Verfiel ich dann der Sünd' — dann wehe! doppelt wehe!
 und blieb ich frei von Fehl, sollt' ich mein Haupt nicht heben,
 gesättiget mit Schmach, ansichtig meiner Qual.
 Erhöb' es dennoch sich — dann aber wolltest Du
 mich gleich wie einen Löwen jagen, und an mir wieder
 Wunder thun,
 Stets neue Zeugen mir entgegenführen,
 noch steigern deinen Groll mit mir —
 beständig wechselnd, gegen mich ein Heer!
 Was ließeest Du mich doch den Mutterleib verlassen?
 wär' ich gestorben, daß kein Auge mich erblickt!
 So würd' ich jezo sein, als wär' ich nie gewesen,
 vom Schoße weg in's Grab hätt' man mich hingebacht.
 20 Kann er von mir den Rest von meiner Zeit nicht lassen?
 Er steh' doch ab von mir, mich etwas zu erheitern,
 Bevor ich wandern muß auf Nimmer-Wiederkehren
 in's Land des Dunkels und der Finsterniß,
 In's Land, wo Dämmerung dem tiefsten Dunkel gleichet,
 wo keine Ordnung herrscht, wenn's dämmert ist es Nacht.¹⁾

Das Unglück sprießt nicht wie Unkraut aus dem Boden, hatte schon Eliphas gesagt, es ist verschuldet; und wo ist ein Mensch, der sich vor dem heiligen Gott seiner Gerechtigkeit rühmen, seine heilsamen Züchtigungen mit Unwillen zurückweisen und in seiner tugendstolzen Verblendung auf sein vermeintliches Recht eines ungestörten Genusses der Güter dieses Lebens pochen dürfte? Und als Hiob trotzig verlangt hatte, man möge ihm doch die Vergehungen namhaft machen, durch die er sich diesen unverföhnlichen, ihm Tag und Nacht keine Ruhe gönnenden Zorn Gottes zugezogen habe, so hatte Bildad beigefügt: Wenn nicht Du, so haben vielleicht Deine Kinder sich an Gott versündigt und all dies schwere Leid über Dein Haus gebracht. Denn Gott kann das Recht nicht beugen, er wird nicht Unschuldige

¹⁾ Die Schlußworte sind vielleicht nur eine, überdies verschriebene Variante des ersten Versgliedes, „wo Dämmerung dem tiefsten Dunkel gleichet.“

verwerfen und den Schuldigen begünstigen, d. h. straflos ausgehen lassen. Fühlst Du Dich selbst von Schuld frei, desto besser; um so eher wirst du Gottes Verzeihung und Gnade, Die Deine Kinder durch ihren Abfall von Gott und ihren Uebertritt in den Dienst der Sünde auf immer verwirkt haben, für Dich selbst erbitten können. Denn, wie schon Eliphas bemerkt hatte, ein wirklich frommer und braver Mann soll nie hoffnungslos verzweifeln (4, 6).

Darauf erwidert nun Hiob, mit ironischer Zustimmung zu dem Satze, den Eliphas als eine ihm gewordene göttliche Offenbarung an die Spitze seiner Belehrung gestellt hatte: Nur zu gut weiß ich, daß niemals ein Mensch sich vor Gott rechtfertigen wird. — Aber dabei nimmt er diesen Ausdruck „sich rechtfertigen“ nicht in dem Sinne, in welchem ihn Eliphas verstanden hatte, daß nämlich die sinnlich materielle Natur des Menschen in den Augen des alles Unreine verabscheuenden, heiligen Gottes nie fleckenlos und frei von sittlicher Verunreinigung, daher auch stets der Zucht und Strenge bedürftig erscheinen müsse, sondern in dem lediglich juridischen Verstande, daß der Mensch, wenn er mit Gott in Streit gerathe, nie vermögend sein werde, sein Recht geltend zu machen und seinen Gegner des Unrechts zu überführen. Erhoben die Freunde gegen diese — absichtliche oder unabsichtliche — Begriffsverschiebung keine Einwendung, so konnte ihm allerdings die folgende Beweisführung wenig Schwierigkeit machen. Dabei wird freilich vorausgesetzt, daß der Mensch seinem Schöpfer gegenüber überhaupt Rechte besitze, über deren Mißachtung oder Verletzung er mit Gott in Streit gerathen könne, daß er also nicht sei, wie der Thon, den der Töpfer formt, umformt, zerschlägt, je nach Laune oder Bedürfniß, ohne ihn erst zu fragen, ob er nichts dawider einzuwenden habe, sondern daß vernunftbegabte, selbstbewußte Wesen das Recht beanspruchen dürfen, von ihrem Bildner nach denselben Gesetzen der Gerechtigkeit, Billigkeit und Liebe behandelt zu werden, die er uns für den Umgang mit anderen vernünftigen Wesen unauslöschlich in's Herz geschrieben hat. Finden wir uns in dieser Beziehung von unseren Nebenmenschen verletzt, so steht uns der doppelte Weg, des Gerichts oder der Gewalt, offen, um unser Recht gegen diejenigen, die es antasteten, zu behaupten. Wenn es aber Gott selbst ist, von dem wir, unserer Meinung nach, ungerecht und lieblos behandelt werden, was bleiben uns da für Mittel, unsern Gegner zu nöthigen, daß er sein Unrecht eingestehe und unser gutes Recht anerkenne? Vor seiner weltumfassenden Einsicht, die uns mit tausend für uns unbe-

antwortbaren Fragen verwirren kann, müßte unsere armselige Redekunst bald einmal verstummen. Und ist er nicht der allmächtige Beherrscher des Weltalls, vor dessen Zürnen die Erde mit ihren Bergen erzittert, die Gestirne des Himmels ihren Glanz verlieren, das empörte Meer sich ebnet und sich ihm zu Füßen legt? Und der schwache, hinfällige Mensch sollte es wagen, einem so furchtbaren Gegner Trotz zu bieten? Würde er sich gegen ihn schirmen können, der unsichtbar ist und dessen packender Hand er sich schutzlos preisgegeben weiß? Gott würde ein so freches Ansinnen nicht unbestraft lassen, und seinen Grimm nicht zurückhalten. Hat er doch ganz andere Feinde gebändigt, die sich seinem Schöpfungswerke hemmend entgegenstellen wollten. Und ich sollte es wagen, mich mit diesem Gott in einen Streit einzulassen, und mich zu Anklage und Vertheidigung auf gewählte Worte besinnen? Fühlte ich mich auch unschuldig, wie dürfte ich mich vor ihm verantworten? Aus einem Kläger müßte ich ein um Gnade Bittender werden; und, geschähe selbst das Unerhörte, würde er sich herablassen, auf meine Fragen und Klagen zu antworten, ich würde es nicht glauben, denn mein gegenwärtiges Elend ist mir ein ausreichender Beweis, daß er mir unverföhnlich zürnt und mich von vorn herein als schuldig verdammt hat. So bin ich denn allerdings, wie meine Freunde behaupten, außer Stande, mich vor Gott zu rechtfertigen; ich kann es weder durch Gewalt, noch auf dem Wege Rechtens. Wo wäre übrigens im letzteren Falle ein Vermittler zwischen uns? Gott ist Richter in eigener Sache. Und versuchte ich zu reden, mein innerstes Bewußtsein würde mich zwar freisprechen und mir Recht geben, aber mein Mund in der Verwirrung wider mein besseres Wissen zu meinem Ankläger werden und würde gezwungen, dem Verdammungsurtheile Gottes Beifall zu geben.

Wenn demnach das Unglück und die Leiden, die uns das Leben verbittern, wirklich Strafen und Züchtigungen der erzürnten Gottheit sind, wie die Freunde Hiobs behaupten, so sieht sich der seiner Unschuld gewisse Sterbliche allerdings außer Stande, sich vor Gott zu rechtfertigen, d. h. nach der Deutung, welche Hiob diesem Ausdrücke gibt, sein gutes Recht zu vertheidigen und den ihm so weit überlegenen Gegner zur Zurücknahme seines ungerechten Strafurtheils zu bewegen. Und so wird endlich Hiob in seiner Verzweiflung zu der aller Frömmigkeit Hohn sprechenden Schlußfolgerung gedrängt: Ich fühle mich unschuldig, und doch legt mir Gott so schwere, unerträgliche Leiden auf, also: „gut und böse gilt für Gott gleich, er macht zwischen ihnen keinen Unterschied. Vernichtet er im Zorn den Frevler

mit einem Schlag, so scheint es ihm bei Unschuldigen Freude zu machen, sie mit immer steigenden Qualen langsam zu Tode zu martern.“ Daher hat auch auf Erden die Ungerechtigkeit die Oberhand. Die Richter, welche die Unschuld schützen, die Schuldigen strafen sollten, erkennen nicht mehr, was Recht oder Unrecht ist.

Hiob ist sich wohl bewußt, daß er mit diesen fecken Worten Gottes Zorn auf's äußerste gereizt und sein Leben verwirkt hat; aber an einem Leben, wie er es jetzt führen muß, ist ihm ja ohnehin nichts gelegen. Seine Tage eilen flüchtig dahin und bringen ihm nichts Gutes. Will er auch seinen Kummer vergessen und sich etwas aufheitern, so drückt ihn immer wieder das Gefühl zu Boden: Gott zürnt, nie wird er mich von Schuld freisprechen; alle meine Bemühungen, mich vor Gott rein zu waschen, sind umsonst. Warum also mich ängstlich bemühen, ihn zu meinem Gunsten umzustimmen und seinen Zorn nicht noch mehr zu reizen? Warum aus Furcht vor ihm meine empörten Gefühle in mich verschließen? Darum will er nun auch seinem gepreßten Herzen Luft machen und statt, wie bisher, über sich, sein verlorenes Glück und sein gegenwärtiges Elend zu klagen (Kapitel 29. 30), seine Klage gegen den Urheber des letzteren erheben.

Warum, fragt er, verurtheilt und straft mich Gott ungehört, statt mir die Vergehungen zu nennen, die mir seine Ungnade zugezogen haben? so könnte ich das Geschehene wieder gut machen und mich vor ferneren Verjündigungen hüten. Kann es Gott frommen, mich, das Werk seiner erzieherischen Hand, zu verderben, während er die ihm abtrünnig Gewordenen (die Heiden?) gewähren läßt und dadurch in ihrem gottlosen Thun bestärkt?

Ist er denn nicht allwissend und kennt des Menschen Sinnen und Trachten bis in die geheimsten Falten seines Herzens? So müßte er doch wissen, daß ich, obgleich dem Irrthum unterworfen, doch nie daran gedacht habe, mich von ihm loszusprechen und der Sünde zu huldigen.

Ist er nicht der Ewige, Unveränderliche? Und doch hat er solche Eile, meine mir selbst unbewußten Uebertretungen zu strafen, als könnte ich ihm entrinnen, oder als müßte er, wie ein kurzlebender Mensch, befürchten zu sterben, bevor er seiner Strafgerichtigkeit ein Genüge gethan hätte?

Mit kunstreicher Hand hast Du mich gebildet, aber doch aus vergänglichen Stoffen, und zum Staube muß ich wieder zurückkehren. Man staunt und bewundert die Sorgfalt und

Einsicht, womit Gott den Menschen im Mutterleibe bildet, ihn mit Haut und Fleisch, mit Sehnen und Knochen ausrüstet und mit seinem Lebensodem beseelt in diese Welt eintreten läßt. Allein unter welchen Bedingungen empfängt der Mensch das Geschenk dieses Lebens? Als ein aus irdischen Stoffen entstandenes Geschöpf ist er nicht bloß vergänglich, sondern auch durch seine sinnliche Natur den Naturtrieben, Leidenschaften, dem Irrthum und der Sünde ausgesetzt. Ist er nun einmal aus Unwissenheit oder Schwäche vom rechten Wege abgekommen, so läßt ihn Gott nicht mehr aus den Augen, beobachtet scharf und mißtrauisch sein ferneres Thun und Lassen. Gibt er sich dann der Sünde hin, dann wehe über das Schicksal, das seiner wartet. Ist aber derjenige, der rechtschaffen bleibt, etwa minder beklagenswerth? Nach seinem ersten Fehltritte soll er nun stets gesenkten Hauptes als tiefbeschämter, bußfertiger Sünder einhergehen und seine Schande mit sich herumtragen. Versuchte er einmal sein Haupt zu erheben und seines Lebens froh zu werden, so wird er wie ein gefährliches Raubthier von Gott verfolgt und mit einem ganzen Heer sich stets erneuernder Plagen gehezt und bestürmt.

Ist nun ein Leben unter solchen Bedingungen begehrenswerth? Hiob wiederholt daher am Schluß seiner Antwort den gleich anfangs ausgesprochenen Wunsch: Wäre ich doch lieber gar nicht geboren oder gleich nach meiner Geburt gestorben! und knüpft daran die Bitte: Gott möge ihm doch noch vor seinem Hingange an den Ort ewiger Finsterniß, aus dem niemand zurückkehrt, einige heitere Tage auf der lichten Oberwelt gewähren.

Da erhebt sich der dritte Redner.

8. Die erste Rede Zophars.

Kap. 11. Und es begann Zophar, der Naamathite, und sprach

Soll denn der Wortschwall ohne Antwort bleiben?

und soll ein Maulheld Recht behalten?

Es sollte Dein Geschwätz den Mund von Männern schließen,

Du solltest höhnen, ohne daß man Dich beschämt?

„Recht“, sagst Du, „ist was ich behauptete, und rein war ich in Deinen Augen.“

5 O würde Gott doch mit Dir reden

und gegen Dich die Lippen öffnen,

- Dir seiner Weisheit Tiefen zeigen! Wär' doppelt groß
 auch Deine Klugheit, Du müßtest doch zuletzt erkennen,
 daß Gott Dir manche Schuld erläßt.
- Willst Du, was Gott erkennt, erreichen,
 erreichen des Allmächt'gen Fülle?
 Zum Himmel ragt sie — was nun machen?
 Reicht tiefer als der Schatten Wohnung — was denn
 begriffest Du davon?
- Ihr Maß ist länger als die Erde,
 und breiter ist sie als das Meer.
- 10 Räm' er nun plötzlich, ließ Dich greifen, und ein Gericht
 zusammentreten —
 wer ist's, der ihm da Rede stünd'?
- Er kennet ja die Uebelthäter,
 merkt Böses ohne hinzuseh'n.
- Jedoch ein holer Tropf wird ein gescheiter Kopf,
 wenn je des wilden Esels Füllen mit Menscheninn ge-
 boren wird!
- Doch Du, sobald Dein Herz zu ihm sich kehrte,
 die Hände sich zu ihm erhöhen —
 wenn Unrecht klebt an Deinen Händen,
 so schaff' es fort: nicht lasse weilen
 in Deinem Zelte unrecht Gut,
- 15 So wirst Du vorwurfsfrei Dein Haupt erheben,
 und stehest festgegossen ohne Furcht.
 Du wirst dann jedes Harms vergessen,
 und wie an Wasser, die verlaufen, so dächtest Du daran
 zurück.
- Und wie der Mittag höbe sich Dein Leben,
 das Dunkel würde Morgenlicht.
- Vertrauen wirst Du, weil Du hoffest,
 Du spähest und schläfst beruhigt ein.
- Und schläfst Du, wird Dich niemand stören,
 die Wangen streichelt mancher Dir.
- Jedoch der Bösen Augen — sie verschmachten,
 für sie gibt's keine Zuflucht weiter, und ihre Aussicht ist der Tod.

Der schulmeisternde Ton, der im Munde des greisen Eliphas und auch noch in der Antwort, welche Bildad den harten Vorwürfen Hiobs gegenüber gegeben hatte, immer noch als ein gemäßigter erscheint, steigert sich nun bei diesem dritten Redner, unstreitig dem jüngsten und leidenschaftlichsten unter den Dreien, bereits zu einem Mistone dogmatischer Ueberhebung und herabwürdigender Geringschätzung des Gegners, der den Streit nothwendig erhizen und immer mehr von der Bahn einer objectiv ruhigen Discussion entfernen mußte. War etwa dieser Redner von jenem dem Freunde zugeschleuderten Vorwurfe „hohler Geschwägigkeit“ selbst ganz freizusprechen?

Zophar hatte besonders Anstoß daran genommen, daß Hiob zu Rechtfertigung seiner Behauptung, daß er unschuldig und somit ungerecht leide, zu Gott gesprochen habe: „ich bin doch rein gewesen in Deinen Augen“; also vor jener Katastrophe, die ihn in den Augen der Welt als schwer bestrafte Sünder hinstellte, habe doch in den Augen, d. h. nach dem Urtheile Gottes selbst kein Flecken sittlicher Schuld an ihm gehaftet, und somit müsse auch seine Lehre, daß Gott in dem Schicksal, das er über die Menschen verhängt, keinen Unterschied zwischen Schuldigen und Unschuldigen mache (9, 22), „rein“, d. i. frei von Irrthum und richtig sein.

Wie? — ruft Zophar aus — Hast Du denn keinen Begriff von Gottes Alles durchdringender, Alles durchschauender Weisheit? Kann sie, vor der selbst die geheimsten Falten unseres Herzens bloß liegen, nicht Fehler an Dir entdeckt haben, die Dir selbst unbemerkt geblieben sind? Wenn Gott zu Gerichte sitzt, so bedarf es da nicht, wie bei uns kurzfristigen Menschen, weitläufiger Untersuchungen, eines Abwägens von Gründen und Gegengründen, Anklagen und Vertheidigungen; auf den ersten Blick unterscheidet er, wer schuldig und strafbar ist. Wenn er daher, wie Du so eifrig wünschst, ein Gericht versammeln und abhalten wollte, wer könnte da — und hier parodirt er die von Hiob (9, 12) gebrauchten Worte, indem er ihnen einen andern Sinn (20, 2. 33, 5) unterlegt — ihm auf seine Anklagen antworten und ihn des Unrechts zeihen? Hierüber kann nur ein geborner Dummkopf im Zweifel sein. Frägt sich nun, was unter diesen Umständen zu thun sei, so weiß auch Zophar keinen andern Rath, als ihm die beiden andern Freunde bereits gegeben haben: Hiob soll bei Gott um Gnade bitten, und auf den Fall, daß er die göttliche Ungnade sich vielleicht durch den Erwerb von unrechtmäßigem Gut zugezogen habe, dasselbe vorerst zurückerstatten, so werde dann Alles wieder gut werden,

Vertrauen und Hoffnung, Glück und Segen wieder bei ihm einkehren. Denn, fügt er warnend am Schlusse noch bei, nur verstockte Sünder gehen hoffnungslos ihrem Untergange entgegen.

9. Hiob gegen Zophar. I.

Kap. 12. Da begann Hiob und sprach:

Wahr ist es, ganze Leute seid ihr,
mit Euch stirbt einst die Weisheit aus.
Doch ward auch mir gleich Euch Verständniß,
nicht steh' ich hinter Euch zurück.
Wer ist auch, der nicht gleichveil wüßte?
Muß ich zum Hohn den Fremnden dienen,
ich, deß Gebet Erhörung fand?
Zum Hohn bei unbefleckter Tugend?

- 5 Doch Unglück findet stets Verachtung
bei solchen, die sich sicher fühlen,
und wankt der Fuß, sind sie gleich da.
Der Räuber Wohnung bleibt im Frieden,
gesichert ist, wer Gott erzürnet,
und nur auf seine Faust vertraut.
Die Thiere frag', daß sie Dich lehren,
des Himmels Vögel, daß sie's sagen.
Zur Erde¹⁾ geh', daß sie Dich weise,
des Meeres Fische thun Dir's kund.
Wer sollte nicht von ihnen wissen,
daß Gottes Hand dies Alles schuf?
- 10 Steht ja in seiner Hand der Odem
von Allem was da lebt, es athmet
des Menschen Leib auch nur durch ihn.
So wie der Gaumen Speise kostet,
so soll das Ohr die Worte prüfen.
Das Alter, sagt Ihr, habe Weisheit
und langes Leben bringt Verstand.

¹⁾ Die Erde ist hier ein zu allgemeiner Begriff mitten unter den einzelnen Thiergattungen, die Vers 7 und 8 aufgezählt werden, und der Text scheint verdorben.

- Bei Ihm vereint sich Kraft mit Weisheit,
 Verstand verbindet er mit Rath.
 Was er gestürzt, baut sich nicht wieder,
 und wen Er fängt, der wird nicht frei.
- 15 Hemmt Er die Wasser, sie versiegen;
 läßt Er sie los, verwüsten sie das Land.
 Bei ihm vereint sich Macht mit Klugheit;
 wer irre geht und irre leitet,
 sie beide steh'n in seiner Hand.
 Rathsherren führt Er fort gefangen
 und Richter wandelt er in Thoren um.
 Er löset auf der Fürsten Bande,
 schlingt sie um ihre eig'nen Hüften;
 Gefangen führt Er fort die Priester,
 streckt Starke auf den Boden hin;
- 20 Benimmt die Sprache den Beredten,
 den Alten raubt er den Verstand,
 Gießt Schande über Edelleute,
 der Mächt'gen Fesseln löst er auf,
 Verborgnes zieht er aus dem Dunkel
 und Dunkles ziehet Er an's Licht.
 Erhebt zum Volk, vernichtet wieder,
 läßt wachsen sie zu Nationen,
 und führet sie dann wieder weg.
 Raubt den Verstand des Volkes Häuptern,
 führt sie in Deden ohne Pfad,
- 25 Sie tappeln statt im Licht im Finstern,
 und taumeln gleich Betrunknenen.

Kap. 13.

Seht, Alles hat mein Aug' erschauet,
 mein Ohr gehört und sich's gemerkt:
 Was Ihr erkennt, erkannt' ich selber,
 nicht steh' ich hinter Euch zurück.
 Allein, mit Gott möcht' ich jetzt sprechen,
 mit Gott zu reden, hab' ich Lust.

Denn Ihr — Ihr seid nur Lügenschmiede
und Lügenflicker allzumal.

- 5 O würdet Ihr doch lieber schweigen,
damit Euch das für Weisheit gölte!
So höret denn nun meine Rüge,
merkt meiner Lippen Tadel Euch:
Wollt Ihr für Gott mit Worten freveln,
und ihm zuliebe Lügen reden?
Meint Ihr für ihn Partei zu nehmen,
und seine Sache wollt Ihr führen?
Wär's gut, wenn er Euch jetzt erforschte?
Meint Ihr, so wie man Menschen täuschet,
so könnt auch ihn Ihr hintergeh'n?
- 10 Nein, strafen wird er Euch, wenn heimlich
ihr so nach Gunst ein Urtheil fällt.
Erschreckt Euch denn nicht seine Größe?
Besfällt Euch nicht die Furcht vor ihm?
Aus Asche baut Ihr eure Sprüche,
und hinter Lehm verschanzt ihr Euch.
D'rum schweigt und laßt mich selber sprechen,
mich treffe dann, was kommen mag.
Warum mein Fleisch mir in die Zähne nehmen? ¹⁾
Mein Leben leg' ich in die Hand.
- 15 Er mag mich tödten: ich halt stille,
sofern er mich nur meinen Wandel
vor seinem Thron vertheid'gen läßt.
Auch dies soll mir zum Heile dienen,
ein Sünder träte nicht vor ihn.
Hört denn mein Wort, vernehmt mein Zeugniß,
Zum Rechtskampf, seh't, bin ich gerüstet,
ich weiß, der Sieg — er bleibet mir.
Wer ist es, der mit mir will streiten?
Denn nachher wollt' ich schweigen, sterben.

¹⁾ Das lateinische: mordicus tenere aliquid.

20 Mit zweien Dingen nur verschon' mich,
 so will ich furchtlos vor Dich treten.
 Halt Deine Hand mir fern und mache
 mit Deinen Schrecken mir nicht bang.
 Dann ruf' mich auf, ich geb' Dir Antwort;
 wo nicht, so will ich selber reden,
 und Du erwidert mir darauf.
 Wieviel der Fehler und Vergehen
 hab' ich? O zeige meine Sünde und meine Missethat mir an.
 Was wendest Du das Antlitz von mir
 und rechnest mich zu Deinen Feinden?
 25 Willst ein verwehtes Blatt Du schrecken,
 nachjagen einem dürrn Halm,
 Daß bitt'res Du für mich verordnest,
 mich büßen läßt der Jugend Schuld?
 Mir in den Block die Füße legest,
 auf allen Schritten mich bewachest
 und Dich in meine Knöchel gräbst? ¹⁾
 Und er — dem Moder, der zerbröckelt,
 gleicht er, dem Kleid, der Motte Fraß.

Kap. 14.

Der weibgeborne Mensch, so arm an Tagen, reich an Mühsal,
 wie eine Blume spriest er, wird dann abgeschnitten,
 flieht hin als Schatten und hat nicht Bestand.
 Und doch hältst Du auf ihn Dein Auge offen,
 und willst ihn bringen in's Gericht mit Dir!
 Wird jemand Reines aus Unreinem bilden?
 nicht einer wird's im Stande sein.
 Sind einmal seine Tage abgemessen
 und seiner Monden Zahl von Dir bestimmt,
 hast Du ein Ziel gesetzt ihm, nicht zu überschreiten,
 So sieh doch ab von ihm, daß er zu Athem komme,
 bis er sich wie ein Fröhner nach dem Ende sehnt.

¹⁾ Er meint die Einschnitte, die der um den Fuß gelegte Block oder die eiserne Fußfette in den Knöcheln eines Gefangenen, mit welchem hier der an das Siechbett Gefesselte verglichen wird, zurückläßt.

- Der Baum, wenn umgehauen, hat noch Hoffnung,
 er schlägt wohl wieder aus, treibt neue Sprossen;
 Ist seine Wurzel auch im Staub gealtert,
 sein Stumpf im Boden wie erstorben,
 So wie er Wasser riecht, so grünt er wieder,
 schmückt sich mit Laub als wie ein junger.
- 10 Doch stirbt der Mensch, so bleibt er kraftlos,
 hat er verhaucht, wo ist er nun?
 [Wird auch das Wasser aus dem Meer verdunsten,
 vertrocknet auch ein Strom, daß er versiegt?] ¹⁾
 Der Mensch, — legt er sich hin, ersteht nicht wieder,
 so lang der Himmel währt, erwacht er nimmer,
 aus seinem Schläfe wird er nicht geweckt.
 Ach, daß Du in der Unterwelt mich bärdest,
 von Dir entfernt, bis daß Dein Zorn verhaucht,
 um nach gesetzter Frist mein wieder zu gedenken!
 O könnt' ein Mensch, der starb, auf's neue wieder leben!
 ich würd' in meinem Dienst die ganze Zeit ausharren,
 bis auf den Tag der Ablösung,
- 15 Bis Du mich riefest und ich Antwort gäbe,
 Du wieder Sehnsucht trüg'st nach Deiner Hände Werk.
 Dann würdest ferner nicht ²⁾ Du meine Schritte zählen
 und hieltest meine Schuld nicht stets in Deiner Hut,
 Versiegelt wäre dann im Beutel mein Vergehen
 und meine Schuld wär' ausgelöscht.
 Allein der Berg, der fällt, pflegt zu verwittern,
 Der Fels, wenn er von seinem Ort sich löst.

¹⁾ Auf Vers 11 ruht der Verdacht einer Reminiscenz aus Jes. 19, 5. Sicher ist, daß derselbe, auch wenn man ihn als Frage faßt, in diesem Zusammenhange von Niemanden vermist würde.

²⁾ Die Negation, die der Zusammenhang verlangt, ist mit der syrischen Uebersetzung ergänzt. Was Hiob als glückliche Folge seiner vorausgesetzten Wiederbelebung und Ausöhnung mit Gott erwartet, bildet einen Gegensatz zu den 5, 6. 14 ausgestoßenen Klagen über seine gegenwärtige Lage. Das „Zählen der Schritte“ kommt auch 31, 4 von der strengen Aufsicht des Weltrichters, nicht von der liebenden Fürsorge des väterlich gesinnten Gottes vor.

Die Steine — sie zerreibt das Wasser,
den Abfall schwemmst als Erdenstaub Du fort;
und so vernichtest Du des Menschen Hoffen.
20 Wirfst Du ihn hin auf immer, ist er hingeschwunden,
er wechselt die Gestalt¹⁾ und ist von Dir verjagt.
In Ehren hält man seine Söhne, ihm aber ist es unbekannt,
Sie sinken in der Leute Achtung, er achtet aber nicht darauf.
Nur feinetwegen leidet Schmerz sein Fleisch,
nur feinetwegen ist betrübt sein Geist.

Zur Entkräftung der Behauptung Hiobs, daß er sich keiner Schuld bewußt sei, die eine so harte Strafe, wie sie ihm von Gott auferlegt werde, verdient hätte, und daß er also ungerecht leide, hatte Zophar sich auf die unergründliche Weisheit Gottes berufen. Aus den Folgerungen, die er aus dieser göttlichen Eigenschaft auf den Fall Hiobs zog, ergibt sich, daß er darunter den durchdringenden, keiner Vermittlung benötigten Einblick Gottes auch in die dem sterblichen Auge verborgensten Dinge verstand, der namentlich auch des Menschen Herz, sein Sinnen und Trachten, die Triebfedern seines Handelns und seine geheimsten Regungen mit einem Blicke durchschaut, gegen den kein Bertuschen und keine Selbsttäuschung helfen kann. Zophar war infolgedessen sogar auf die extreme Behauptung gekommen, daß Hiob, wenn er sein Inneres und seine ganze Vergangenheit so genau erforschte, wie es eben nur dem allwissenden Gott möglich sei, einsehen müßte, daß Gott noch manche seiner Vergehungen unbestraft habe hingehen lassen (11, 6).

Darauf erwidert nun Hiob:

Mit der Hinweisung auf Lehren und Wahrheiten, die ihm ebenso bekannt und geläufig seien, wie seinen Opponenten, werde ihm wenig gedient. In dieser Art von Beweisführung und geistlicher Rhetorik, welche die Hauptfrage umgeht, um sich dann um so wortreicher und pathetischer über Dinge auszulassen, die niemand bestreitet, will er es mit ihnen schon aufnehmen und durch die That beweisen, daß er nicht der „hohle Kopf“, der jeder Bildung und Einsicht unfähige „wilde Esel“ sei, für den ihn Zophar zu halten scheine (11, 12).

¹⁾ Hat er einmal durch die Auslösung im Tode seine menschliche Gestalt verloren, so ist er auf immer aus dem Lande der Lebendigen vertrieben.

Mit vielen schönen Worten hatte Zophar Gottes Weisheit gepriesen. Wer wird ihm dieselbe bestreiten? Die Wunder seiner Schöpfung, die stummen Geschöpfe des Himmels, der Erde und des Meeres verkündigen dieselbe nur durch ihr Dasein vernehmlich genug einem jeden, der darauf achten will.¹⁾ Wem aber solche Gemeinplätze vordeclamirt werden, soll sie nicht so ohne alle Prüfung annehmen, er muß unterscheiden, was davon unbedenklich eingeräumt werden kann, was dagegen Stoff zu Zweifel oder Widerspruch darbietet. So könnten sich im vorliegenden Falle einer auf lange Erfahrung gestützten, relativen Weisheit und Einsicht auch grauhaarige Greise rühmen. Aber bei Gott ist dessen allumfassende Weisheit noch verbunden mit Kraft, mit der unbeschränkten Freiheit und dem Vermögen der Ausführung. Nicht allein klug ist Gott und weiß für Alles, was er wünscht und bezweckt, sogleich Rath und findet dazu die richtigen Mittel und Wege. Er besitzt auch die Allmacht, der sich keine menschliche Größe und Macht und überhaupt nichts hindernd entgegenstellen kann. Ueber Hohe und Niedrige, über Fürsten, Richter und Priester, über Kluge und Listige, über Beredte und Starke, über Einzelne wie über ganze Völker verfügt Gott ganz nach seinem Belieben und macht ihre Macht und Weisheit, ihre Beredsamkeit und Heldenkraft zu Schanden. Diese rhetorische Schilderung der göttlichen Allmacht bildet zugleich ein Seitenstück zu Zophars Panegyricus auf die göttliche Weisheit, und Hiob leistet damit den thatfächlichen Beweis, daß er in solchen Declamationen „hinter seinen Freunden nicht zurückstehe“. Werden sie aber zur Lösung des Problems, das seinen Glauben und sein Vertrauen zu Gott so schmerzlich bewegt und bis in's tiefste erschüttert hat, etwas beitragen?

Daß Gott unumschränkter Herr und Gebieter sei über Alles, was er selbst geschaffen hat und das nur durch seinen Geist und Willen besteht, das stand ja außer Zweifel und wurde durch das Schicksal von Fürsten und Völkern, die von ihrer geträumten Höhe und Sicherheit jählings herabgestürzt wurden, hundertfältig bezeugt. In Frage steht aber, wie Gott von dieser seiner Allmacht Gebrauch mache? Verwendet er sie ausnahmslos zum Schutz und Wohl seiner treuen Bekenner, zum Nachtheil und Verderben seiner und ihrer Feinde? Steht also diese Allmacht in jedem besonderen Falle im Einklang mit seiner Gerechtigkeit und Güte? Hiob selbst war doch gewiß ein aufrichtiger Ver-

¹⁾ Dasselbe sagt von Sonne, Mond und Sternen der Dichter von Psalm 19, 3. 4.

ehrer Gottes und war eifrig bemüht gewesen, „den Worten seines Mundes nachzuleben (23, 12. 27, 6. 31, 4 ff.). Und doch war er jetzt durch höhere Schickung zum elendesten der Menschen geworden. Wie reimt sich dies mit dem Glauben an einen gerechten Gott?

„Gott kann das Recht nicht beugen“, hatte Bildad geantwortet; „er verwirft keinen Unschuldigen, unterstützt keinen Frevelhaften: nur die verstockten Sünder, die von demüthiger Buße und Besserung nichts wissen wollen, weiht er dem Untergang.“ — „Aber habe ich denn durch Untreue und Abfall von Gott mein Schicksal verschuldet? hatte Hiob entgegnet. „Wenn Ihr dies voraussetzt, so nennet mir meine Uebertretungen (6, 24).“

Wer weiß? — antwortet Zophar — Gott ist allwissend, er sieht in's Innere und kennt uns besser, als wir uns selbst kennen. — Aber Gott war ja zufrieden mit mir, er erhörte meine Gebete und segnete mich mit allen Gütern dieses Lebens (12, 4). Ich bin meinerseits kein anderer geworden, warum hat aber Gott sich so plötzlich in meinen Feind verwandelt, hegt und verfolgt mich wie ein gefährliches Raubthier und macht mich zur Zielscheibe seiner brennenden und giftigen Zornespfeile (6, 4; 10, 16)?

Es ist also ein wahrer Hohn, wenn Ihr, meine Freunde, mich jetzt ohne allen Beweis zum Sünder machen wollt. Nehmt Euch in Acht vor jener so hochgepriesenen Allwissenheit Gottes. Er schaut auch Euch in's Herz und es kann ihm nicht entgehen, daß Ihr gegen Euer besseres Wissen Eurer Theorie zuliebe partiisch urtheilt und einen Unschuldigen lieblos verurtheilt.

Aber dem Unglück, wenn es auch unverschuldet sein sollte, fehlt ja der Spott nicht; den Glücklichen, wenn auch seine Faust sein Gott ist und er mit dieser sich Ansehen, Gewalt und Reichthümer verschafft hat, läßt man in Frieden.

Im Unmuth über das ihm angethane Unrecht und innerlich überzeugt, daß all das logische Bollwerk, hinter das sie sich verschanzen, an Beweiskraft nur Asche und haltlose Lehmschanze und nicht einmal aufrichtig gemeint sei, heißt er sie daher schweigen. Er will seine Sache allein mit Gott ausfechten, sollte ihn auch seine freche Herausforderung das Leben kosten. Ist er doch gewiß, daß Gott, wenn er ihn ruhig anhören und ihn nicht durch die Schrecken seiner Majestät einschüchtern wollte, ihm doch zuletzt Recht geben und ihn freisprechen müßte.

Die Hauptfrage, die nun Hiob an den zwar unsichtbaren, aber allgegenwärtigen Gott richtet, lautet wie schon früher: Worin habe ich mich an Dir vergangen, daß Du mich schwaches,

hinfalliges Geschöpf mit einem Eifer und einer Hartnäckigkeit verfolgt, als wäre ich ein Dir gefährlicher Feind? Sage mir doch lieber, worin ich gefehlt und Deinen Zorn erregt habe?

Und nun folgen wehmüthige und vorwurfsvolle Betrachtungen über das herbe Loos, das dem Menschen auf Erden beschieden sei. So kurz und flüchtig sein Leben, so schwach und unzureichend seine, im Kampf mit seiner sinnlichen Natur liegende, sittliche Kraft sein müsse, so würden doch unerschwingliche Forderungen von Reinheit und Vollkommenheit an ihn gestellt, als ob aus unreinem, irdischem Stoff je etwas fleckenlos Reines hervorgehen könnte. Unter fortwährender peinlicher Aufsicht gehalten, ziehe ihn Gott vor sein strenges Gericht und ahnde unerbittlich seine geringsten Vergehungen, wären es auch Ausschreitungen jugendlicher Unbesonnenheit und Leidenschaft, die durch ein gesetzliches Verhalten in reiferen Jahren längst wieder gut gemacht und in Vergessenheit gebracht sein sollten.

Und wenn er nach einem so vielgeplagten, kummervollen Leben, noch Aussicht auf eine glücklichere Zukunft hätte! Aber ihm wird es nicht so gut wie dem Baume, dessen Wurzel, wenn der Stamm umgehauen ist, zwar im Schoß der Erde verborgen todt und dahingeschwunden scheint, aber vom Wasser befeuchtet plötzlich wieder Schosse treibt, grünt und sich verjüngt. Möchte doch auch ich — und hier spricht Hiob wieder in eigener Sache — nach meinem Tode wie jener Baum in der Erde zu späterem Aufleben geborgen, oder in der Unterwelt wie ein Wachposten, nur auf bestimmte Zeit zu späterer Ablösung ausgestellt sein! Wäre dann der göttliche Zorn, der mich jetzt verfolgt und aus seiner Nähe und Gemeinschaft treibt, vorüber, würde die alte Liebe zu dem Geschöpf seiner Hände wieder wach werden und er beriefe mich zu sich, wie freudig würde ich diesem Rufe folgen! Das Alte — auch die Schuld, die mir seinen Unwillen zugezogen — wäre vergessen und vergeben und ich könnte ein neues, glücklicheres Leben beginnen. Allein ich gleiche eher dem Steine, der von einem stürzenden Berge losgerissen verwittert, den das Wasser nicht, wie jene Baumwurzel, neu belebt, sondern auflöst und als Erdenstaub fortschwemmt. Für den Menschen ist mit seinem Tode Alles vorbei; für die Ueberlebenden — und wären es seine eigenen Kinder — hat er keine Empfindung mehr und ihr Schicksal bleibt ihm unbekannt, sie mögen geehrt werden oder in Verachtung sinken. Empfinden kann er nur Schmerz und Trauer über seine eigene Person, wenn Leib und Seele sich auf immer trennen.

Zweiter Redegang.

Es haben nun der Reihe nach alle drei Freunde sich über Hiobs traurigen Schicksalswechsel ausgesprochen und sich bemüht, seine Klage, es sei ihm damit von Gott ein schweres Unrecht zugefügt worden, im Interesse des Glaubens an eine göttliche Gerechtigkeit zurückzuweisen. Unererschütterlich in ihrem Glauben, es müsse sich Hiob irgendwie das göttliche Mißfallen zugezogen und dadurch sein Unglück selbst verschuldet haben, hatten sie ihm ihren übereinstimmenden, gut gemeinten Rath über das Verhalten, das ihn am sichersten mit dem erzürnten Gott wieder ausöhnen werde, mitgetheilt. Allein Hiob ist nicht überzeugt, das Thema der Unterredung nicht erschöpft, ja es ist nun erst recht zu einer Streitfrage geworden, deren Lösung für alles religiöse Glauben, Denken und Hoffen von der größten Wichtigkeit war. Und so beginnt ein neuer Redegang, in welchem sich ob den wechselseitigen Vorwürfen und Anklagen die Leidenschaften immer mehr erhitzen. Die einen kämpfen für Gottes Ehre und suchen ihn gegen Hiobs Anschuldigungen zu rechtfertigen, der letztere eifert für seine Unschuld und das Zeugniß seines reinen Gewissens gegen Anklagen und Verdächtigungen, die ihm nicht bewiesen werden konnten.

Wieder ist es Eliphas, der den (13, 19) hingeworfenen Handschuh zuerst aufhebt und das Wort ergreift.

10. Des Eliphas zweite Rede.

Kap. 15. Und es begann Eliphas, der Themanite, und sprach:

Antwortet denn ein Weiser mit so lust'ger Lehre,
und füllet seinen Leib mit Sturmwind an?

Wird er mit Worten streiten, die nichts frommen,
mit Reden jeden Nutzens baar?

Und richtest noch die Gottesfurcht zu Grunde,
die fromme Andacht vor der Gottheit schmälerst Du!

5 Denn gibt die Schuld auch Deinem Munde Weisung
und wählst Du die Sprache list'ger Leute,

Dein eigener Mund, nicht ich, muß Dich verdammen,
und Deine Lippen reden Zeugniß wider Dich.

Bist Du der Menschen Erstgeborner,
erschaffen, eh' die Berge waren?

- Hast Du im Rathe Gottes mitgefessen
 und hast die Weisheit all' an Dich gebracht?
 Was weißt Du, das wir nicht auch wüßten,
 und was erkennst Du, das uns unbekannt?
- 10 Bejahrte sind, Grauköpf', in unsrer Mitte,
 an Jahren älter als Dein Vater war.
 Kann Dir kein Trost von Gott genügen,
 ein Wort, das milde zu Dir spricht?
 Wie reißt Dich fort Dein Sinn, wie rollen Deine Augen,
 daß wider Gott Du Deinen Unmuth wendest,
 Dein Mund in Reden sich ergießt!
 Was ist der Mensch, daß rein er wäre,
 des Weibes Sohn gerecht sich nannte?
- 15 Sieh seinen Heil'gen traut er nicht,
 die Himmel sind nicht rein in seinen Augen,
 Wie denn ein so abscheulich niedriges Geschöpf,
 das Frevel schluckt, als wär' es Wasser!
 Ich will Dir's zeigen, hör' mir zu.
 Was ich erfahren, will ich sagen,
 Was Weise lehrten, unverholen,
 nach ihrer Väter Ueberlieferung.
 Und ihnen war das Land noch eigen,
 kein Fremder kam noch unter sie.
- 20 So lang der Sünder lebt, quält er sich selber,
 so viel der Jahre, als dem Wütherich bestimmt.
 In seinen Ohren klingen Schreckensrufe:
 In Friedenszeit — ihn überfall' ein Räuber.
 In trüber Zeit glaubt er an keinen Wechsel
 und ausgespäht sei er für's Schwert.
 Er schweif' umher nach Brod, wo es sich finde?
 Ist ihm ja wohl bewußt, durch eigne Schuld
 sei ihm ein finst'rer Tag beschieden.
 Es schrecken Noth ihn und Bedrängniß,
 sie werd' ihn packen, wie ein König,
 der sich zum Sturm gerüstet hat.

- 25 Denn wider Gott hat er den Arm gerecket,
 hat gegen den Allmächtigen geprahlt:
 „Sturm laufen woll' er häuptlings ihm entgegen
 mit dichtgedrängter Schilde Buckeln,“
 weil er mit Fett die Wangen füllte,
 im Wanste Schmeer sich angefügt.
 D'rum hält er nun sich auf in öden Städten,
 in Häusern, die man nicht bewohnt,
 weil sie dem Sturz verfallen sind.
 Er wird nicht reich und nicht Bestand hat seine Habe,
 und nicht neigt er der Erde zu des Glücks Gestirn.¹⁾
- 30 Nicht weichen wird er aus dem Dunkel
 — es sengt ihm Sonnengluth die Sprossen —
 doch weichen wird er Seines Mundes Hauch.
 Nicht mög' er sich auf Trug verlassen,
 er irrt, tauscht Trug sich selber ein.
 Und der erfüllt sich, eh' sein Tag gekommen,
 und seine Zweige grünen nicht.
 Verderben wird Er wie am Weinstock Beeren, die nicht reif,
 Gleich wie am Delbaum wirft Er seine Blüthen ihm herab.
 Unfruchtbar bleibt der Bösen Kotte,
 es frißt das Feu'r die Zelten der Bestechung.
 Ein Schwangergeh'n mit Frevel ist's, ein Sündgebären,
 und Trug bereitet sich ihr Leib.

Der Gottesverächter, der sich nur auf seine Faust verläßt und mit ihr, durch Gewalt und Unrecht, sein Glück gründet, hat es gut, hatte Hiob 12, 6 gesagt. Während der Fromme, wenn er in unverschuldetes Unglück kommt, gewöhnlich zum Schaden noch den Spott hat, bleibt er dagegen unangefochten in Frieden; man scheut ihn und er genießt ruhig sein unverdientes Glück, so lange ihm Gott das Leben schenkt.

¹⁾ Die Uebersetzung „des Glücks Gestirn“ beruht auf einer sehr problematischen Verbesserung des augenscheinlich verschriebenen letzten Wortes im Verse. Nach dieser Vermuthung wäre die Rede von Glücksternen (mazzalim = mazzaloth 2. Kön. 23, 5), deren Gunst der Sünder umsonst zu sich auf die Erde neigen möchte — ein astrologischer Aberglauben, analog dem Kap. 4, 8 erwähnten.

Es ist nun besonders diese Behauptung Hiobs, welche Eliphas in seiner Entgegnung aufgreift und zur Ehre und Rechtfertigung Gottes zu widerlegen sucht. Er gibt damit der Discussion eine neue Wendung und wie das frühere Mal, so tönt denn auch in dieser Folge von Wechselreden der Grundton, den er angeschlagen hat, in den Antworten der zwei anderen Freunde als Echo wieder. Die Frage, welche in den vorigen Gesprächen das Hauptthema gebildet hatte: warum der Fromme leiden müsse und ob dadurch der Glauben an Gottes Gerechtigkeit nicht gefährdet werde, tritt in diesem zweiten Redegange in den Hintergrund. Eliphas kann in dieser Beziehung nur wiederholen, was er bereits gesagt hat: Kein erdgeborener Mensch darf sich vor dem heiligen Gott rühmen, daß er ohne Schuld sei; wir sind allzumal Sünder in seinen Augen und bedürfen der züchtigenden Ruthe, um von unseren Verirrungen auf den rechten Weg zurückgebracht zu werden. Allein wie verhält es sich mit der angeblichen Straflosigkeit ruchloser Menschen, die sich um Gott nicht kümmern, seine Strafen nicht fürchten und im Vertrauen auf ihre Faust Raub und Mord und jede Art von Ungerechtigkeit verüben, um ihre Habgier und Herrschsucht zu befriedigen?

Der Beantwortung dieser Frage schiebt aber Eliphas, nach dem Brauche aller dieser Redner, einige Scheltworte und persönliche Vorwürfe voraus, welche den Gegner zum Verzichten auf Fortsetzung des Kampfes und zum Rückzuge drängen sollen.

Das Bewußtsein der Schuld und das Bestreben, sich selbst und Anderen dieselbe weg zu disputiren, erzeugt „die Sprache der Listigen“, die mit Scheingründen kämpfende Sophistik; und so führt auch Hiob, wie ihm Eliphas vorwirft, „lustige Reden“, deren sich ein Weiser — und als ein solcher wollte ja auch Hiob gelten — schämen sollte, zumal wenn sie sich durch blinde Leidenschaft bis zum verderblichen „Sturmwinde“ steigern. Sieht er denn nicht ein, daß er gerade dadurch wider sich selbst zeugt und sein eigener Mund über ihn das Urtheil fällt?

Solche freche Reden über Gott, wie sie Hiob im Munde führt, bringen überdies die Religion in Gefahr. Diese Skepsis macht die Leute irre in ihrem Gottesglauben und tritt hemmend und erkältend zwischen die Empfindungen eines frommen Herzens, das sich in Andacht zu seinem Gott erheben will.

Und welche Anmaßung, Männer eines Anderen und Besseren belehren zu wollen, die ihm an Einsicht gleich, an Alter und Erfahrung überlegen sind! Sizen doch unter ihnen Männer, die seine Großväter sein könnten! (Er meint unstreitig sich

selber darunter.) Oder ist vielleicht Hiob der Erstgeborne der Menschen, der die Weisheit an der Quelle selbst, aus dem Munde des welterschaffenden Gottes, geschöpft und daher nicht nöthig hat, auf das zu hören, was frühere Geschlechter als wahr und richtig erkannt haben? Diese haben zu einer Zeit, wo das Land noch unabhängig und von keinen fremdartigen Elementen beeinflusst war, über das Loos des Sünders während seines Erdenlebens Lehren aufgestellt und den folgenden Generationen von Vater auf Sohn überliefert, die nun Hiob, wenn er ruhiger geworden und milder Belehrung noch zugänglich ist, anhören und beherzigen mag.

Nachdem sich Eliphas so den Uebergang zu dem Hauptthema seiner Gegenrede gebahnt hat, stellt er der von Hiob behaupteten Ruhe und Unbekümmertheit des Gottlosen eine ergreifende Schilderung der inneren Unruhe und Seelenangst entgegen, mit der sein geschlagenes und aufgeregtes Gewissen zeitlebens zu kämpfen hat. Immerfort hält ihn diese innere Stimme in ängstlicher Spannung und Furcht vor dem, was da kommen möchte; denn das Gefühl, daß er für seine Handlungen verantwortlich sei, kann er nicht unterdrücken und er weiß, daß seiner „ein dunkler Tag“ warte wo die ewige Gerechtigkeit ihn zur Rechenschaft ziehen und das beleidigte Sittengesetz an ihm rächen werde. Mitten im Frieden, wo von auswärtigen Feinden nichts zu befürchten ist, quält ihn die Besorgniß vor räuberischen Ueberfällen, in Kriegszeiten sieht er sich vom feindlichen Schwert vor andern zum Opfer ausersehen und kein Hoffnungsstrahl erhellt ihm das Dunkel düsterer Ahnungen. Tritt eine Hungersnoth ein, so kennt er nicht das vertrauensvolle Stillesein in Gott (Ps. 37, 7), er sieht sich bettelnd umherschweifend, daß er irgendwo Brod finde, seinen Hunger zu stillen (Ps. 59, 16). Den Gegensatz s. oben Kap. 5, 20, 22. — Bedrängt und geängstigt ist er in der Lage einer hart bedrohten Beste, welche der Erstürmung durch ein starkes königliches Kriegsheer entgegensteht. In dieser beständigen Sorge und Angst vor den rächenden Todesmächten, scheu und mißtrauisch, meidet er die menschliche Gesellschaft und sucht Orte auf, wo er sich allein sicher wähnt, die Trümmer zerstörter Städte, dem Einsturz drohende unbewohnte Privathäuser. Und woher dies Alles? „Er hat Fett angefetzt“ — allzu großes physisches Wohlsein, Reichthum und Ueberfluß ließen ihn Gottes vergessen, zu viel auf die eigene Kraft vertrauen, so daß er zuletzt in seinem Uebermuthe sich nicht allein von Gott los sagte, als bedürfe er desselben nicht, sondern den Glauben an dessen

früher oder später einschreitende Strafgerichtigkeit verlachend, sie frech herausforderte und trotzig seiner Macht Hohn sprach.

Es bildet diese Schilderung ein eigentliches Gegenstück zu dem Bilde innerer Ruhe und Sicherheit eines mit Gott ausgeföhnten und seinem aus allen Nöthen und Gefahren rettenden Schirm vertrauenden Frommen, welches Eliphas in seiner ersten Rede (Kap. 5, 9—26) aufgestellt hatte. An sie schließt sich dann noch (Vers 29 ff.) eine Darstellung des endlichen Schicksals, das dem von Gott verlassenen Sünder in Aussicht steht. Von einer Zunahme seines Reichthums wird keine Rede sein, er verliert noch dasjenige, was er bereits hat. Sein Name bleibt im Dunkel der Vergessenheit; er stirbt aus mit seinen Söhnen, die gleich den von der Sonnengluth versengten Schößlingen eines Baumes abdorren und hinsterben. Mit aller Klugheit und Pfliffigkeit wird er das ihm entschwindende Glück nicht festhalten; er betrügt damit nicht Andere, sondern sich selbst mit getäuschten Hoffnungen. Vor der Zeit erreicht er das Ziel seines Lebens und seine Kinder überleben ihn nicht; wie die vom Frost getroffenen Beeren des Weinstocks oder Blüthen des Feigenbaums gehen sie frühzeitig zu Grunde und reifen keine Frucht.

Also — schließt Eliphas seine Mahnung — ist jeweilen Selbstbetrug die Frucht, die Jeder erzeugt, der mit selbstsüchtigen und gemeinschädlichen Gedanken schwanger geht und sie als frevelhafte That an's Licht treten läßt. Er täuscht sich über den Erfolg seiner schlimmen Absichten, denn schließlich schlagen sie zu seinem eigenen Verderben aus. Dem Sünder folgt immer die Strafe auf dem Fuße nach.

Was wird nun Hiob hierauf erwidern?

11. Hiob gegen Eliphas II.

Kap. 16. Und Hiob hob an und sprach:

Dergleichen hörte ich schon Vieles,
 und leid'ge Tröster seid Ihr allzumal.
 Soll dieser wind'gen Reden denn kein Ende werden?
 Was stachelt Dich zur Antwort auf?
 Auch ich könnt' so, wie Ihr, wohl reden
 — O wärt' an meiner Stelle ihr! —
 Ich wollt' auch Worte wider Euch zusammenreihen
 und ob Euch mit dem Kopfe schütteln.

- 5 Mit meinem Mund wollt' ich Euch stärken,
 und mit dem Mühlwerk meiner Lippen
 auch Eurem Schmerze Einhalt thun.
 Doch — will ich reden, wird mein Schmerz nicht kleiner,
 und will ich schweigen, weicht etwas von mir?
 Jetzt hat, fürwahr, er mich entwaffnet;
 zerstört hast Du all' meine Zeugenschaft.
 Daß Du mich niederwarfst, ward mir zum Zeugniß,
 und wider mich stand meine Krankheit auf,
 um mir in's Angesicht zu widersprechen.
 Sein Zorn zerfleischt und verfolgt mich,
 Als Feind knirscht er mit seinen Zähnen
 und stechend macht er seinen Blick.
- 10 Nun reißen auf sie ihre Mäuler,
 sie schlagen schmähhlich mir die Wangen,
 und schaaren sich zusammen wider mich.
 Gott hat mich Kindern preisgegeben
 in Frevler Hand mich überliefert.
 Ich war so ruhig — da jagt er mich auf,
 packt mich beim Nacken und zerschellt mich;
 Hat sich zum Ziele sich gesetzt,
 Daß seine Pfeile mich umschwirren,
 er mir die Nieren spalte ohn' Erbarmen
 und meine Galle auf die Erde schütt';
 Er reißt mich Riß um Riß zusammen,
 stürmt auf mich ein als Kriegesheld.
- 15 Nun hüll' ich meinen Leib in Trauer
 und streue Staub mir auf das Haupt!¹⁾
 Von Thränen schwillt auf mein Antlitz,
 und meine Wimpern decket Nacht.
 Und doch klebt Unrecht nicht an meinen Händen,
 und rein von Schuld ist mein Gebet.

¹⁾ Wörtlich: Den Sack, d. i. das schwarze, härene, auf bloßem Leib getragene Trauerkleid, näh'te (und legte) ich um meine Haut und steckte mein Horn in Staub, mein sonst stolz emporgetragenes Haupt beugte ich in den Staub, womit sich Trauernde zu bestreuen pflegen, s. 2, 12; 42, 6.

D'rum decke nicht mein Blut, du Erde,
 es finde keine Ruhstatt mein Geschrei!
 Und doch — im Himmel, sieh, da ist mein Zeuge,
 mein Bürge d'roben in der Höh'.

- 20 Wenn meine Freunde meiner spotten,
 so thränt mein Auge auf zu Gott.
 Er mög' entscheiden in dem Streite,
 den Mensch und Gott, der Mensch mit seinen Freunden führt.
 Es kommen nur noch wenig Jahre,
 geh' einen Weg ich ohne Wiederkehr.

Kap. 17.

- Mein Lebensodem ist zerstört, zur Reige geht's mit meinen Tagen,
 und was mir wartet, ist das Grab.
 Bin ich in Täuschung nicht befangen,
 soll ich nicht ewig ihren Hader schauen,
 So lege Du Dich selbst in's Mittel
 und sei mein Bürge bei Dir selbst.
 Wer anders könnt' in meine Hand einschlagen?
 Denn ihrem Sinn bargst Du die Einsicht,
 d'rum lasse ihnen nicht den Sieg.
 Gibt einer Freunde hin zur Beute,
 so mögen schmachten seiner Kinder Augen!
 Und mich macht man zum Spott der Leute,
 mir soll man in das Antlitz spei'n!
 Dieweil mein Aug' vor Gram erblindet,
 all' meine Glieder Schatten sind!
 Entsetzen müssen die Gerechten sich ob solchem,
 der Reine ob dem Frevel sich empören.
 Nun halte fest an seinem Weg der Fromme,
 und wessen Hände rein, der fasse frischen Muth!
 10 Doch kommet nur Ihr Alle wieder,
 ich finde keinen Weisen unter Euch.
 Mit meiner Zeit ist es vorüber, und meine Pläne sind zerstört,
 in meinem Sinn als sicherer Besitz erachtet.
 Doch wollen sie die Nacht zum Tage machen,
 bald werde Licht mir aus der Dunkelheit.

Seh' ich das Schattenreich vor mir als Wohnung,
 mein Lager mir bestellt in Grabesnacht,
 Muß ich Verwefung meine Mutter nennen,
 und Vater, Bruder das Gewürm,
 Wo ist denn da für mich noch Hoffnung?
 die Hoffnung, ach, wer sähe sie?
 [In's Reich der Todten steigen sie hinunter,
 dort ruhen sie zusammen in dem Staub.]¹⁾

Man wird in dieser Antwort Hiobs keine Bestreitung, ja nicht einmal eine Berücksichtigung des Satzes finden, welchen Eliphas zum Mittelpunkt seiner Entgegnung gemacht hatte. Da nämlich Bildad und Zophar in ihren folgenden Reden die bereits von Eliphas aufgestellten Behauptungen nur in anderer Wendung auf's neue vorbringen, so verspart der Dichter, um Wiederholungen zu vermeiden, Hiobs Widerspruch dagegen bis dahin, wenn sich alle drei ausgesprochen haben würden. Daß der Gottlose nicht, wie Hiob gesagt hatte, straflos ein ruhiges und glückliches Leben führe, daß er vielmehr durch sein böses Gewissen in steter Furcht und Sorge erhalten werde, bis er endlich vorzeitig, namen- und kinderlos in Elend untergehe, dies wird hier von Hiob weder zugestanden, noch bestritten oder in Zweifel gezogen. Was wir von ihm vernehmen, sind erneuerte Klagen über die Verblendung seiner angeblichen Tröster, die das ihm widerfahrene Unrecht nicht anerkennen und die Schuld desselben nicht bei Gott, sondern an ihm, in irgend einer ihnen selbst freilich nicht nachweisbaren Versündigung finden wollen; ferner Klagen über Gott, der ihn mit grausamem Zorn verfolge und damit den Schein einer schweren Verschuldung auf ihn geworfen und ihn zugleich aller Mittel der Rechtfertigung und Abwehr grundlosen Verdachtes beraubt habe.

Daß alle ihm bisher erteilten Zusprüche von dieser Voraussetzung einer ihm anhaftenden Schuld ausgingen, erlitt keinen Zweifel. Jetzt hatte zwar Eliphas, der zuerst wieder das Wort ergriff, wie es schien, ohne alle Rücksichtnahme auf Hiobs persönliches Schicksal, lediglich im Interesse der religiösen Wahrheit überhaupt, die von letzterem gelegentlich behauptete

¹⁾ Dieser Vers leidet an mehreren, schwer zu hebenden Schreibfehlern. Die Uebersetzung, die davon gegeben ist, beruht nur auf Muthmaßung, die, wenn sie gegründet sein sollte, ihm seinen Platz eher nach Vers 11 anweisen würden, so daß noch von Hiob mit ihm zu Grabe gehenden Zukunfts träumen die Rede wäre.

Straflosigkeit gottloser, um seine Strafen sich nicht kümmernder Menschen (Kap. 12, 6) zum Gegenstande seiner eifrigen Polemik gemacht. Allein, wenn Eliphas seinen von der göttlichen Nemesis verfolgten Sünder als einen früher Glücklichen schilderte, der eben durch sein ungetrübtetes Glück, als er „dick und fett“ geworden war (15, 27), zum Uebermuth verleitet, sich von Gott losgesagt und ihn und sein Schicksal trotzig herausgefordert, dann aber schließlich Vermögen, Namen, Kinder verloren habe und vor der Zeit eine Beute des Todes geworden sei, so lag da eine Beziehung auf Hiob und seinen Schicksalswechsel nicht allzu ferne: und ebenso nahe lag die Vermuthung, Eliphas habe ihn im Verdacht, sich ebenfalls innerlich von Gott losgesagt und in falschem Vertrauen auf die Festigkeit seines Wohlstandes Gott gleichsam in die Schranken gefordert zu haben. Darin eben bestehe wohl jene Schuld, die man ihm in eigentlichen Gesetzesübertretungen nicht nachzuweisen vermochte; aber der herzenskundige Gott habe sie wohl erkannt und zur Strafe gezogen. Hatte ihm doch Eliphas seine heftigen Auslassungen wider Gott vorgeworfen und darin ein unfreiwilliges Selbstzeugniß für seine Schuld gefunden (Kap. 15, 5).

Wenn nun Hiob, mit Recht oder Unrecht, den Worten des Eliphas diesen tendenziösen Sinn unterlegte, so werden wir diesen erneuten Ausbruch von Unwillen und Verzweiflung, der sich in seiner Antwort Luft macht, um so eher begreifen. Jedenfalls hat Eliphas, wie schon vorher im Verein mit seinen zwei Genossen, auch jetzt wieder nicht die geringste Neigung verrathen, den Freund von dem Verdacht einer Verfündigung an Gott frei zu sprechen.

Zunächst wirft aber Hiob seinen Freunden nur vor, daß sie in den Wind reden, daß alle diese rhetorischen Stilübungen ihm durchaus keinen Trost gewähren; daß, wenn sie an seiner Stelle wären, er gerade ebenso schön und kunstreich in sie hineinreden könnte. Hatte doch Eliphas selbst dies Talent an ihm mit Lob erwähnt (Kap. 4, 3). Allein, ebenso nutzlos, fährt er fort, ist mein eigenes Reden. Ob ich rede oder schweige, mein Schmerz wird dadurch nicht gehoben. Denn was kann er zu seiner Vertheidigung anbringen? Gott selbst hat ihn alles dessen beraubt, was er zu seiner Rechtfertigung anbringen und als Zeuge dafür aufstellen könnte. Er hat ihn unheilbar krank und namenlos elend gemacht. Dies genügt, um ihn in den Augen der nach dem äußeren Schein urtheilenden Welt als einen von Gott geschlagenen und daher schuldbeladenen Sünder hinzustellen. Hiob nämlich, nicht minder als seine Gegner, sieht in seinem Unglück eine

Schickung Gottes, nur mit dem Unterschiede, daß er dieselbe unverdient zu erleiden glaubt, weil ihn sein Gewissen von Schuld frei spricht, seine Gegner aber sich nicht überzeugen können, daß Gott einen Unschuldigen leiden lasse und daher dieser Theorie zuliebe bei ihrem Freunde eine Schuld voraussetzen, obgleich sie ihm dieselbe nicht nachweisen können. Solche bittere Lebenserfahrungen sind indessen mehr geeignet, „die Gottesfurcht zu mindern“, als Hiobs Klagen und Schmerzensausbrüche, welchen Eliphas (Kap. 15, 4) diesen Vorwurf gemacht hatte. Denn theoretische Zweifel lassen sich wohl früher oder später durch den forschenden Verstand lösen und beantworten; die ersteren, die nicht ungeschehen zu machen sind, schneiden oft dem Glauben an einen heiligen und gerechten Gott und an eine weise Weltregierung den Lebensfaden auf immer ab (vgl. 17, 9. 10).

Daher wendet sich nun auch seine Klage gegen denjenigen, den er als den Urheber seiner Leiden und seiner hilflosen Lage ansehen muß. Mit maßlosem Zorne sieht er sich von Gott verfolgt; er gibt ihn dem Spott von Kindern, der verächtlichen Mißhandlung ruchloser Menschen hin,¹⁾ macht ihn zur Zielscheibe seiner durchbohrenden Zornespfeile, bestürmt ihn unablässig wie einen festen Platz, versenkt ihn in Trauer und Verzweiflung; und doch ist er sich keines Unrechts bewußt. So wird denn, wenn er endlich unterliegen muß, sein Blut, wie das eines unschuldig Gemordeten, von der Erde nicht eingesogen werden, sondern auf ihr zum Himmel um Rache schreien (s. 1. Mos. 4, 10). Damit hat das Bewußtsein seiner trostlosen Lage den Höhepunkt erreicht. Gott selbst leistet der ungerechten, unerweislichen Anklage seiner Gegner Vorschub. Statt ihn dagegen in Schutz zu nehmen, stellt er in den auf ihn einstürmenden, sich täglich steigern den Leiden Zeugen über Zeugen auf, daß auch er ihn strafwürdig und somit schuldig finde.

Und gerade in diesem kritischen Augenblick, wo es scheint, Hiob müsse als ein von Gott und Menschen sich verlassen Fühler in den tiefsten Unglauben versinken und in Verzweiflung untergehen, da läßt ihn der Dichter in überraschender, ergreifend

¹⁾ Schwer Unrecht fügen gewiß die Ausleger unserm Dichter zu, wenn sie meinen, er lasse Hiob in den ehrverletzenden Ausdrücken der Verse 10 und 11 seine drei Freunde beschimpfen. Daß Hiob der Kinder Spott geworden sei, läßt er ihn auch Kapitel 19, 11 klagen und wie er von niederträchtigem Gesindel mit Hohn und thätlicher Beschimpfung gekränkt wurde, wissen wir aus jenen elegischen Versen 9 und 10 im 30. Kapitel. Es wäre dies wohl auch nicht verkannt worden, wenn die Kapitel 29 und 30 jetzt nicht zusammenhangslos am Ende der Reden Hiobs statt im Anfang stünden, wo sie hingehören.

schöner Wendung seine Zuflucht zu eben dem Gott nehmen, über den er sich soeben in den heftigsten Ausdrücken beklagt hat. Wenn die Welt in ihrer Kurzsichtigkeit seine Schuld für erwiesen hält, so möge dafür der allwissende Herzenskundiger sein Zeuge sein und für seine Unschuld Bürge stehen; und daß er dies noch thun werde, dessen ist Hiob zum Voraus gewiß. Begeht er in dieser Berufung auf Gott eine Inconsequenz und geräth er dadurch in Widerspruch mit sich selber? Vielmehr leistet er damit oder der Dichter durch ihn den Beweis, wie tief der wahre Gottesglaube in edleren Gemüthern, trotz aller widersprechenden Erfahrungen und trotz aller Zweifel des flügelnden Verstandes haftet, und wie der Mensch, besonders der unglückliche Mensch, im harten Kampf mit den Unbilden und Widerwärtigkeiten dieses Lebens sich festklammert an ein höchstes Wesen, das, frei von aller irdischen Beschränktheit, Schein von Wirklichkeit, Irrthum von Wahrheit, Heuchelei und Scheinheiligkeit von Lauterkeit und Aufrichtigkeit der Gesinnung unterscheidet und den letzteren über die ersteren zum Siege verhilft. So appellirt hier Hiob von dem Gott, dessen Bild ihm durch Mißgeschick, Zweifel und übel angebrachte Belehrung der Freunde getrübt worden ist, an den Gott, dessen Ideal geistiger und sittlicher Vollkommenheit im Innersten seiner Seele lebt, und überläßt sich der zuversichtlichen Hoffnung, dieser Gott seines Herzens werde sicher noch für seine Unschuld zeugen, seine Ankläger beschämen und den Zwiespalt aufheben, in den er mit seinem traditionellen Gottesglauben und dadurch mit seinen Mitmenschen gerathen ist.

Im Gefühl seiner gebrochenen Lebenskraft und im Vorgefühl seines nicht mehr fernen Todes bittet er um so dringender, daß Gott durch seine Dazwischenkunft diesem unerquicklichen Streite mit seinen Freunden ein baldiges Ende machen möge. Denn von sich aus werden sie nie zu besserer Erkenntniß gelangen. Dieses hartnäckige Bestreiten seiner Unschuldsbetheuerungen und zwar durch seine angeblichen Freunde empört ihn im Innersten. Sehen sie denn nicht ein, daß sie ihn dadurch dem Hohn und Spott der Welt preisgeben? Wie würde man einen Menschen beurtheilen, der im Kriege seinen Kameraden dem Feinde als Beute bezeichnen würde? Müßte er sich dadurch nicht den Fluch über seine Familie zuziehen? Und wenn sie ihn andererseits mit der Versicherung trösten wollen, auf sein demüthiges Bußgebet hin werde sich seine jetzige Unglücksnacht wieder in den hellen Sonnenschein irdischer Wohlfahrt und gesicherten Glücks verwandeln, so ist dies ebenso thöricht, als jene

Verdächtigungen hart und lieblos sind. Es sind dies nur hohle Phrasen, an deren Wahrheit und Verwirklichung sie vielleicht selbst nicht glauben, die wenigstens bei ihm, der den Tod in allen seinen Gliedern fühlt, nur taube Ohren finden können. Die Reihe zu sprechen kommt nun an Bildad.

12. Bildads zweite Rede.

Kap. 18. Und es hob an Bildad, der Schuchite und sprach:

Wie lange wollt Ihr noch nach Worten jagen?

Erst überlegt, dann laßt uns sprechen.

Warum denn werden wir wie Vieh geachtet
und sind in Euren Augen dumm?

Du, der in seiner Wuth sich selbst zerfleischet,
soll, daß Du Recht behältst, die Welt veröden,
der Fels von seiner Stelle weichen?

5 Dennoch erlischt das Licht des Bösen,
es leuchtet nicht die Flamme seines Heerd's;
Zum Dunkel wird die Helle seiner Wohnung,
und es erstirbt die Leuchte über ihm.

Beengt sieht er nun seine fecken Schritte,
es stürzt ihn sein eigener Rath.

In Netze hat er mit den Füßen sich verwickelt,
und über Garne führet ihn sein Pfad.

Die Schlinge wird ihn bei der Ferse packen,
und über ihm faßt ihn das Netz.

10 Versteckt ist auf dem Boden seine Falle,
Fangeisen lauern an dem Weg ihm auf.

Schreckbilder ängst'gen ihn von zweien Seiten
und scheuchen ihn von hinten in die Flucht.

Trotz seines Reichthums werd' er hungern müssen,
Verderben sei bereit zu seinem Fall.

Es werde Stück um Stück ihm seine Haut verzehren,
stückweis verzehren ihn des Todes ält'ster Sohn.¹⁾

¹⁾ Bildliche Bezeichnung des Aussages, als der schrecklichsten Krankheit, in welcher Glied um Glied abfällt und der Tod unvermeidlich ist.

- Getrennt werd' er von seinem Zelte,
auf das er sein Vertrauen setzt,
und hingeführt zum Fürst der Schrecken.
- 15 Es haufen dann in seinem Zelte
die nicht ihm angehörig sind,
und Schwefel ström' auf seine Stätte.¹⁾
Es dorren ihm von unten seine Wurzeln,
und oben welkt dahin sein Laub.
Es schwindet sein Gedächtniß von der Erde,
und keinen Namen hat er in der Welt:
Man stößet ihn vom Licht in's Dunkel,
und von der Erde wird er weggejagt;
Nicht Kind, noch Keim hat er bei seinem Volke,
und wo er wohnte, bleibt von ihm kein Rest.
- 20 Ob seinem Ende schaudert man im Westen,
und die den Ost bewohnen sind entsetzt.
Also ergeht's dem Haus des Ungerechten,
Dahin gehört wer Gott nicht kennen will.

Die Mahnung, mit welcher Bildad seine Antwort beginnt; „nicht auf Worte Jagd zu machen, sondern mit Sprechen zu warten, bis man die Sache ruhig überlegt habe“, also dem Gegner statt mit hohlen Redensarten mit wohlwogener Gedanken entgegenzutreten — diese Mahnung hat er selbst in seiner gespreizten, declamatorischen Redeübung gar zu wenig befolgt. Denn Neues, das zur Entscheidung der aufgeworfenen Streitfrage dienen könnte, bringt er nicht vor. Wie schon früher, so knüpft er auch hier wieder an Eliphaz an, dessen Thema: „Der Sünder werde nie von Gott unbestraft in Ruhe und Zu-

¹⁾ Der Sinn dieser in künstliches Dunkel gehüllten Worte ist wohl dieser: Die Seele des Gottlosen wird aus ihrer Zeltwohnung, d. i. dem Körper, auf dessen Kraft und Gesundheit er für ein längeres Leben sein Vertrauen setzte, getrennt, dem Fürsten der Schrecken, d. i. dem Tode zugeführt; von seinem Zelte (Körper) nehmen nun solche Besitz, die nicht zu seinen einstigen Hausgenossen gehörten, nämlich Würmer; seine frühere Wohnstätte aber wird, wie einst Sodom, als eine von Gott verfluchte, durch Feuer und Schwefel verwüstet. Dieser letzte Zug dürfte namentlich ein Beweis sein, daß hier mehr von den Schreckbildern einer durch Gewissensangst aufgeregten Phantasie, als von thatsächlich zu gewärtigenden Dingen die Rede ist.

friedenheit sein Leben genießen und beschließen“, er in der bilderreichen, gesuchten und oft absichtlich räthselhaft dunkeln Manier der Spruchweisheit nur variirt und in's Phantastische ausmalt. Wie geziert lauten nicht Ausdrücke, wie „der Erstgeborne des Todes“, „der Fürst der Schrecken“ zur Bezeichnung einer absolut tödtlichen Krankheit und des Todes selbst. Wie geschraubt „das Zelt des Menschen“ von seinem Körper, eine Umschreibung, die freilich in dem Liede Hiskia's (Jes. 38, 12) vielleicht ein Vorbild und im neuen Testamente 2. Petr. 1, 13. 2. Kor. 5, 1 eine weitere Verwendung gefunden hat. Wie räthselhaft wird angedeutet, was von dem von der Seele verlassenen Körperzelle Besitz und darin Wohnung genommen hat!

Doch, auch abgesehen von der Sprache, werden etwa die auf so barocke Weise eingekleideten Gedanken etwas zur Belehrung und Befehrung Hiobs beitragen?

Daß oft in des Frevlers Zelt, das sonst durch die von der Decke hängende Lampe und das Feuer des Heerds freundlich erhellt war, die plötzlich eingetretene Dunkelheit bezeuge, daß seine Bewohner ihr Schicksal erreicht habe und es nun öde und verlassen sei; daß, wer die gerade Bahn der Gottesfurcht und Rechtchaffenheit verläßt und auf den Krumm- und Schleichwegen der List und Unredlichkeit das Glück erhaschen will, sich bald einmal auf seinem Lebenswege nicht mehr frei und sicher bewegen könne, sich in immer neue Verlegenheiten verwickle und dem gehetzten Thiere gleiche, dem man mit Netzen und Schlingen, Fußangeln und Fallstricken nach dem Leben trachtet, bis er dem selbstverschuldeten Schicksal endlich zum Opfer fällt; — daß sein aufgeschrecktes Gewissen ihn seine Lebensgüter nicht ruhig genießen lasse, daß er in seinem Reichthum Verarmung befürchte, bei kräftiger Gesundheit, die ihm ein langes Leben zu versprechen scheint, das Schreckbild der scheußlichsten Krankheit und des Todes vor sich sehe, beim Eintritt des letzteren seine Seele, wie einen verurtheilten Missethäter dem Reich der Schatten und dessen furchtbarem Könige, dem Tod, zugeführt, der zurückbleibende Leib eine Behausung ekeln Gewürms und über seine Wohnstätte, wie einst über Sodom Feuer und Schwefel regnen werde; — daß er endlich ohne Nachkommen und Namen untergehen und von der Welt vergessen werde, — dies Alles sind Erfahrungssätze, deren Richtigkeit in einzelnen Fällen Hiob nicht in Abrede stellen wird. Was er aber fragt und was seinen Gottesglauben beirrt, ist: weshalb dies herbe Schicksal nicht allen Sündern und Gottlosen auf gleiche Weise und warum es auch unschuldigen Frommen, z. B. ihm

selber zu Theil werde? Auf diese Frage hat Bildad keine Antwort, und sein warnendes Schlußwort: „So geht's am Ende den Gottlosen“ ist ein Schlag in's Wasser.

13. Hiob gegen Bildad II.

Kap. 19. Und es begann Hiob und sprach:

Wie lange wollt Ihr mich noch kränken?
 Wie lang' mit Worten mich zermalmen?
 Schon zehnmal habt Ihr mich beschimpft,
 und schämt Euch nicht, mich so zu quälen.
 Und doch — fürwahr, bin ich im Irrthum,
 so fällt der Irrthum mir zur Last.

5 Wollt Ihr denn wirklich mich verhöhnen,
 mir meine Schmach zum Vorwurf machen?
 So merkt doch, Gott ist's der mich beuget,
 Der rings um mich sein Netz geworfen.
 Schrei ich: Gewalt! wird mir nicht Antwort,
 Klag ich, so gibt's für mich kein Recht.

Umzäunt hat er mir meine Pfade,
 so daß ich keinen Ausweg finde,
 auf meine Wege legt er Nacht.

Mein Ehrenkleid hat er genommen,
 entriß mir meines Hauptes Zier,

10 Zertrümmert mich ringsum,¹⁾ daß ich von hinnen ziehe,
 und riß wie einen Baum mir meine Hoffnung aus.

Zum Feuer schürt er über mir sein Zürnen,
 zu seinen Feinden zählt er mich.

Es drängen mich all seine Schaaren,
 sie bahnen sich den Weg zu mir,
 und lagern sich um meine Wohnung.

¹⁾ Durch die Krankheit schlägt er den mich umgebenden Körper in Trümmer, so daß mein Ich, die Seele, ausziehen muß aus der unbewohnbar gewordenen Behausung. Während dies allmählich vor sich geht, hat er dagegen jede Hoffnung auf Wiederherstellung wie einen Baum mit der Wurzel ausgerissen.

- Die Brüder meines Stamm's verscheucht er,
 und die mich kannten sind mir fremd.
 Die Nachbarn halten sich mir ferne,
 vergessen bin ich von den Freunden.
- 15 Auswärt'ge meines Hausgesindes
 und Mägde seh'n mich an als Fremden,
 In ihren Augen bin ich worden
 ein Mann, der nicht zum Haus gehört.
 Ruf ich den Knecht, er gibt nicht Antwort;
 inständig muß ich zu ihm fleh'n.
 Mein Odem ekelt meinem Weibe,
 Die eig'nen Söhne scheuen mich.
 Von Kindern selbst werd' ich verspottet,
 will ich dann aufsteh'n, höhnen sie.
 Den Männern meines Freundschaftskreises
 bin ich zum Abscheu: was ich liebte,
 das wendet sich nun gegen mich.
- 20 In Haut und Fleisch schon fault¹⁾ der Knochen,
 mit meiner Zähne Haut kam ich davon.
 Erbarmt, erbarmet Ihr Euch Freunde,
 da Gottes Hand so schwer mich traf.
 Was wollt auch Ihr wie Gott mich hezen,
 an meinem Fleisch Euch nicht ersätt'gen?
 O daß man schriebe meine Worte,
 daß sie in Schrift gefasset würden,
 In Blei und mit dem Eisengriffel
 für immer in den Fels gegraben!
- 25 Jedoch ich weiß, es lebt mein Rächer
 nach mir wird ob den Staub er stehn.

¹⁾ „Fault“ — die Uebersetzung beruht auf einer leichten Aenderung des Textes, dessen Wortsinu: „an Haut und Fleisch hängt oder klebt der Knochen“ als Bezeichnung äußerster Abmagerung, wegen der Zugabe des Fleisches Schwierigkeit macht. Die Redensart „mit dem Zahnfleisch davon kommen ist wohl sprichwörtlich und vergleicht die von der Krankheit zerfressene Haut mit der Haut eines Ausgepeitschten, die so zerfetzt ist, daß man hyperbolisch sagen kann, er habe davon nur gerettet, was im Munde geborgen war.

Bin ich entledigt dieser Hülle, bin ich von meinem Fleisch befreit,
dann schau' ich Gott.

Ihn werd' ich selbst mir dann erschauen,
und meine, nicht ein fremdes Auge,
sie werden ihn gesehen haben.

Wie schmachtet in der Brust mein Herz!

Und spricht Ihr: Weshalb ihn verfolgen,
der Sache letzter Grund sei ja
schon bei mir selber aufgefunden:

So nehmt in Acht Euch vor dem Schwerte,
denn Sünden für das Schwert sind dieses,
daß Ihr erfahrt, es geb' ein Recht. ¹⁾

Wie hart und lieblos ein starrer Dogmatismus in religiösen Dingen auch im Grunde gute und wohlmeinende Menschen machen könne, hat nun Hiob zur Genüge erfahren. Er hatte sich bei Freunden, die gekommen waren, ihn zu trösten, auf warme Theilnahme und Mitgefühl Rechnung gemacht; sie sollten, wie er hoffte, in seine gerechten Klagen einstimmen, sie begreiflich finden und mit ihm Gott zu einem milderen Verfahren gegen seinen getreuen Knecht zu bestimmen suchen: Statt dessen mußte er bisher von ihnen Vorwürfe hören und Verdächtigungen seines früheren Lebenswandels. Wie lange, fragt er nun, soll dies mich tief verletzende Habern, das mich moralisch niederschmettern soll und mir doch nichts Neues und wahrhaft Tröstendes sagt, noch fortgesetzt werden? Wenn es ein Verstandesirrtum ist, der mich mein Unglück als eine ungerechtfertigte Verfügung Gottes beklagen läßt, so ist das meine Sache; ich nöthige Niemanden meinen Irrthum zu theilen, und ich allein habe die Folgen davon zu tragen. Warum mir also deshalb so bittere Vorwürfe machen? Wenn Ihr aber mein mich so tief erniedrigendes Unglück als Folge einer moralischen Verschuldung betrachten und mir als einem groben Sünder Bußpredigten halten wollt, so erkennet doch, daß nicht ich es bin, der sich, wie jener von Bildad geschilderte Gottlose, durch eigene Schuld in dies Netz verstrickt hat; Gott hat es mir über den Kopf geworfen und meinen Lebenspfad rings umzäunt, daß ich keinen Ausweg finde. Er hat mich all der Ehre und des Ansehens entkleidet,

¹⁾ Der Text der Schlußworte ist augenscheinlich verdorben und die Uebersetzung beruht nur auf einem Versuche seiner Verbesserung.

die mich sonst wie ein Ehrenkleid umgaben und wie eine Krone mein Haupt schmückten. Wie man einen festen Bau niederreißt, so bricht die mir zugeschiedte Krankheit Stück um Stück von meinem Leibe ab und meine Seele ist gezwungen aus ihrer Wohnung auszuziehen; die Hoffnung wiederkehrender besserer Zeiten hat er mir vollends wie einen Baum mit den Wurzeln ausgerissen. Als wäre ich eine zu erobernde Festung, so rücken seine Kriegsschaaren, die auf mich einstürmenden Leiden und Körperqualen, gegen mich an, werfen einen Wall auf und belagern mich von allen Seiten. Denn sein Zorn ist nun einmal wider mich entbrannt und er zählt mich zu seinen Feinden.

Hiob versucht nun noch zwei Wege, seine hartherzigen Richter zu seinen Gunsten umzustimmen. Zunächst sucht er ihr Mitleid zu gewinnen. Er stellt ihnen seine traurige Verlassenheit vor Augen. Verwandte und Bekannte aus weiteren und engeren Kreisen halten sich ferne, Frau und Kinder hat sein verpesteter Athem aus seiner Nähe verscheucht, Knechte und Mägde, und unter diesen selbst solche, die nicht im Hause geboren, sondern aus der Fremde durch Kauf oder als Kriegsbeute erworben sind, betrachten ihn nicht mehr als Angehörigen der Familie, geschweige denn als ihren Herrn und Gebieter; sogar Kindern ist er zum Spott geworden, und will er aufstehen, sie zu züchtigen, so verhöhnern sie seine Ohnmacht. Wollen nun auch sie, die einzigen, die seine Nähe nicht gescheut haben und eigens gekommen sind, ihm ihr Beileid zu bezeugen, ihn mit ungerechten Verdächtigungen und Vorwürfen noch elender machen und den Bethuerungen seiner Unschuld allen Glauben versagen? O könnte er seinen Protest gegen diese falschen Anklagen und seine Erklärung, daß er unschuldig sei, in unvergänglicher Schrift, wie ägyptische Pharaonen und assyrische und chaldäische Könige es zu thun pflegten, auf Stein und Fels eingraben und auf diese Weise der fernsten Nachwelt überliefern!

Doch, wenn er auch in den Augen der Welt ungerechtfertigt sterben soll, so bleibt ihm doch ein Retter und Rächer, der nicht stirbt, der über seinem Grabe sich dereinst zu seiner Rechtfertigung erheben wird. Derselbe Gott, den er bereits als seinen Zeugen und Bürgen angerufen hat (16, 19 ff.), der sich jetzt noch seinen sterblichen Augen entzieht und für seine Klagen und Wünsche taub zu sein scheint, er wird dann, wenn er bei seinem Tode der körperlichen Hülle, die ihn jetzt noch vom Reich der Geister scheidet, entledigt sein wird, seinem geistigen Auge sichtbar werden, ihn anhören und seine Unschuld anerkennen. Mit welcher Sehnsucht sieht er diesem Augenblick entgegen!

Aber wehe dann Allen, die ihn jetzt wider ihr besseres Wissen und ohne Beweis verdammen und zu einem von Gott gehaßten und bestrafte[n] Sünder machen wollen, dessen Schuld durch sein unglückliches Schicksal schon hinlänglich erwiesen sei! Solche verdammende Urtheile über Unglückliche, welche ohnehin schon ohne ihre Schuld elend und niedergebeugt genug sind, sind ein Vergehen, das denjenigen gleich zu setzen ist, für welche ein menschlicher Richter die Strafe des Schwertes, die Todesstrafe, bestimmen würde.

Wenn also nicht Mitleid, so möge Furcht vor den Strafen des Weltrichters die Freunde zur Besinnung bringen und ihren grundlosen Verdächtigungen Einhalt thun. —

Hat nun Hiob mit diesen eindringlichen Bitten und Vorstellungen seinen Zweck erreicht? — Wie wenig dies der Fall, wird sich sofort in der Rede des Dritten der Freunde, der nun das Wort ergreift, erkennen lassen.

14. Zophars zweite Rede.

Kap. 20. Da begann Zophar, der Naamathite, und sprach:

Diemeil mir Ueberlegung Antwort leiht

und es mich drängt in meinem Innern,

Sollt' ich anhören Rüge, die mich kränkt?

Allein es gibt der Geist aus meiner Einsicht mir Bescheid.

Das also wüßtest Du aus ew'gen Zeiten,

seitdem es Menschen auf der Erde gibt?

5 Nein, kurz nur ist der Bösen Jubel,

Des Sünders Freud' ein Augenblick,

Erhöb' sein Stolz sich auch zum Himmel,

stieß an die Wolken er sein Haupt,

Doch wird er wie sein Unrath schwinden,

und wer ihn sah, spricht: Wo ist er?

Dem Traume gleich flieht er unfindbar,

verschwindet wie ein Nachtgesicht,

Das Auge sah ihn, und nicht wieder

und nimmer schaut ihn mehr sein Ort.

10 Die Armen sühnen seine Kinder,

den Raub gibt seine Hand zurück.

Noch strotzt sein Leib in Jugendfülle,

so liegt er schon mit ihm im Staub.

- Mag seinem Mund das Böse schmecken,
 sollt' unter seiner Zung' er's bergen,
 Es sparen und nicht von sich lassen,
 in seinem Gaumen es behalten,
 Die Speise wandelt sich im Innern,
 zu bitt'rem Gift wird sie im Leib.
- 15 Den Schatz, den er verschlang — er speit ihn wieder,
 es treibt ihm Gott ihn aus dem Leib.
 Ja, Gift der Ottern mög' er saugen,
 es tödte ihn der Natter Biß.
 Nicht mög' er schau'n die Bäche, Ströme,
 die da von Milch und Honig fließen!
 Zurück muß den Gewinn er geben,
 er schluckt ihn nicht; so groß die Fülle
 der Güter ist, die er erworben,
 er wird doch ihrer nimmer froh.
 Weil unterdrückte Arme er ließ liegen,
 plant er ein Haus, so baut er's nicht. ¹⁾
- 20 Weil keine Ruh' im Leib er kannte,
 wird er nicht retten, was ihm theuer. ²⁾
 Nichts blieb von seiner Speise Andern,
 so hat sein Gut jetzt nicht Bestand.
 Ihm bangt in seines Reichthums Fülle,
 des Unglücks Wucht komm' über ihn.
 Welt es, ihm seinen Bauch zu füllen,
 send' er ihm seines Zornes Gluthen,
 laß seine Speise auf ihn regnen.
 Kann er entflieh'n der Eisenrüstung,
 durchbohret ihn des Bogens Erz.

¹⁾ Weil er Arme durch Gewalt und Erpressung um Haus und Hof gebracht hat, und dann gleichgültig liegen ließ, so wird er zwar beschließen (nach einer kleinen Textverbesserung) Häuser zu bauen, aber das Beschlossene nicht ausführen können.

²⁾ Zur Strafe für seine ruhelose Genußsucht und Habgier wird er von Allem, was für ihn Werth hat, nichts behalten.

25 Er zieht — heraus ist's aus dem Leibe,
 entfernt der Stahl aus seiner Galle,
 so fährt er hin in Todeschreck.
 Und aufgespart für sein Erspartes
 ist alles Unglück; ihn verzehret
 ein Feuer, das, nicht angeblasen,
 zerstört was ihm im Hause blieb.
 Auf deckt der Himmel seine Sünde,
 die Erd' empört sich wider ihn.
 Der Reichthum seines Hauses wandert,
 am Tag des Zorns verrinnt sein Gut.
 Das ist von Gott des Frevlers Schickung,
 sein Antheil, den ihm Gott bestimmt.

Ist nun diese Rede Jophars eine Erwiderung auf die dringlichen Bitten und ernstfeierlichen Warnungen, die Hiob soeben an seine Freunde gerichtet hatte? Räumt er ein, daß Hiobs ganze Vergangenheit keinen Anlaß zu Gottes Ungnade und den über ihn verhängten schweren Leiden gegeben haben könne? Scheut er sich im Hinblick auf Gottes Allwissenheit vor weiteren grundlosen Verdächtigungen des Freundes, von dessen Unschuld er doch im Herzen überzeugt sein muß, und stimmt er mit ihm zusammen in der Klage über Gottes unbegreifliches Verhalten gegen einen seiner aufrichtigsten Diener? Nichts von alle dem. Jophar findet es bequemer, das Geleise zu verfolgen, das bereits seine beiden Vorredner befahren haben. Er zeigt sich sehr entrüstet über den Schimpf, den Hiob ihnen Allen angethan habe. Burden sie doch von ihm hohle Schwäzer gescholten, die ihm seine Zweifel nicht lösten, ihm dagegen Dinge vordeclamirten, die er ebenso gut wisse und mit ebenso schönen Worten darstellen könnte. Nannte er sie doch Lügenflicker, die ihm Fehler und Vergehungen andichteten, deren Grund ihnen bei etwas mehr Aufrichtigkeit hinlänglich bekannt sein müßte.

Er fragt daher mit Eliphas (15, 7), ob denn Hiobs Weisheit sich aus einer Zeit herschreibe, die aller Zeitlichkeit und der Erschaffung des Menschen vorangegangen sei, daß er etwas Anderes lehre, als was immer, seitdem es Menschen gebe auf Erden, als wahr anerkannt worden sei? Eine solche Anmaßung und die damit verbundene persönliche Beschimpfung könne er

unmöglich ruhig und stillschweigend anhören. Und wenn er sich frage, ob solche unerhörte Behauptungen, wie sie Hiob aufstelle, richtig sein können, so gebe ihm der aus seiner tieferen Einsicht entspringende Geistesdrang die Antwort schon an die Hand. Und worin besteht nun die Belehrung, die dem Hiob zu Theil wird? In weiter nichts, als daß Zophar in neuer Wendung den bereits von Eliphas aufgestellten, von Bildad wiederholten Satz weiter ausführt, aber nicht beweist: das vermeintliche Glück des Sünders sei nur scheinbar und keinesfalls von langer Dauer. Wenn nicht er selbst, so müßten dereinst seine Kinder die Schätze, die er sich durch unrechtmäßige Mittel erworben, den von ihm um ihr Eigenthum geprellten Armen wieder erstatten. Zwar möchte er sich den Genuß derselben so lange wie möglich erhalten, wie man eine angenehm schmeckende Speise nur ungern verschluckt und den Geschmack derselben möglichst lange im Munde zu bewahren sucht. Wenn aber dieselbe einmal in den Leib aufgenommen sich in Gift und Bitterkeit verwandelt, so fühlt er sich gedrungen, sie wieder auszuspeien. So ergeht es aber auch dem, der unrecht Gut sich angeeignet hat; mag es ihm auch anfangs gut schmecken und verspricht er sich davon auch für die Zukunft Tage eines sorgenfreien Ueberflusses, Ströme von Milch und Honig, immer kommt später eine Zeit, wo dies geträumte Glück wie ein Nebel zerfließt, sich als Täuschung erweist und Kummer, Sorgen und Elend zurückläßt. Denn unrecht Gut gedeihet nicht. In Allem, was er hofft und unternimmt, zeigt sich die rächende Nemesis. Er hat Arme von Haus und Hof getrieben und wird nun selbst kein Haus gründen. Er hat sich keine Ruhe gegönnt, wenn es galt, sich auf Unkosten Anderer zu bereichern, und nun wird er von Allem, was ihm werth war, gar nichts behalten. (*Qui veut trop, n'aura rien.*) Er hat aus Geiz und Eigennutz niemanden von seinem Ueberfluß etwas mitgetheilt und wird nun all sein Gut verlieren. Seines Reichthums, so lange er ihn besitzt, wird er doch nie froh, weil die Angst vor seinem Verluste ihn fortwährend peiniget und die gerechten Strafen Gottes ihm beständig vor Augen schweben. In Hungersnoth wird Gott ihm den Leib mit seiner Speise, mit den Gluthen seines Grimms, füllen. In Kriegsgefahr rettet er sich aus einer Noth nur, um einer anderen zu verfallen und endlich unterzugehen, während himmlisches Feuer Alles verzehrt, was von ihm zu Hause übrig geblieben ist.

Ob schon keiner der Freunde es mit ausdrücklichen Worten sagt, so lauert doch in Hinsicht auf Hiobs früheres Glück und jetziges Unglück hinter diesen Darstellungen der Hintergedanke,

auch er möchte wohl seinen einstigen Wohlstand durch eine ähnliche, den Menschen zwar verborgene, aber dem allwissenden Gott wohlbekanntes Sünde verschert haben, auch er habe unrecht Gut in seinem Hause gehäuft, wie Zophar schon in seiner ersten Rede als möglichen Fall angedeutet hatte (11, 14) oder er habe zu jenen Gottesvergessenen und auf ihre eigene Kraft vertrauenden Menschen gehört, die Bildad früher mit üppig aufschießenden, aber frühzeitig verdorrenden Sumpfpflanzen verglichen hatte (8, 13). Aber direct und offen ihn einer dieser Versündigungen anzuklagen, wagen sie nicht; denn was sie von Hiob und seiner Vergangenheit wußten, bot dazu keinen Stoff dar. Je mehr sie aber von seiner Person und den auf sie bezüglichen Fragen absehen und nur seine die göttliche Gerechtigkeit in Frage stellende Behauptung, daß es nicht nur leidende Fromme, sondern auch glückliche Sünder gebe, zum Gegenstand ihrer Polemik machen, desto mehr nimmt das Gespräch einen allgemeineren, religionsphilosophischen Charakter an und droht, allmählig in einen theologischen Schulstreit auszuarten. Und ein solcher war auch wohl die nächste Veranlassung zur Abfassung dieser Schrift. Daß ihr Verfasser eigentlich zwei sich bestreitende Schulen im Auge hatte, hat er, vielleicht ihm selbst unbewußt, verrathen, wenn er 18, 3 Bildad seinen Gegner in der Mehrzahl anreden läßt: warum erscheinen wir dumm in euren Augen? als spräche er nicht zu einem Einzelnen, sondern zu einer ganzen Partei ihm Gleichgesinnter und wäre Hiob nur ein Repräsentant derselben. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn nun auch in der folgenden Antwort Hiobs ein mehr schulmäßiger Lehrton angeschlagen wird.

15. Hiob gegen Zophar II.

Kap. 21. Und es hob Hiob an und sprach:

Hört doch nur an mein Wort,
 dies sei der Trost, den Ihr mir spendet.
 Erlaubet mir, daß ich nun rede,
 hab' ich gesprochen — spotte dann!
 Sind's Menschen, über die ich klage?
 Hab' ich nicht Grund zur Ungeduld?
 5 Kehrt Euch mir zu und schweiget stille,
 und legt die Hand auf Euren Mund.

Erwäg' ich es, bin ich erschrocken
und Schauder fasset meinen Leib.

Warum denn bleiben Sünder leben,
gedeih'n und nehmen zu an Kraft?

Ihr Nachwuchs hat Bestand gleich ihnen,
auf ihren Sprossen ruht ihr Blick.

Der Friede weilt in ihren Häusern,
die Ruthe Gottes trifft sie nicht.

10 Ihr Stier befruchtet ohne Weig'ung,
die Kuh wirft ohne Fehlgeburt.

Sie treiben aus wie Lämmer ihre Kinder,
und ihre Kinder hüpfen froh herum.

Laut jubeln sie bei Paukenschlag und Zither,
und freuen sich beim Klange der Schalmei.

In Lust und Fröhlichkeit verbringen sie ihr Leben,
und sind im Hui in's Schattenreich hinab.

Und sprechen doch zu Gott: Bleib Du uns ferne!
und: Dich zu kennen haben wir nicht Lust.

15 Was sollten dem Allmächtigen wir dienen?
was frommt es betend ihm zu nah'n?

„Dem Sünder ist das Glück nicht in die Hand gegeben,
ihr Rathschlag bleibet fern von mir.“

Wie oft erlischt des Frevlers Leuchte,
daß über sie Verderben kommt,
daß Gott im Zorn ihr Loos bestimmte,

Sie gleich der Spreu im Wind zerstäuben,
und gleich dem Halm vom Sturm entführt?

„Gott spart die Strafe seinen Kindern.“

Bergölt er's ihnen, daß sie's fühlten,

20 Mit Augen ihr Verderben sähen,
und tränken des Allmächt'gen Grimm!

Was kümmert noch sein Haus den Todten,
wenn voll ist seiner Monden Zahl?

„Will er die Gottheit Weisheit lehren,
da Hochmuth er zur Strafe zieht?“

Der eine stirbt in vollem Wohlsein,
 in Ruhe und Behaglichkeit;
 Noch strogen ihm vom Fett die Lenden,
 und frisch ist seiner Knochen Mark;
 25 Der andre stirbt betrübten Herzens,
 denn Gutes hat er nie geseh'n.
 Und beide liegen nun im Staube
 und beide sind der Würmer Fraß.

 Doch sieh', wohl merk ich was Ihr denket,
 womit Ihr mich zu schlagen meint.
 Sagt Ihr: wo ist des Reichen Wohnung,
 das Zelt, der Sünder Aufenthalt?
 So fragt die Wandrer auf der Straße,
 seht ihre Spuren Ihr nicht selbst?
 30 „Weil er gespart wird zu dem Unglückstage,
 geleitet zu der Rache Tag.“
 Wird keck man seinen Wandel rügen?
 vergelten ihm, was er verübt?
 Zum Grabe wird man ihn geleiten;
 in seinem Hügel schlummert er.
 Leicht scheinen ihm des Baches Riesel;
 und hinter ihm zieht jeder Andre,
 wie vor ihm Menschen ohne Zahl.

 Was wollt ihr mich mit Eitlem trösten,
 von Allem, was ihr mir erwidert,
 da bleibt die Bosheit nur allein.

Den drastischen Schilderungen von der inneren Angst und äußeren Bedrängniß und dem schrecklichen Ende, dem sich die Gottesverächter aussetzten und damit seine Behauptung von dem ruhigen und sorglosen Leben so mancher Sünder zu Schanden machten, hatte Hiob bisher nur persönliche Klagen und Vorwürfe, Bitten und Warnungen entgegengesetzt. Jetzt, nachdem auch der dritte Redner sich ausgesprochen und ohne Rücksicht auf seine Ermahnungen nur wieder dasselbe Thema breit getreten hat, findet er es endlich der Mühe werth, die erfahrungsmäßige Haltlosigkeit jener ohne alle Einschränkung behaupteten

Züchtigung strafbarer Sünder in ihrer Blöße hinzustellen und die Ausflüchte, womit man den Widerspruch von Thatsachen beschönigen möchte, dem Gegner zum Voraus abzuschneiden. Er thut es nur ungern und gezwungen, um seine Gegner von ihren hohlen Declamationen auf den harten Kern- und Hauptpunkt der Streitsache hinzuweisen. Denn er ist sich wohl bewußt, daß er mit seiner Erörterung der von Alters her überlieferten Ansicht, wie Gott seine Gerechtigkeit in den Schicksalen der Menschen bethätige, schroff entgegen tritt und daß, wenn auch nur Eine Ausnahme von der aufgestellten Regel zugegeben werden müsse, Gott selbst zum Gegenstand seiner Polemik gemacht werde. Bei ihm war ja das Zweifeln nicht ein bloßer Vorwand des Unglaubens, um sich mit einem Scheine des Rechts von Gott loszusagen und den Gelüsten eines sittlich verwahrlosten Herzens zu fröhnen. Es war gerade umgekehrt hervorgegangen aus dem Glauben an einen gerechten und barmherzigen Gott, mit welchem aber eigene und fremde Erfahrung in einen für ihn unlösbaren Widerspruch gerathen war. Daher „erfaßt Schaudern seinen Leib“, wenn er sich nun genöthigt sieht, sich über den unbestreitbaren Widerspruch zwischen theoretischer Voraussetzung und praktischer Erfahrung frei auszusprechen. Das lyrische Pathos, das in seinen früheren Reden dominirte, macht nun einer kühleren dialektischen Redeform Platz.

In schroffem Gegensatz zu seinen Freunden stellt er noch einmal die These auf: Allerdings gebe es Menschen, die sich um Gott nicht kümmern, seiner Hülfe nicht zu bedürfen glaubten, es daher auch für unnöthig hielten, sich im Gebet an ihn zu wenden, und „deren Lampe doch nicht erlösche“ (gegen Bildad 13, 5), die sich im Gegentheil eines fruchtbaren Viehstandes und einer munteren Kinder-schaar erfreuten, ihr Leben in Lust und Fröhlichkeit zubrachten und zuletzt ohne langwieriges Siechthum augenblicklich vom Tode überrascht würden.

Wie läßt sich nun solchen Thatsachen gegenüber behaupten, daß Gott den Verächtern seines Namens, die nicht auf seine Stimme, sondern einzig auf die Eingebungen ihrer eigenen verderbten Lüste und sinnlichen Antriebe hörten, jederzeit zukommen lasse, was sie verdienen? Sieht man also auch ab von seinem Verhalten in Beziehung auf seine aufrichtigen und dienstbeflissenen Verehrer und die denselben ohne ihre Schuld auferlegten Leiden, wird dadurch nicht auf's mindeste der Glauben an seine Straf-gerechtigkeit erschüttert und ernstest Zweifel ausgesetzt?

Man erwidert: „wenn nicht sie selbst, so wird doch gewiß ihre Kinder die verdiente Strafe treffen“.

„Warum nicht sie selbst?“ — fragt Hiob. — „Sie haben es verschuldet und so mögen sie dafür büßen. Was kümmern sie ihre Kinder, wenn sie einmal todt und ohne Gefühl und Empfindung sind?“

„Will man denn Gott Lehren geben, wie er seine Gerechtigkeit handhaben und seine Strafen austheilen müsse? Solcher Hochmuth bleibt nicht ungestraft.“

Aber Hiob will ja keine Lehren geben. Er will nur zeigen, wie Gott handelt. Und was lehrt darüber die Erfahrung? Der eine stirbt und hat bis zu seinem Tode nie mit Krankheit und Schmerzen zu kämpfen gehabt. Der andere hat zeitlebens nie etwas Gutes erfahren und stirbt mit verbittertem Herzen. Beide deckt das Grab und von einer Ausgleichung dieses schreienden Mißverhältnisses ist weiter nicht die Rede. Wenn dazu der erstere ein Sünder, der andere ein Frommer war, wie besteht dabei die göttliche Gerechtigkeit?

„Aber eine Strafe“, sagt man, „wird für den Sünder, wenn er stirbt, nicht ausbleiben. Sein Name und sein Gedächtniß gehen mit ihm unter; er verfällt einer ewigen Vergessenheit, während der Fromme in der dankbaren Erinnerung der Nachwelt fortlebt.“

Möchten doch diese beschaulichen Theoretiker sich bei dem ersten besten Wanderer, der etwas in der Welt herumgekommen ist, erkundigen, oder auch selbst auf alle die Erinnerungszeichen achten, welche tyrannische Fürsten und grausame Eroberer in ihren stolzen Bauten, ihren mit Inschriften bedeckten Grabmälern der fernsten Nachwelt hinterlassen und damit ihren Namen verewigt haben!

„Sei es!“ — heißt es schließlich — „Aber es kommt ein Tag des Zorns, wo Gottes Langmuth erschöpft endlich einschreiten und der Herrschaft des Bösen auf Erden ein für allemal ein Ende machen wird. Mögen also die Gottlosen auch längere Zeit straflos bleiben und schwelgen in ihrem Glück. Es geschieht nur, weil sie aufgespart bleiben für jenes Endgericht, dem sie auf langsamem, aber sicherem Wege zugeführt werden.“

Was sagt aber hiezu die Erfahrung? — erwidert Hiob. — Ohne Rüge, ohne Strafe sehe ich die Gottesverächter nur ihrer ewigen Ruhestätte zugeführt werden; dort schlummern sie ungestört und friedlich. Sie sind denselben Weg gegangen, den Tausende vor ihnen gegangen sind und auf dem ebenso viele ihnen folgen werden.

Wenn dies sich so verhält, was bleibt denn von euren angeblichen Tröstungen übrig? Nichts, als die böswillige Hart-

näckigkeit, mit der ihr euren unbescholtenen Freund mit aller Gewalt der Rede zu einen gemeinen Sünder machen wollt.

Dritter Redegang.

Durch Hiobs Gegenreden glauben die Freunde sich noch nicht aus dem Felde geschlagen. Es beginnt daher ein neuer Sturm auf gegen seine, der hergebrachten Anschauung von Gottes Weltregierung Gefahr drohende Neologie, und wieder ist es Eliphaz, der zuerst das Wort nimmt.

16. Des Eliphaz dritte Rede.

Kap. 22. Und es hob an Eliphaz, der Themanite, und sprach:

Hat etwa Gott vom Menschen Nutzen?

Nützt sich nicht selbst wer redlich ist?

Bedarf Gott, daß Du redlich feiest;

bringt reiner Wandel ihm Gewinn?

Ist's Angst vor Dir, daß er Dich strafet,

daß er vor sein Gericht Dich zieht?

5 Sieh', groß ist vielmehr Deine Bosheit
und endlos würden Deine Sünden.

Du pfändest grundlos Deine Brüder,

entziehst dem Nackenden sein Kleid,

Nicht tränkst Du Dürstende mit Wasser,

verweigerst Hungrigen Dein Brod.

Der Stärkste wird im Lande Meister,

der Hochmuth wohnt allein darin.¹⁾

Leer wirst Du Wittwen ziehen lassen,

der Waisen Arm²⁾ — er wird zermalmt.

10 Deshalb umgeben rings Dich Schlingen
und jäher Schreck macht Dich bestürzt,

¹⁾ S. Beilage II.

²⁾ Der Arm bezeichnet bildlich Alles, worauf sie sich stützen könnten, alle Subsistenzmittel.

Und Dunkel, daß Du nicht mehr siehest,
und Wasserströme decken Dich.

„Ist Gott nicht himmelhoch erhaben?
Sieh nur, wie hoch die höchsten Sterne!
Ihn hüllt Gewölk, daß er nicht siehet,
am Pol des Himmels wandelt er.“

15 Willst Du der Vorzeit Tag befolgen,
den einst ein freches Volk betrat,
Das vor der Zeit ergriffen wurde?
als Strom floß unter ihm sein Grund,¹⁾
Die zu Gott sprachen: „Weiche von uns!

„Was sollte Gott denn ihnen thun?
Hat er doch ihnen angefüllt die Häuser
mit Gütern.“ Es bleibt fernedennoch der Bösen Rath von mir.
Es werden's seh'n mit Lust die Frommen,
die Reinen werden ihrer spotten:

20 Verschwunden ist nun unser Gegner,
verzehrt hat Feuer ihren Rest!

Halt Dich zu ihm, so hast Du Frieden,
von da wird Wohlfahrt Dir zu Theil.
Nimm an aus seinem Mund Belehrung,
präg' seine Worte Dir in's Herz.
Wenn zum Allmächt'gen Du Dich kehrest,
ersteht auf's Neue Dir Dein Haus.
Halt' Unrecht fern von Deiner Wohnung,
dem Staube setz' das Silber gleich,
des Baches Kieseln Gold aus Ophir;

25 So wird Gott selbst dann Gold Dir werden,
und blinkend Silber wird er Dir.

Dann wirst Du des Allmächtigen Dich freuen,
zu Gott hebst Du Dein Haupt empor.
Fleh'st Du zu ihm, er wird Dich hören,
Du wirst bezahlen Dein Gelübb'.

¹⁾ Anspielung auf das durch die Sintfluth weggespülte gottlose Geschlecht.

Die Sache, die Du willst, gelingt Dir,
 auf Deine Pfade strahlet Licht.
 Denn hat man Dich gebeugt, so sprichst Du auch in Hoffart,
 doch dem gesenkten Blick wird Hülfe er gewähren,
 Wird retten den, der zwar nicht ohne Schuld;
 doch wird gerettet er, wenn Deine¹⁾ Hände rein.

Der abstracte Lehrsatz von der göttlichen Strafgerechtigkeit ließ sich, wie Hiob so eben im Lichte der Erfahrung und Wirklichkeit nachgewiesen hatte, in seiner Allgemeingültigkeit nicht festhalten. Seine Gegner konnten nicht läugnen, daß es Ausnahmen von der Regel und Menschen gebe, die bei aller Gottesverachtung ein recht behagliches Leben führten und nach dessen unverkümmerten Genuße eines leichten und schnellen Todes stürben.

Daher lenkt nun Eliphas die Discussion wieder dahin zurück, von wo sie ausgegangen war, auf die Frage, warum Gott auch gute und fromme Leute leiden lasse? Die Rede ist zwar in zweiter Person an Hiob gerichtet, aber augenscheinlich ist Hiob nur als Repräsentant der leidenden Menschheit überhaupt angerebet und die Verhandlung behält den generellen Charakter bei, den sie in den unmittelbar vorangehenden Gesprächen bereits angenommen hatte.

Wir erinnern uns, daß schon in seiner ersten Rede Eliphas alle Leiden, die das menschliche Leben mit sich bringt, als Strafen und Züchtigungen Gottes bezeichnet hatte, und daß die sinnlich materielle Natur des Menschen derselben beständig bedürfe, um auf der richtigen, Gott wohlgefälligen Bahn zu bleiben und sein heiliges Auge nicht zu beleidigen. Um nun zu zeigen, daß Gott sich keiner Ungerechtigkeit und Willkür schuldig mache, wenn er auch scheinbar unschuldigen Menschen — und für einen solchen gab sich eben Hiob aus — Leiden zuschicke, leitet er seine Beweisführung mit der Frage ein: Zu welchem Zweck hat Gott dem Menschen sein, unser Wünschen und Streben beschränkendes, Sittengesetz in's Herz geschrieben und an dessen Uebertretung Folgen geknüpft, die wir als Leiden schmerzlich empfinden und als

¹⁾ Da er unter demjenigen, der, obschon nicht ohne Schuld, doch seiner Selbsterniedrigung wegen gerettet werden könne, doch eigentlich den Hiob versteht, der nun von seinem strafwürdigen Hochmuth geheilt sein werde, so geht die Rede, wenn auch nicht ohne Härte, in den Worten: „wenn Deine Hände rein,“ aus der dritten Person in die zweite über.

Strafen und Züchtigungen seiner erziehenden Hand anerkennen müssen? Hat er im eigenen Interesse dies so verordnet und eingerichtet? Können wir durch Befolgung seiner Gebote seine Seligkeit mehren, durch ihre Mißachtung sie mindern? Hat er etwas von uns zu befürchten, wenn wir uns von ihm losjagen, unserem eigenen selbstischen Willen folgen und lasterhaft werden? Niemand wird so etwas behaupten. Vielmehr sich selbst nützen die Menschen, wenn sie das göttliche Sittengesetz beobachten; denn nur dadurch sichern sie den Fortbestand und die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft.

Nun war diese freilich, sowie die Cultur unseres Geschlechtes fortschritt, von jeher darauf bedacht gewesen, dem Sittengesetz Achtung und Gehorsam zu verschaffen und sich in wohlorganisirten Gemeinden durch Gesetze, Recht und Gericht vor rohen Angriffen auf das Leben, das Eigenthum und die Ehre der Gemeindegengenossen zu schützen. Allein, auch abgesehen von der Unvollkommenheit dieser, wie aller menschlichen, Institutionen in Einrichtung und Handhabung, so stellt das Sittengesetz an uns noch andere Forderungen, deren Erfüllung durch keinen menschlichen Gesetzgeber erzwungen und deren Versäumniß oder rohe Verletzung durch keinen Richter bestraft werden kann. Es sind dies die Pflichten der Nächstenliebe, der Barmherzigkeit, der Milde und Schonung gegenüber ihren hilflosen, bedrängten, in Noth und Elend schmachtenden Mitbrüdern. Arme, die unter der Härte, dem Geiz und der Fühllosigkeit der Reichen und Mächtigen zu leiden, Wittwen und Waisen, die den ihnen von der Natur gegebenen Rechtsbeistand verloren haben, Fremde, die den Schutz der Landesgesetze nicht beanspruchen dürfen, finden bei einem menschlichen Richter in ihrer Bedrängniß so wenig Gehör, daß oft gerade dieser Wächter des Gesetzes gezwungen ist, die harten und schonungslosen Vorschriften desselben, wie z. B. drückender Schuldengesetze, zu ihrem Nachtheil anzuwenden und zu Recht zu erkennen. Für Verletzungen der Pflichten der Barmherzigkeit und Nächstenliebe, zu deren Bestrafung die menschliche Gerechtigkeit ohnmächtig ist, tritt nun nach dem Glauben der ganzen alten Welt, der höchste Richter, die Gottheit selbst, in's Mittel und seine Züchtigungen bewahren die Gesellschaft vor einem Zerfallen in eine Minderheit reicher und herzloser Egoisten neben einer abhängigen, hilfsbedürftigen und mittellosen Menge. Das gesammte Alterthum kennt daher neben den streng juridischen Delicten auch solche, deren Ahndung der Gottheit anheimgestellt bleibt.

Auf Hiobs vorwurfsvolle Frage: Warum züchtigt Gott

mich Schuldlosen? warum verhängt er überhaupt über Unschuldige so bittere Leiden? — antwortet hier Eliphas mit der Gegenfrage: Thut er es etwa im eigenen Interesse? Fürchtet er sich vor Dir und besorgt er, Du möchtest ihm in Deinem Uebermuth zu mächtig und gefährlich werden? Ist nicht Deine Bosheit groß und werden nicht in Folge dessen Deine Vergehungen endlos werden? Daß Eliphas unter dieser Bosheit zunächst den uns allen innewohnenden Hang zum Bösen, und unter den hieraus entspringenden Vergehungen vornämlich die Aeußerungen jener gegen die Noth- und Hülfbedürftigkeit unserer leidenden Mitbrüder sich abschließenden, und auf Erhaltung und Förderung eigenen Wohlseins bedachten Selbstsucht verstand, das ergibt sich aus der nun unmittelbar folgenden Aufzählung einzelner derselben, wie unnöthige Härte gegen zahlungsunfähige Schuldner, schnöde Abweisung hungernder und dürstender Armen oder Fremdlinge, Verweigerung des Beistandes und Schutzes, den Wittwen und Waisen in Anspruch nehmen. Sollten so Härte und Eigennutz einiger weniger Reichen und Mächtigen ungehindert schalten, so würden bald einmal in einem Lande Billigkeit und Liebe im Zusammenleben der Menschen verschwinden, der Stärkste würde Meister und bliebe allein im Besitz. Darum also, damit dies nicht geschehe, läßt Gott solche herzlose Egoisten seine züchtigende Hand fühlen. Im Gefühl, sich durch ihre Lieblosigkeit überall verhaßt gemacht zu haben, sehen sie alle ihre Nebenmenschen für Feinde an, es erfährt sie ein quälendes Mißtrauen, sie sehen sich überall von Schlingen umgeben, in denen sie sich unversehens fangen und ihren Untergang finden werden. Von einem ruhigen und behaglichen Genuß ihres Glückes ist daher keine Rede, wie dies Eliphas schon einmal (Kap. 15) ausführlich dargethan und Bildad (Kap. 18) weiter ausgemalt hat. Oder es zieht sich auf einmal an ihrem Lebenshimmel ein Gewitter zusammen, die Sonne ihres Lebensglückes verfinstert sich, Dunkelheit benimmt ihnen alle Aussicht und Regenströme schlagen über ihren Häuptern zusammen und begraben sie unter ihren Fluthen.

Aber vielleicht wähnt Hiob, fährt Eliphas fort, Gott kümmerere sich überhaupt nicht um unsere Schicksale, weder im Guten, noch im Schlimmen. „Er wohnt in unendlicher Ferne über uns, umgeben von einem Dunkel, das uns seinen Blicken entzieht, und jede Verbindung von Gott und Mensch aufhebt.“

Das war, erwidert Eliphas, auch die Meinung und Denkweise jenes ersten Menschengeschlechts, das in den Anfängen der

Geschichte unsere Erde bewohnte. Und was war davon die Folge? Daß Gott in seinem gerechten Zorn diese ganze ihm abtrünnig gewordene Generation durch die Sintfluth vom Erdboden vertilgte.

Freilich gibt es auch jetzt noch Menschen, die, wie Hiob gesagt hat (21, 16), zu Gott sprechen: weiche von uns! Und sie scheinen glücklich, so daß der Zweifler meint: was sollte Gott ihnen thun? Hat er doch ihre Häuser mit einer Fülle von Gütern gesegnet! — Dennoch, erwidert Gott, bleibt ihr Rath mir fern, sie sind mir fremd und ich gehe auf ihre Wünsche und Bestrebungen nicht ein. — Die Rechtchaffenen und Frommen sollen dies noch zu ihrer Genugthuung erleben und über ihren Untergang frohlocken. Besser ist es daher, sich mit Gott auszusöhnen, seine Freundschaft wieder zu gewinnen suchen; denn ihn zu besitzen ist das höchste Gut, ist mehr werth als der Besitz von Gold und Silber, zumal wenn an diesem etwa Unrecht kleben sollte.

Man sieht, Eliphas reproducirt in seiner Rede seine gleich anfangs aufgestellte Theorie von der Nothwendigkeit der Leiden als Zuchtmittel der göttlichen Menschenerziehung. Ob Hiob durch sein früheres Verhalten zur Anwendung dieser „heilsamen Ruthe“ Gottes Anlaß gab, bleibt dabei außer Betracht. Wohl aber scheint in den Schlußworten wieder der Verdacht durchzuschimmern, Hiob möchte seinen Reichthum auf nicht ganz rechtmäßige Weise erworben¹⁾ und auf Gold und Silber mehr Werth gelegt haben, als auf Gottes Freundschaft und Zufriedenheit. Wozu sonst die, an sich so schöne Mahnung, nicht irdische Schätze, sondern Gott allein als sein höchstes Gut zu achten?

Es folgt nun die Antwort Hiobs.

17. Hiob gegen Eliphas III.

Kap. 23. Und es hob an Hiob und sprach:

Auch heute widerstrebt mein Klagen meiner Hand,
so schwer sie auch sich auf mein Seufzen legte.

¹⁾ Mit Unrecht versteht man meiner Ansicht nach Vers 30 von der Fürsprache der Frommen, welche Gott berücksichtige und die dem Hiob von Eliphas als weitere segensreiche Folge der von ihm empfohlenen Bekehrung zu Gott in Aussicht gestellt werde. — Der Nicht-Unschuldige ist Hiob selbst; denn in Eliphas' Augen gibt es überhaupt keinen ganz reinen, schuldblosen Menschen vor dem heiligen Gott und auch der Frömmste macht davon keine Ausnahme. Aber auch ein solcher, wenn er nur reine, mit keinem ungerechten Gut besleckte Hände in demüthigem Gebet zu Gott aufhebt, wird bei ihm Erhörung und Rettung aus Noth und dringender Gefahr finden.

- Ach, daß ich wüßte, ihn zu finden,
 ich dahin käme, wo er thront!
 Mein Recht würd' ich vor ihm entwickeln,
 mit Gründen meinen Mund anfüllen,
 5 Und dann vernehmen seine Antwort,
 erfahren, was er zu mir spricht.
 Soll er in Allmacht mit mir streiten?
 Nein, nur beachten mög' er mich.
 Dort rechtet mit ihm nur der Reine,
 und retten würd' ich da mein Leben
 vor meinem Richter immerdar.
 Geh' ich nach vorn, so ist er nirgends;
 nach hinten, nehm ich ihn nicht wahr:
 Links waltet er, und ich bemerk's nicht,
 birgt rechts sich, ohne daß ich's seh'.
 10 Er weiß ja, wie bei mir der Wandel:
 prüft er, geh' ich als Gold hervor.
 An seinen Schritt schloß meinen Fuß ich,
 befolgte stets nur seinen Pfad.
 Von dem Gebote seiner Lippen
 wich ich nicht ab; in meiner Brust ¹⁾
 barg ich die Worte seines Mundes.
 Doch er — beharrt, und wer will's wehren?
 Will er etwas, so führt er's aus.
 Vollenden wird er mein Verhängniß;
 thut er doch Vieles diesem gleich.
 15 Deshalb bin ich vor ihm in Schrecken,
 erwäg' ich's bangt es mir vor ihm.
 Gott selbst hat mir den Muth gebrochen,
 und der Allmächt'ge mich verwirrt.
 Denn nicht vergeh' ich ob dem Dunkel ²⁾,
 nicht meinetwegen, den jetzt Finsterniß bedeckt.

¹⁾ In meiner Brust — so die Vulg. Der Grundtext lautet: mehr als mein Gebot, was an Röm. 7, 19 erinnert, aber im alten Testamente fremdartig lautet.

²⁾ Dem Dunkel, das ihn selbst bedeckt. Er meint damit das Dunkel des Unglücks, von welchem Eliphas (22, 11) gesagt hatte, es überfalle die Gottlosen, daß sie nicht mehr sehen, d. i. keinen Ausweg fänden.

Warum spart der Allmächt'ge sich nicht Zeiten
 und die ihn kennen, sehen seine Tage ¹⁾ nicht?
 Grenzsteine rücken sie, und Heerden
 nimmt man hinweg und weidet sie,
 Entführt der Waise ihren Esel,
 und nimmt der Wittve Stier zum Pfand.
 Die Armen stößt aus dem Weg, und es verkriechen
 sich all die Dürftigen des Land's.

5 Ein Rudel Esel in der Wüste
 so zieh'n sie aus an ihr Geschäft,
 Nach Zehrung suchend; denn die Steppe
 gibt ihren Kindern ja nicht Brod ²⁾.
 Auf fremdem Acker muß er schneiden,
 des Sünders Weinberg pflückt er ab.
 Nacht schläft die Nacht er, ohne Hülle,
 und keine Decke wehrt dem Frost.
 Der Regen des Gebirgs durchnäßt sie
 und obdachlos umfassen sie den Fels.
 [Man raubt der Mutterbrust die Waise,
 vom Leib des Armen nimmt man Pfand.] ³⁾

10 Nacht wandeln sie und ohne Kleidung,
 und tragen hungernd Garben ein.
 Sie pressen Del in engen Mauern,
 und treten Kelter matt vor Durst.
 Die Stadt — von ihr aus ächzen Leute, ⁴⁾
 die Seele von Erschlag'nen schreit —
 Gott sieht darin nicht Ungebühr.

¹⁾ Zeiten und Tage des Gerichts und der Strafe für die Gottlosen.

²⁾ Die Lesart der Grundschrift: „Die Steppe gibt ihm Brod für die Jungen“ deutet man auf die kümmerliche Nahrung von Kräutern und Wurzeln, welche in der Steppe das Brod ersetzen müssen (vgl. 30, 3). Die Textänderung dagegen giebt passender den Grund an, weshalb die Eltern gezwungen sind, sich bei wohlhabenden Landbesitzern nach Verdienst umzusehen.

³⁾ Dieser neunte Vers ist wahrscheinlich versetzt und stünde besser nach Vers 3.

⁴⁾ Oder mit veränderten Vocalpunkten Sterbende, moribundi.

- Doch diese ¹⁾, sie sind solchen beizuzählen,
 die von dem Lichte abgefallen,
 Die nichts von seinen Wegen wußten,
 und nicht auf seinen Pfaden weilten.
 Dem Licht entgegen steht der Mörder,
 auf daß er Arme und Gebeugte tödte
 und in der Nacht zum Diebe werde.
- 15 Des Ehebrechers Blick sucht Dämm'ring,
 er denkt, mich wird kein Aug' erspähen,
 sie dient zur Hülle dem Gesicht.
 Im Dunkel brechen sie in Häuser,
 bei Tage sind sie eingeschlossen,
 das Licht ist ihnen unbekannt.
 Denn für sie alle ist der Morgen
 was Andern dicke Finsterniß.
 Sie kennen nur des Dunkels Grauen.
 (Zwar heißt es:) ²⁾
- „Dem Strohhalme gleicht er auf dem Wasser,
 verflucht ist ihr Besitz auf Erden,
 nie kehrt er sich in Fruchland um.
 Wie Hiß und Tröckne Schneegewässer,
 so schluckt die Unterwelt die Frevler.
- 20 Ihn wird der Mutterleib vergessen;
 ist er der Würmer Fraß geworden,
 gedenket seiner Niemand mehr.
 So wird dann einem Baume ähnlich
 die Bosheit ausgerodet sein.“

¹⁾ Diese — nämlich die nachher geschilderten lichtscheuen Mörder, Diebe und Ehebrecher sind durch ihr finsternes Thun unter jene Geister gekommen und sind ihnen gleich geworden, die sich einst wider das Licht empörten und nur die Finsterniß als das Element anerkannten, in dem sie heimisch waren und sich bewegten. Diese Anspielungen auf zoroastrisch-mythische Vorstellungen nebst der schulmäßig classificirenden Redeform erwecken den Verdacht, der 13. Vers sei erst von einem späteren Leser eingeschaltet worden, oder als Randbemerkung in den Text gekommen.

²⁾ Die folgenden Worte fügen sich nur in dem Falle in den Zusammenhang, wenn sie als Einrede gefaßt werden, die sich Hiob im Namen der Vertheidiger der göttlichen Strafgerechtigkeit selbst macht, um sie dann sofort abzuweisen.

Geht einer nach der Unfruchtbaren,
 die nie gebären wird, der Wittwe,
 der fördert Gutes nicht zu Tag.
 Doch er — gibt Dauer dem Tyrannen
 durch seine Kraft. Es hebt sich wieder
 der sich zu leben nicht verjah.
 Er schenkt ihm, sicher sich zu stützen,
 sein Aug' behütet ihren Weg.
 „Hoch steh'n sie; doch nach einer Weile
 sind sie nicht mehr“ — und sind sie hingefunken,
 so werden sie gleich Allen eingesammelt,
 als höchste Lehren abgemäh't.



25 Ist's nicht so? Wer macht mich zum Lügner,
 und macht zu nichte mir mein Wort?

Wenn Hiob seine Antwort mit der Bemerkung einführt: wie sehr er sich auch bestrebe, seinem Schmerze Gewalt anzuthun und ihn niederzuhalten, so könne er doch auch heute seiner Klage nicht Einhalt thun, sondern müsse ihr freien Lauf lassen, so scheint der Dichter damit andeuten zu wollen, daß mit diesem dritten Redegang auch ein neuer Kampftag begonnen habe, zu welchem Eliphas die Lösung gab. Es würden sich demnach die drei Folgen von Reden, aus welchen sich die Handlung zusammensetzt, auf eben so viele aufeinanderfolgende Tage vertheilen.

Was hat nun des Eliphas' wohlausgedachte Theorie über die Zweckbestimmung und heilsame Nothwendigkeit menschlicher Leiden auf Hiobs Gemüth für eine Wirkung gehabt? Ist er nun mit Gott und seinem Schicksal versöhnt und entschließt er sich endlich, sich als reumüthiger und bußfertiger Sünder an Gott zu wenden und von seiner Gnade die Wiederherstellung seiner verlorenen Lebensgüter zu erhoffen? Aus der Antwort, die er nach Obigem dem Eliphas ertheilt, geht von allen diesen Erwartungen so ziemlich das Gegentheil hervor. Alle jene Voraussetzungen früherer Schuld oder Neigung zu gröberer oder feineren Uebertretungen des Sittengesetzes, womit sowohl Eliphas als seine beiden Nachtreter Gottes Verfahren mit Hiob zu erklären und zu rechtfertigen meinten, haben bei letzterem das Gefühl seiner Schuldlosigkeit und der an ihm verübten Unbill eher verschärft und gesteigert.

Was die ihm noch zuletzt von Eliphas unterstellte Supposition betrifft, so gehörte Hiob in früheren Zeiten allerdings jener privilegierten Menschenklasse an, die, durch Geburt und Reichthum dem Kampf um das zum Leben Nothwendigste enthoben, am ehesten Gefahr läuft, in falscher Sicherheit Gott aus den Augen zu verlieren und nur darauf bedacht, ihren irdischen Besitz zu erhalten und zu mehren, in schnöder Selbstsucht verknöchern und für die Klagen und Bitten ihrer leidenden Mitbrüder Auge und Hand lieblos verschließen. Aber von dieser Art von „Bosheit“ die nach des Eliphas übel verhehlter Insinuation auch ihm nahe lag und von der er durch das über ihn verhängte Unglück geheilt oder bewahrt werden sollte, wußte sich Hiob frei (s. 29, 12—17). Wäre es ihm nur gestattet, vor Gottes Thron zu treten und sich vor dem Richterstuhl des Allwissenden zu verantworten, er würde von dem höchsten Richter und Herzenskündiger von solchen Anschuldigungen und jeglichem Verdacht sicher freigesprochen werden. Muß doch schon der Muth, mit dem er ein solches Urtheil herausfordert und sich einer unparteiischen Prüfung seiner Gesinnungen und seines Wandels unterwirft, für die Reinheit seines sittlichen Bewußtseins ein günstiges Vorurtheil erwecken. Aber leider ist dem durch seinen irdischen Leib gehemmten Menscheng Geist ein solches Zusammentreffen mit dem geistigen, unsichtbaren Gott zur Unmöglichkeit gemacht und es urtheilen über ihn nur kurzsichtige und beschränkte Menschen. Dazu kommt aber noch — und hier wiederholt Hiob in kürzeren Worten, was er schon einmal ausführlicher dem Bildad erwidert hatte (9, 12—20): Gott hat, wie es scheint, nun einmal sein Verderben beschlossen und keine menschliche Macht und kein menschliches Gerede wird ihn hindern, das einmal Beschlossene auch auszuführen. Seine sich immer steigernden Schmerzen und die gewisse Aussicht eines nahen Todes lassen ihn daran nicht zweifeln. Und so scheint nicht Gerechtigkeit, sondern Willkür und Laune, oder Nichtbeachtung und Gleichgültigkeit ob seinem Schicksal zu walten.

Und er ist es nicht allein, dem dies widerfährt: „dergleichen thut er noch Vieles“. Mit diesen Worten bahnt sich Hiob den Uebergang zu dem (Kap. 24) folgenden Gemälde menschlichen Elendes, durch welches die Gerechtigkeit und liebevolle Theilnahme Gottes an des Menschen Schicksalen in Frage gestellt wird. Es kostet ihn dies zwar Selbstüberwindung; mehr als sein eigenes Mißgeschick, als das „Dunkel, das ihn umgibt“, quält ihn der Gedanke an Gott, dem er eine solche Gleichgültigkeit und Mißachtung der Forderungen von Recht und Bil-

ligkeit Schuld geben muß. Allein was lehrt die tägliche Erfahrung? ¹⁾)

Gibt es doch in der menschlichen Gesellschaft ganze Klassen von Unglücklichen, die durch brutale Gewalt oder rücksichtslose Anwendung der harten Schuldgesetze aus ihrem Erbbesitze verdrängt, verarmt und hülflos in dürrer Steppe oder kahlen Steinvüsten ein kummervolles Leben fristen und für ihre Kinder das Brod, das ihnen das unfruchtbare Haideland versagt, durch harte Tagelöhnerarbeit erringen müssen. Ohne Kleidung und Obdach bringen sie die kalten Nächte in Felsenklüften zu; ihr Bette ist der nackte Stein, keine Decke schützt sie in Winterszeit vor Frost und Regen. Rudelweise, gleich den mit ihnen die Steppe durchziehenden wilden Eseln, gehen sie auf Nahrung aus und verdingen sich um kärglichen Lohn bei denselben Landbesitzern, welchen sie durch Abtretung ihres Eigenthums zu ihrem Reichthum haben mithelfen müssen, schneiden ihr Korn, lesen ihre Trauben, bringen hungernd ihre Garben auf die Tenne, kelttern dürstend ihren Most und pressen in heiße Mauern eingezwängt ihre Oliven. Wo bleiben da „die Zeiten“ des göttlichen Gerichts, die „Tage“ der gerechten Vergeltung, auf welche die Armen des Landes von den Vertheidigern der göttlichen Gerechtigkeit stets getröstet werden? ²⁾) Eine Generation nach der andern sinkt in's Grab, mit erbittertem Herzen und hat während ihres Lebens nichts Gutes gesehen (21, 25).

Oder sieht man sich um, wie es in den Städten zugeht, wo bleibt das Auge der göttlichen Vorsehung, die Hand des gerechten Weltrichters, wenn da wehrlose Unglückliche von den Händen ruchloser Bösewichter straflos erschlagen werden? Und warum dürfen da lichtscheue Verbrecher ungestört ihr Wesen treiben, unter dem Deckmantel der Nacht mit Mord, Diebstahl,

¹⁾ Ob uns wohl die folgende Schilderung, in welcher Hiob's pessimistische Weltanschauung zu ihrem vollen Ausdruck kommt, ganz nach ihrem ursprünglichen Wortlaute, ohne Lücken und Zusätze, überliefert ist? Ich möchte es bezweifeln. Die Verse 9—11 lauten fast als nur weiter ausmalende Zusätze zu dem, was bereits v. 2—8 gesagt ist. Vers 12 handelt dagegen gar zu kurz von den Unbilden, welche „in der Stadt“ vorkommen, es sei denn, daß Vers 13 als ein späterer Zusatz ausgeschieden und Vers 14—17 als Fortsetzung der mit Vers 12 begonnenen Schilderung betrachtet werde; die Vers 18—20 eingeschaltete Einrede kommt so unvorbereitet, daß viele Ausleger meinten, Hiob wolle hier seinen Gegnern eine Concession machen und zugeben, daß denn doch nicht alle Verbrecher von Gott unbestraft blieben. Allein von einer solchen Einschränkung ist in dem Text keinerlei Andeutung.

²⁾ Als geschichtliche Parallele mag hier eine Schilderung des „Campagna Volkes“ von W. Kadon dienen, s. Beilage III.

Ehebruch das Leben, Eigenthum und die Ehre Anderer gefährden, als wären sie Genossen jener Geister, die sich, wie die Sage geht, einst wider das Licht empörten und dafür in ewige Finsterniß verstoßen wurden?

Und solchen Erfahrungen des täglichen Lebens will man nun mit declamatorischen Sinnsprüchen und Gleichnißreden begegnen, wie: Der Sünder ist gleich dem Strohalm auf strömendem Wasser, — die Unterwelt schluckt ihn, wie Schneewasser von der Sonnenhitze aufgesogen wird, — sein Landbesitz ist verflucht und wird zur unfruchtbaren Wüste, — sein Andenken geht auf ewig verloren u. dgl.

Hiob antwortet darauf mit einer andern Gleichnißrede: Wer Kinder zeugen und Nachkommenschaft erhalten will, thut Unrecht, wenn er eine unfruchtbare Jungfrau oder erschöpfte Wittve zur Gattin nimmt. — Handelt aber nicht gerade Gott also, wenn er Menschen schon und hätschelt, sie sogar aus hoffnungsloser Krankheit wieder aufstehen läßt, von welchen er doch nie Früchte eines frommen und gerechten Wandels zu erhalten hoffen darf? — Man erwidert: „Sie tragen eine kleine Weile den Kopf hoch, dann aber ist's mit ihnen vorbei und sie verschwinden auf immer.“ — Darin, antwortet Hiob, theilen sie nur das gemeinsame Loos aller Sterblichen. Bei der Todesernte werden auch sie eingesammelt, gleich allen Uebrigen, haben aber vor diesen voraus, daß sie die höchsten Uebreu waren, die abgeschnitten wurden.

So lehrt die Erfahrung. Oder ist es vielleicht nicht so und kann mich jemand der Unwahrheit zeihen?

Mit diesen trozigen Worten schließt Hiob seine, auch im Ausdruck immer schroffer gewordene Gegenrede. Den Bemühungen seiner Freunde, ihm sein trauriges Schicksal als ein wohlverdientes, aus gerechten Ursachen und in wohlmeinender Absicht von Gott über ihn verhängtes Strafgericht darzustellen, war es endlich gelungen, seine ursprünglich rein persönliche Klage allmählig zu einer allgemein pessimistischen Weltanschauung zu steigern, zu deren Rechtfertigung er die lebendige Erfahrung als Zeuge aufführt. Werden ihre theoretischen Voraussetzungen dagegen aufkommen?

Bildad, an den nun zunächst die Reihe zu sprechen kommt, läßt sich auf das noch zuletzt von Hiob aufgeworfene Problem: wie Gott, unbeschadet seiner Gerechtigkeit, so viel Unrecht das auf Erden geschehe, zulassen könne, ja, wie er sogar gottlose Menschen z. B. tyrannische Unterdrücker ihrer Mitbrüder, nicht allein nicht dahintraffe, sondern sogar in ihrem Fortbestand sichere — auf diese Frage läßt er sich gar nicht ein, sondern

begnügt sich, mit kurzen Worten zu wiederholen, was Eliphaz gleich von Anfang den Klagen Hiobs entgegnet und später noch einmal gegen ihn geltend gemacht hatte.

16. Die dritte Rede Bildads.

Kap. 25. Und es hob an Bildad, der Schuchite, und sprach:

Herrschaft und Furcht sind, wo er waltet.

Gibt's eine Zahl für seine Schaaren?

und über wem steht nicht sein Licht?

Wie wär' vor Gott ein Mensch unschuldig,

und fleckenlos des Weibes Sohn?

5 Sieh, selbst der Mond, er ist nicht helle,

die Sterne sind nicht rein vor ihm.

Geschweige denn der Mensch, die Made,

des Menschen Sohn, der ekle Wurm!

Wenn in einem Geisteskampfe Gründe nicht mehr mit Gegengründen, sondern mit Hinweisung auf eine höhere Macht, deren Unwillen man zu fürchten habe, niedergeschlagen werden, so ist dies immer ein Zeichen der Verlegenheit und ein unfreiwilliges Geständniß, daß man sich besiegt fühle. Diesen Weg der Beweisführung hat jetzt Bildad eingeschlagen. Hiob will es mit Gott aufnehmen und ihn über seine Weltregierung zur Rechenenschaft ziehen! Bedenkt er aber auch, wer Gott ist und was der Mensch? Ist doch Gott der Herr der Welt und wo er als solcher auftritt, da erzittert Alles in banger Scheu, und wo sich Elemente der Zwietracht und Störung des allgemeinen Weltfriedens zeigen, da schafft er in seinen unerreichbaren Höhen Ruhe und Frieden. Und diesem hocharhabenem Gott, dessen Schaaren, wie jeder nächtliche Himmel mit seinem Sternenheere zeigt, nicht zu zählen sind, und dessen Licht am Tageshimmel Alles bestrahlt und erleuchtet, ihm will sich ein elender Erdenwurm, als welcher der Mensch in seinen Augen erscheinen muß, feck entgegenstellen, ihn anklagen und tadeln? Und zwar mit dem Vorwurf, daß er „seiner Reinheit“ und Unschuld wegen nicht verdient habe, so hart von ihm behandelt zu werden. Wer darf sich denn dem heiligen Gott gegenüber rein nennen? Vor Gott, dem nicht einmal das Licht von Mond und Sternen rein erscheint?

An die Stelle der Engel, die Eliphas erwähnt hatte, als er zuerst diesen Ausspruch that (4, 18. 15, 15), setzt hier Bildad zur Abwechslung das physisch Reinste, das Licht der Gestirne. Indessen können in letzterer Stelle diese auch unter dem mit den Engeln in Parallelismus gesetzten Ausdruck „Himmel“ verstanden werden. Die Sterne sind ja eben die himmlischen Heerschaaren, von welchen oben Vers 3 die Rede war.

So kurz wie bei allmählicher Erschöpfung des Streitens die Rede Bildads gelautet hatte, so kurz ist auch die Abfertigung, die ihm Hiob zu Theil werden läßt.

19. Hiob gegen Bildad III.

Kap. 26. Und es begann Hiob und sprach:

Wie hilffst Du doch der Ohnmacht auf,
leih'st schwachen Armen eine Stütze!
Wie gut hast Du den Unverstand herathen,
und thust in Fülle Weisheit kund!
An wen hast Du mit Worten Dich gewendet?
und wessen Geist entströmte Deinem Mund?

5 Es überfällt die Schatten Zittern
tief unter'm Meer und dem, was darin wohnt.
Bloß liegt vor ihm das Reich der Todten,
den Abgrund schaut er unverhüllt.
Auf leerem Raum spannt er den Norden,
hängt an ein Nichts die Erde auf.
Schnürt Wasser ein in seine Wolken,
und dennoch reißt nicht das Gewölk.
Des Vollmonds Antlitz macht er dunkel,
hüllt ihn in seine Wolken ein.

10 Dem Meere zieht er eine Grenze,
wo sich das Licht in Nacht verliert.
Des Himmels Säulen sind erschüttert,
erbeben, wenn er auf sie schilt.
Durch seine Kraft stillt er die Wogen,
den Rahab bändigt seine List.

Mit seinem Hauch klärt er den Himmel,
 den flücht'gen Drach würgt seine Hand.
 Sieh, dies sind seiner Wege Enden,
 ein Säufeln davon wird uns kund,
 den Donner seiner Macht — wer wird' ihn fassen?

Schon einmal (12 f. 13, 1 ff.) hat Hiob seinen Freunden zu verstehen gegeben, daß ihm alle jene Lehrsätze einer theoretischen Gotteserkenntniß, womit sie seine Zweifel lösen und ihn mit Gott und seinem Schicksal ausöhnen wollten, ebenso bekannt und geläufig seien, wie ihnen. Auch er ist ja einer jener „Weisen“ (15, 2), die sich die Speculation über religiöse Fragen zu ihrer Lebensaufgabe gemacht hatten, er hat auch, wie wir sagen würden, Theologie studirt und weiß ebenso beredt und schön von Gottes unendlicher Macht und Weisheit, die sich in den Werken seiner Schöpfung geoffenbart hat, zu sprechen und zu declamiren. Hilft ihm aber dies über die Fragen weg, die gerade jetzt seinen Geist beschäftigen und sein Gemüth aufregen? Erklären ihm alle diese unbestreitbaren Eigenschaften des Welt schöpfers das Räthsel seines unverdienten traurigen Schicksals oder die vielen Widersprüche, in welche die Idee eines gerechten Weltregenten mit der täglichen Erfahrung von Verbrechen und straflos ausgehenden Ungerechtigkeiten in den Zuständen und dem Lauf der menschlichen Dinge verwickelt wird? Jetzt, wo wiederum Bildad ihm mit der Hinweisung auf Gottes Erhabenheit und Heiligkeit entgegengetreten ist, macht sich sein Anmuth über dieses Wiederkaufen von Wahrheiten, die ihn nichts Neues lehren, die er nie geläugnet hat und die doch seine Zweifel nicht lösen, in dem höhnen den Ausrufe Luft: Wie kräftig hast Du wieder einmal mir Unvermögenden unter die Arme gegriffen und bist meiner Unwissenheit durch Deine Weisheit zu Hülfe gekommen!

Wer bin ich denn, den Du belehren willst, und ist es der Geist Gottes, eine höhere, alle Zweifel lösende Offenbarung, der von Dir ausgegangen ist? Und um ihm zu beweisen, daß er in religiöser Erkenntniß zu ihm nicht in dem Verhältniß eines Schülers zum Meister stehe, folgt jetzt eine Reihe von Aussprüchen, in welchen Hiob seine Kenntniß und Ueberzeugung von Gottes unbegreiflicher Macht und Weisheit in Einrichtung der Welt auf die unzweideutigste Weise darlegt.

Vor den Augen des Welt schöpfers ist selbst die ewige Nacht der Unterwelt nicht undurchdringlich. Selbst die Bewohner des

Todtenreichs erzittern vor ihm, obschon die unergründlichen Wasser des Oceans mit allen seinen Inassen über ihren Häuptern wogen und sie bedecken.

Ein leerer Raum (der Luftraum) hält den Sternenhimmel und den Erdball als Scheidewand auseinander. Ueber dieser Leere kreisen die auf- und niedergehenden Sterne um den Norden (den Pol), ihren feststehenden Mittelpunkt. Unter dieser Himmelskugel dehnt sich als Unterlage und Stütze ein Nichts, der leere Luftraum, und an dieser Leere hängt wiederum der schwere Erdball und wird von ihr festgehalten.¹⁾ Und doch bildet dies zusammen ein wohlgefügt zusammenhängendes Ganzes, ein Weltgebäude. Welch ein Baumeister!

Der Mensch faßt Flüssigkeiten, die er aufbewahren will, Wasser, Milch, Wein u. s. w., in Schläuche, die er fest zubindet. Das Wasser, das im Regen herabströmt, faßt Gott in Wolken, deren zartes sich in bloße Luft auflösendes Gebilde, doch nicht platzt, bevor es sich erhoben und sich seines Gehaltes entledigt hat.

Wunderbar erscheint auch, daß der Mond, nachdem er sich als Vollmond in seinem Glanze gezeigt hat, sich nun wieder verdunkelt und unsichtbar wird, als hätte Gott mit seinen Wolken ihn wie mit einem Schleier verhüllt.²⁾

Die endlos scheinende Wasserfläche des Meeres hat doch eine Grenze erhalten, da nämlich, wo die auf- und niedergehende Sonne im äußersten Osten und Westen mit der jenseits beginnenden Finsterniß zusammenstößt.

Ob seinem Schelten, wenn seine Donner brüllen, erbeben sogar des Himmels Säulen, die in die Wolken ragenden höchsten Berge.

Nach einer, dem reinen Hebraismus ursprünglich fremden mythologischen Vorstellung hat Gott bei Anordnung des jetzigen

¹⁾ Bei dieser mehr philosophischen und schulmäßigen Vorstellung kommt natürlich die populäre und dichterische der das Himmelsgewölbe tragenden Säulen (V. 11) nicht in Betracht.

²⁾ Das Wort, das wir mit Vollmond übersetzt haben (wie Ps. 81, 4. Sprüchw. 7, 20) könnte auch Stuhl bedeuten. Man hat dies hier sehr unpassend vom Throne Gottes gefaßt. — Hält man aber richtiger die Bedeutung Vollmond fest, so darf man die Verdunkelung desselben nicht auf Mondfinsternisse beziehen. Es soll vielmehr gezeigt werden, wie selbst die gewöhnlichen Erscheinungen des Regnens und der regelmäßig wiederkehrenden Mondphasen für die nach Gründen forschende Naturbetrachtung etwas höchst Wunderbares haben und dem religiösen Sinn ein Beweis für die uns unbegreifliche Macht und Weisheit des Schöpfers sind.

Weltganzen die ihm widerstrebenden, wilden Naturkräfte, die als ihm feindselige Dämonen symbolisirt wurden, erst besiegen und unterwerfen müssen, bevor es ihm gelang, die gegenwärtige Ordnung der Dinge festzustellen; so den Rahab, die Meereschlange, die das Meer aufregt, um die Erde wieder zu überfluthen, und den flüchtigen Drachen des Himmels, der den lichten Himmel mit schwarzem Gewölk, Sturm und Ungewitter überzieht, die Lichtwesen der Sonne und des Mondes zu verschlingen sucht und sich bei den Verfinsterungen dieser Lichtkörper noch immerfort zu erkennen gibt. Von dem bösen Gestirn der himmlischen Schlange, die durch Zauberei aufgeregt werden kann, war schon 3, 8 die Rede, vom Rahab und seinen Mitkämpfern 9, 13. Gott hält sie noch immer im Zaume, beruhigt das stürmisch tobende Meer und klärt den verfinsterten Himmel auf.

Und das, schließt Hiob, sind nur die äußersten Enden der Wege, welche Gott wandelt, gleichsam die letzten Schwingungen seiner Donnerstimme, die, wenn sie unser Ohr erreichen, nur noch ein Geflüster von Wort, ein leiser, flüsternder Laut sind.

Bildad ist abgefertigt, und es wäre nun an Zophar, zum dritten Mal das Wort zu ergreifen. Allein er schweigt, sei es, daß der Dichter selbst damit andeuten wollte, daß Hiobs Gegner ihre Gründe erschöpft haben und der Streit also nothwendig ein Ende nehmen müsse; sei es, daß der Redactor des Buches, dessen eingreifende und umgestaltende Hand von nun an immer deutlicher hervortritt, diese dritte Zopharische Rede absichtlich weggelassen hat, um für Anderes Platz zu gewinnen. Für die erstere Annahme spricht indessen, daß schon Bildad nur wenige Worte sprach und eigentlich nur wiederholte, was schon Eliphas gesagt hatte. Das Feuer der Opposition, das bereits bei Bildad niedergebrannt erscheint, ist also bei Zophar ganz erloschen. Da somit Niemand mehr entgegnet, so hält Hiob seine Schlußrede, die eigentlich nichts ist, als eine nochmalige feierliche Protestation gegen die ihn so tief verletzende Voraussetzung, er habe sein Unglück selbst verschuldet und erleide dafür eine gerechte und zugleich, wenn er sie in ihrem wohlmeinenden Zwecke verstehen und benutzen wolle, heilsame Züchtigung.

20. Hiobs Schlußrede.

Kap. 27, 1—7. Und Hiob fuhr fort, seinen Spruch vorzutragen und sprach:

Bei dem lebend'gen Gott, der mir mein Recht verweigert,
 bei dem Allmächtigen, der meinen Geist betrübt,
 — Noch sind in mir des Lebens Geister,
 in meiner Nase athmet Gottes Hauch —
 Nicht sollen meine Lippen Täuschung reden,
 nicht sinnet meine Zung' auf Trug:
 5 Fern sei es, daß ich Recht Euch gebe!
 Nein, bis zum letzten Lebenshauch,
 Nie werd' ich meine Unschuld lassen,
 an meiner Tugend halt' ich fest.
 Mir wird nicht einen meiner Tage
 zum Vorwurf mein Gewissen machen.

Kap. 31.

Ich setzte meinen Augen Schranken,
 was sollte ich nach Dirnen schau'n?
 Was würde denn bei Gott da droben,
 was in der Höh' bei dem Allmächt'gen
 mein Theil und Loos gewesen sein?
 Erwartet nicht den Frevler Unglück,
 den Uebelthäter Mißgeschick?
 Und schaut nicht er auf meine Wege,
 zählt alle Schritte, die ich thue?
 5 Bin ich mit Trug je umgegangen,
 ist je auf Täuschung hingeeilt mein Fuß?
 — Er wäge mich mit richt'ger Wage,
 nach meiner Unschuld forsche Gott —
 Ist je mein Schritt vom Pfad gewichen
 mein Herz den Augen nachgefolgt,
 klebt Unrecht nun an meinen Händen,
 So mög ich säen, Andre essen,
 entwurzelt werd', was ich gepflanzt.

Hat je ein Weib mein Herz verführet,
 lau'rt ich an eines Nachbars Thür,
 10 So mög mein Weib für Andre malen,
 sich Fremde krümmen über ihr.
 Denn eine Schandthat wäre solches,
 ein Frevel dieses für's Gericht,
 Ein Feuer, das vernichtend zehret
 und all' mein Gut von Grund aus frißt.

Hätt' ich das Recht gering geachtet
 an meinem Knecht und meiner Magd,
 wenn einen Streit sie mit mir hatten,
 Was machen, wenn sich Gott erhöbe,
 und forsch't er nach, was sagt ich ihm?
 15 Der mich erschuf in Mutterleibe;
 erschuf er ihn nicht ebenso?
 und hat nicht einer und derselbe,
 gebildet uns im Mutterchoß?

Nicht schlug ich ab des Armen Bitte,
 ließ schmachten nicht der Wittwe Aug',
 Aß nicht alleine meinen Bissen,
 daß nicht die Waise mit mir aß.
 War doch von Kind an Gott mir Vater,
 von Mutterleib an führt' er mich.¹⁾

Wenn ohne Kleid ich den Verkommenen,
 den Armen ohne Decke sah.
 20 Mich priesen sicher seine Lenden,
 ihn wärmte meiner Schafe Schur.
 Hob je die Faust ich wider Waisen,
 wenn vor Gericht ich Hülfe fand,
 Dann löse ab sich meine Schulter,
 zerschmettert fall' der Arm mir ab.

¹⁾ Der Grundtext, wenn er nicht verbessert wird, würde den absurden Gedanken ausdrücken, daß Hiob von Mutterleibe an für Wittwen gesorgt und von Kindesbeinen an den Waisen ein Vater gewesen sei.

- Denn Furcht hatt' ich vor Gottes Strafen,
vor seiner Hoheit beugt ich mich.
- Nicht setzt' auf Gold ich mein Vertrauen,
zum Silber sprach ich nicht: mein Hort!
- 25 Nicht freute mich der Habe Wachstum,
und daß ich Schätze mir erwarb.
- Sah ich der Sonne helles Scheinen,
des Mondes majestät'schen Gang,
Ließ sich mein Herz nicht heimlich locken,
nicht warf ich ihnen Küsse zu.¹⁾
- Auch dies Vergeh'n ist für den Richter,
Verläugnung ist's des höchsten Gott's.
- Nicht freute mich der Fall des Feindes,
noch jauchzt' ich, wenn ihn Unglück traf;
- 30 Nie gab der Zung' ich Raum zur Sünde,
den Tod ihm fluchend zu ersleh'n.
- Die Leute meines Hauses sprachen:
wer ward von seinem Fleisch nicht satt?
Nicht draußen blieb bei Nacht der Fremdling,
dem Wand'rer öffnet' ich die Thür.
- Nicht barg ich mein Vergeh'n, wie's Brauch ist,
daß in mein Inn'res ich die Schuld verschloß,
Weil ich den großen Haufen scheute,
der Leute Schmä'h'n mir Furcht einflößt',
Ich deshalb mich in Schweigen hüllte
und nicht vor meine Thüre trat.
- 35 Daß Jemand doch mich hört' und spräche:
„Hier meine Unterschrift, so Gott mir helf!“²⁾

1) Küsse zuwerfen, adorare, ein Zeichen göttlicher Verehrung. Auch bei Erwähnung der Abgötterei bleibt der Dichter dem abstract religiösen Standpunkt seiner Schrift treu und nennt keine Namen von Gestirngöttern, sondern spricht einfach von Verehrung der Sonne und des Mondes.

2) Der Text ist schwierig und wird sehr verschieden erklärt. Soviel scheint deutlich, daß vergleichungsweise von einer schriftlichen Klage und Unterschrift die Rede ist. Die Worte: Gott möge mir antworten oder mich erhören, scheinen mir eine der Unterschrift gesetzlich beigefügte Formel, ähnlich unserem: so wahr mir Gott helf! zur Beglaubigung der Wahrhaftigkeit des Klägers und seiner Aussage.

Die Schrift von meinem Widersacher —
 ich wollt' sie um die Schultern legen
 und sie um meine Schläfe winden,
 All meine Schritte ihm bekennen,
 und vor ihn treten wie ein Fürst.
 [Wenn über mich mein Erdreich klagte,
 und alle seine Furchen weinten,
 Weil ungekauft ich den Ertrag verzehrte,
 ich seinen Herrn in's Elend trieb,
 40 So möge Dornen es statt Weizen tragen,
 und statt der Gerste unnütz Kraut.]¹⁾

Hier sind zu Ende die Reden Hiobs.

Dieser, den Streit mit den Freunden abschließenden Rede, worin Hiob ein- für allemal die im Laufe des Gespräches auf ihn gehäuften Verdächtigungen durch Darlegung des wahren, thatfächlichen Sachverhaltes zurückweist und Jeden, der ihn einer Schuld zeihen wollte, siegesgewiß zu einer öffentlichen Anklage herausfordert, fehlt in der gegenwärtigen Redaction des Buches ein passender Eingang oder auch eine Anknüpfung an die beiden vorhergehenden, unter sich verbundenen Kapitel. Eine Verbindung mit diesen letzteren, die ein in sich abgerundetes kleineres Ganzes darstellen, wird indessen nicht erwartet. Den vermißten Eingang dagegen finden wir in den sieben ersten Versen des Kapitel 27, die jetzt durch eingeschobene, theils fremdartige, theils nur versetzte Stücke von dem Uebrigen getrennt worden sind. Vereint man wieder das gewaltsam Auseinandergerissene, so entsteht erst eine Schlußrede Hiobs, die sich passend an die Hauptschrift Kapitel 3—26 anschließt, und weil sie ohne Antwort bleibt, zugleich den Sieg Hiobs über seine verstummtten Gegner zu verstehen gibt.

Das noch in den letzten Reden verhandelte Problem: wie sich die Unparteilichkeit und die Strafgerechtigkeit Gottes gegenüber von solchen bethätige, die von ihm nichts wissen wollten und seine Gebote mißachteten? ob dergleichen notorische Gottesverächter und Sünder wirklich, wie Hiob behauptet hatte, in vielen Fällen

¹⁾ Die eingeklammerten Verse gehören jedenfalls, wenn sie überhaupt echt sind, an einen anderen Platz, etwa zwischen Vers 7 und 8.

straflos blieben und ein relativ ruhiges und glückliches Leben führten, während seine anerkannt gottesfürchtigen und treuen Diener von schwerem Unglück und bitteren Leiden zeit lebens verfolgt würden? — Diese allgemeine, von den Freunden eifrig bestrittene, von Hiob durch Hinweisung auf die tägliche Erfahrung siegreich aufrecht erhaltene Behauptung kommt in dieser Schlußrede nicht weiter in Betracht. Hiob kehrt in derselben auf die ihn persönlich betreffende Frage zurück, von welcher der ganze Streit ausgegangen war: ob er nämlich das Unglück, in welches ihn Gott gestürzt hatte, durch sein Verhalten gegen ihn irgend wie verschuldet habe, oder ob er sich in dieser Hinsicht mit Jug als über ein ihm zugefügtes Unrecht und eine Bergewaltigung Gottes gegen einen Unschuldigen beklagen dürfe?

Die Freunde hatten sich für verpflichtet gehalten, zur Bertheidigung der göttlichen Gerechtigkeit auch in Hiobs Schicksal einen Zusammenhang von Schuld und Strafe nachzuweisen. Eliphas berief sich auf die Schwäche und Fehlbarkeit der sinnlichen Natur des Menschen, die vor dem heiligen Gott ohne Ausnahme als unrein und strafwürdig, auch bei den besten als der Zucht bedürftig erscheinen müsse. Nun mußte sich Hiob keiner wissentlichen Sünden und keiner Neigung zu Abfall und Ungehorsam gegen das Sittengesetz anzuklagen. Warum also diese harte Behandlung? War er denn strafwürdiger als Andere? Und wenn in dieser väterlichen Strenge ein Beweis besonderer Liebe und vorzüglicher Sorge für seinen Verehrer liegen sollte, ist denn ein Dasein lebenswerth, das den Menschen, wie in einer Besserungsanstalt, unter unausgesetzter, peinlicher Aufsicht hält, jeden, auch nicht in böswilliger Absicht begangenen Fehltritt bestraft und ihm voll Mißtrauen in seine Absichten, die doch dem allwissenden Herzenskündiger nicht verborgen sein können, nicht die geringste Freiheit des Handelns läßt? Kann man Gott für ein Leben dankbar sein, dessen Aufhören man ebenso sehnlich wünschen muß, wie der Tagelöhner den Feierabend eines in Arbeit und Entbehrung zugebrachten Werkeltages? Zumal man neben sich Menschen sieht, die sich um Gott und seine Gebote nicht kümmern und dabei ein heiteres und vergnügliches Leben führen? Wäre es da nicht besser „gar nicht geboren zu sein oder gleich nach der Geburt zu sterben?“ Daneben bemerkt Hiob mit Recht, daß diejenigen, die ihn jetzt mit dieser göttlichen Erziehungstheorie trösten wollen, gewiß eine andere Sprache führen würden, wenn sie sich in seiner Lage befänden. Warum nehmen sie denn nicht selbst auch Theil an dieser göttlichen

Wohlthat? Warum wird nicht auch ihnen Gelegenheit, die Ruthe zu küssen, die sie züchtigt? Sind sie derselben weniger bedürftig? Oder widmet ihnen Gott weniger Sorge und Aufmerksamkeit?

Da die Freunde mit dieser Zuchttheorie gegen Hiob nicht aufkamen, so nahmen sie ihre Zuflucht zu einem Mittel, das ebenso hart und lieblos von ihrer Seite war, als es den Freund in seinem Innersten tief verletzen mußte. Sie erlaubten sich, bei Hiob geheime, ihnen früher nur nicht bekannt gewordene Sünden und strafbare Neigungen vorzusetzen, durch die er sich Gottes Ungnade und gerechte Bestrafung zugezogen habe. Directe Anklagen können sie freilich keine gegen ihn anbringen. Hiobs bisheriges Verhalten und der Ruf, in dem er stand, gaben dazu weder Anlaß, noch Berechtigung; und so versuchen sie es denn auf indirectem Wege mit beleidigenden Voraussetzungen und grundlosen Verdächtigungen. Zophar appellirte an die göttliche Allwissenheit, die unser Inneres besser kenne als wir selbst und dessen Heiligkeit durch Fehler, die uns selbst verborgen geblieben seien, verletzt und zu Strafen bewogen worden sein könne. Vielleicht habe Hiob sein früheres Glück und seinen Reichthum durch widerrechtliche Mittel erworben. „Er schaffe das Unrecht fort aus seinem Hause“, so werde Alles wieder gut werden (11, 14). Auch Zophars zweite Rede scheint in ihrer farbenreichen Schilderung der Strafen, die sich derjenige zuziehe, der durch Gewalt oder List sich fremdes Gut angeeignet, einen ähnlichen Stachel gegen Hiobs Rechtschaffenheit zu bergen. Dem Anscheine nach will zwar der Redner nur Hiobs Behauptung, daß es straflos bleibende Sünder gebe, widerlegen. Allein warum hätte er unter allen möglichen Fällen gerade nur die „Vereicherung durch ungerechtes Gut“ herausgehoben, um daran die Behauptung, daß jedem Vergehen früher oder später seine Strafe folge, zu exemplificiren, wenn nicht zugleich die Absicht, mit dieser Schilderung Hiobs eingeschlafenes Schuldbewußtsein aufzuschrecken, ihn auf die Wahl eben dieses besondern Falles geführt hätte? Eliphas hinwieder deutet 22, 24 an, Hiob habe wohl seinen Schatz nicht in Gott, sondern in vergänglichem Gold und Silber gesucht und darauf sein Vertrauen gegründet. Nun solle er den Unwerth solcher irdischen Güter einsehen lernen und Gott allein für sein höchstes und einzig wahres Gut halten. Oder er ist in den gewöhnlichen Fehler wohlhabender und sorgenfreier Leute verfallen. Er ist selbstsüchtig, hart und lieblos gegen Arme, Wittwen und Waisen geworden, hat sich ihre Hilflosigkeit zu Nutzen gemacht, sich auf ihre Unkosten bereichert und nun ist er dem Gerichte Gottes verfallen, der solche Verletzungen

der Nächstenliebe, die der menschliche Richter nicht straft, vor sein Forum zieht; die Nacht des Unglücks, die Fluthen der Trübsale sind über ihn gekommen (22, 11) und er büßt damit das begangene Unrecht. Oder vielleicht hat er, wie Bildad andeutet (Kap. 8), so lange er glücklich war, in fleischlicher Sicherheit und Uebermuth Gottes vergessen und zu sehr auf sein Glück vertraut. Denn solchen pflegt Gott durch ihren vorzeitigen Untergang zu zeigen, daß sie ihr Haus auf Sand gebaut haben und daß all ihre noch so klug angelegten Pläne zur Befestigung und Erweiterung ihres Wohlstandes Spinnweben sind, die reißen, sobald man sich daran halten will.

Gegen alle diese und ähnliche aus der Luft gegriffene Verdächtigungen und Anklagen streitet nun Hiobs Schlußrede durch eine freimüthige und offene Darstellung seines zeitlebens befolgten sittlichen Wandels und der Maximen, die ihn dabei leiteten.

Nie, ruft er aus, werde ich Euch Recht geben, nie mein sittliches Bewußtsein, das mich von solchen Anschuldigungen freispricht, an Eure Theorien dahin geben und ihnen das Einzige, was mich in meinem Unglück nun tröstet (6, 10), die Gewißheit meiner Unschuld und Rechtschaffenheit, zum Opfer bringen. Die Behauptung, daß ich meine Leiden nicht selbst verschuldet habe, halte ich fest und stehe nicht davon ab. Obschon leidend und dem Tode nahe, habe ich doch noch meine volle Besinnung und das Verständniß dessen, was ich jetzt mit Berufung auf den lebendigen Gott, denselben Gott, der mir mein Recht entzieht und auf mich den Schein des Unrechts und der Schuld geworfen hat, erklären will.

Von Vergehungen, die, wenn eingeklagt, selbst ein menschlicher Richter verdammen und bestrafen müßte, von Fehlern der Unzucht, des Betrugs und der Uebervorthellung des Nächsten, des Ehebruchs, der Abgötterei weiß er sich frei. Aber auch die Pflichten der Nächstenliebe und des Erbarmens, deren Verletzung der göttlichen Strafgerechtigkeit anheimfallen, hat er nie versäumt. Hatten seine Dienstboten über ihn zu klagen, so hat er ihnen nie herrisch ihr gutes Recht verweigert, Wittwen und Waisen hatten sich nie über ihn zu beklagen. Nackte hat er bekleidet, Hungrige gespeist, fremde Wandrer beherbergt. — Auf Gold und Silber hat er nie sein Vertrauen gesetzt und darüber Gott aus den Augen verloren. Selbst sein Feind, den ein Unfall betroffen hatte, litt nicht von seinem Spott und seiner Schadenfreude. Uebrigens, jagt er zum Schluß, wenn er sich eines Vergehens bewußt wäre, würde er es offen und frei-

müthig eingestehen; denn seine Art sei es nicht, begangene Fehler aus Menschenfurcht zu vertuschen und feige die Oeffentlichkeit zu meiden. Wenn aber sonst Jemand Schlimmes von mir weiß, so möge er mich nur öffentlich zur Verantwortung ziehen. Gerne will ich ihm Rede stehen; ja seine Anklageschrift, die mir Gelegenheit böte, mich zu verantworten, würde ich im Vorgefühl meines Sieges so wenig scheuen, daß ich sie vielmehr mir zur Ehre rechnen und einem fürstlichen Ehrenkleide und einer Krone für mein Haupt gleichachten würde.

Die Herausforderung bleibt ohne Erwiderung, die Schutzredner Gottes, dessen Gerechtigkeit durch das Eingeständniß von Hiobs Unschuld nach ihrem Dafürhalten gefährdet wäre, sind verstummt, und Hiob verläßt als Sieger den Kampfplatz mit der frohen Ahnung, daß er einen Bürgen im Himmel habe, der einst jeden falschen Schein vernichten und nach seinem Tode die Wahrheit zur Beschämung seiner Gegner an den Tag bringen werde 16, 19, 19, 25, 26.

Damit sind nun allerdings, wie die Unterschrift sagt, die Reden Hiobs zu Ende. Denn in den folgenden Kapiteln 32—42 treten andere Redner auf und Hiob spricht nur einige Worte der Erwiderung. Ob nun dieser zweite Theil des Buches Hiob von Anfang an mit jenen „Reden Hiobs“ verbunden war und mit ihnen ein organisches Ganzes ausmache, welches von einem und demselben Verfasser in bewußter Absicht und zu einem bestimmten Zwecke componirt wurde, in diese schon oft aufgeworfene und verschieden beantwortete Frage kann erst eingetreten werden, nachdem wir Inhalt und Tendenz der nun folgenden Reden näher kennen gelernt haben. Vorerst haben wir aber nachzutragen und zu rechtfertigen, was wir Kap. 27, 7 vorläufig als Einschaltung des Redactors bezeichnet und deshalb von Hiobs Schlußrede ausgeschieden haben.

21. Einschaltung in Hiobs Schlußrede.

Kap. 27, 7—23.

7 Es gelte mir als Feind der Frevler,
der Sünder als mein Widersacher!

Denn welches ist des Gottvergeß'nen Hoffnung,
wenn Gott ihm seinen Lebensfaden kürzet,
den Geist ihm aus der Hülle zieht?

- Wird denn sein Flehn von Gott erhöret,
wenn die Bedrängniß ihn ereilt?
- 10 Wird des Allmächt'gen er sich trösten
und Gott anrufen jeder Zeit?
- Was Gott vermag, will ich Euch lehren,
will nicht verschweigen, was er kann.
Habt Ihr's doch Alle schon erfahren,
warum denn macht Ihr solch' Geschwäg?
- Das ist bei Gott das Loos des Sünders,
des Stolzen Theil, den er sich holt:
Wenn zahlreich werden seine Söhne,
so ist's für's Schwert und seine Sprossen —
sie werden nie vom Brode satt.
- 15 Was ihm noch bleibt, wird von der Pest begraben,
und keine seiner Wittwen weint.¹⁾
Häuft er dem Staube gleich sich Silber,
schafft Kleidung sich wie Straßenkoth,
Die Kleider tragen einst Gerechte,
Schuldlose theilen sich in's Gold.
Er baut sein Haus sich gleich der Motte (Spinne?),
des Winzers Hütte²⁾ sieht es gleich.
Frisch schläft er ein — nicht sollt' er sterben,
und wacht er auf, so ist's vorbei.
- 20 Ihn packt wie eine Fluth der Schrecken,
Nachts nimmt ein Sturm ihn mit sich fort.
Ihn hebt der Ostwind, daß er schwinde,
er stürmt von seinem Ort ihn fort.

¹⁾ Es ist von Wittwen in der Mehrzahl die Rede, weil der Böse, wie das Volk Israhel in der Parallelstelle Ps. 78, 64, ein Collectivbegriff ist. Insofern die erschlagenen Männer kein ehrliches Begräbniß erhalten, sondern auf dem Felde den Hunden und Vögeln zum Fraß dienen, kann von den üblichen Trauergebräuchen nicht die Rede sein. Das Unterlassen derselben läßt auf das erstere zurückschließen.

²⁾ Des Winzers Hütte, die gleich nach der Weinlese wieder abgebrochen wird.

Gott wirft nach ihm und ohn' Erbarmen.

Wird er aus seiner Hand entfliehn?

Er klatscht die Händ' ob ihm zusammen

und zischt ihn aus von seinem Ort.

Daß die in obigen Versen (11—23) gegebene Schilderung von dem Loose, welches die Gottlosen erwarte, im Munde Hiobs, der so eben ihre Straflosigkeit und ihr Glück Gott zum Vorwurf gemacht hatte, höchst befremdlich laute und in offenem Widerspruch zu vielen seiner früheren, von den Freunden so heftig bestrittenen Behauptungen stehe, ist wohl nicht zu läugnen, und man darf sich daher nicht wundern, wenn schon wiederholt Zweifel an ihrer Abfassung durch den Dichter der vorangegangenen Reden Hiobs und seiner Freunde geäußert wurden. Dagegen blieben meist die ihr unmittelbar vorangehenden schönen Verse (7—10), in welchen die Hoffnungs- und Trostlosigkeit eines in Todesnoth und sonstige Bedrängniß gerathenen Gottesverächters geschildert wird, von ähnlichem Verdachte frei. Und gewiß, wenn der Dichter seinen Helden hier zu seiner Rechtfertigung von den Grundsätzen und Ueberzeugungen sprechen ließe, die ihn, so lange er noch glücklich war, vor Ueberschreitungen des Sittengesetzes zurückhielten, so könnten diese Verse mit analogen Aeußerungen im 31. Kap. (31, 2—4. 14. 15. 18) verglichen und dadurch gerechtfertigt werden. Allein Hiob spricht hier ja nicht von seiner Vergangenheit, er drückt zeitlos seinen Abscheu vor der Gottlosigkeit aus und begründet ihn mit Glaubenssätzen, die ihm auch nach seiner Katastrophe als allgemeingültige Wahrheiten gölten. Aber würde er sich jetzt in Todesgefahr mit dem Troste beruhigen, daß nur der Gottlose ohne Hoffnung sei? So hat wohl Bildad gesprochen (8, 13). Aber Hiob hat für seine Person jede Hoffnung aufgegeben (17, 15. 19, 10). Einmal umgehauen kann wol ein Baum wieder aufgrünen, dem Menschen ist diese Hoffnung abgeschnitten (14, 7 f.) und Gott macht zwischen Frommen und Gottlosen keinen Unterschied, es sei denn, daß er jene langsamer zu Tode martert, diese dagegen mit einem Schläge tödtet (9, 22. 23). Und hat er nicht so eben noch geklagt, Gott lasse hoffnungslos darniederliegende Gewaltmenschen, die „nicht mehr an ihr Leben glaubten“, vom Krankenlager wieder aufstehen und verlängere so durch seine Vermittelung ihr gemeinschädliches Leben (24, 22)? Auch die Zuversicht, daß der Fromme in jeder Noth und zu

aller Zeit sich an Gott wenden und von ihm Erhörung erwarten dürfe, stimmt übel zu den Klagen; „er rufe zu Gott und ihm werde keine Antwort“ (30, 20), und „er schreie über Unrecht und Gott höre nicht darauf“ (19, 7).

Und als wäre es an diesen Widersprüchen mit seinen früheren Aeußerungen nicht genug, soll nun Hiob seinen erstaunten Freunden ferner angekündigt haben: sie hätten bis jetzt über Dinge, die sie doch aus eigener Erfahrung besser wissen sollten, wie Thoren geschwätzt. Er wolle sie nun „über die Hand Gottes“, d. h. über die Art und Weise, wie Gott die Schicksale der Menschen in seine Hand nehme, auf die richtige Bahn führen (Vers 11. 12). Und worin besteht denn die Weisheit, die er ihnen mit einer Miene geistiger Ueberlegenheit offenbart? Man traut seinen Augen nicht. Gerade in jenen Lehrsätzen, welche die Freunde nicht müde wurden, ihm vorzutragen und die er soeben noch als in ihrer Allgemeingültigkeit der Erfahrung widersprechend zurückgewiesen hatte: daß nämlich kein Sünder strafflos bleibe, daß er vielmehr nebst seinen Kindern durch die gegen ihn aufgerufenen Todesmächte des Schwertes, des Hungers und der Pest dahingerafft, und seine Schätze an Baarschaft und Kleidung den von ihm bedrückten und beraubten Frommen zufallen würden. Man meint fürwahr den Zophar (Kap. 20) zu hören und kann sich nicht wundern, wenn einige Ausleger auf den Einfall kamen, wir hätten hier ein Bruchstück der jetzt vermißten dritten Rede dieses hitzigsten der drei Opponenten an unrechter Stelle eingeflochten vor uns. Eine bloße Ausflucht ist es, wenn dagegen Andere zur Entschuldigung des unerhörten Widerspruchs, in welchen der Dichter seinen Helden mit sich selbst verwickelt hätte, wenn diese Worte wirklich von ihm gesprochen sein sollten, vorgeben: Hiob wolle damit nur eine seiner früheren Behauptungen beschränken. Die Freunde, wolle er sagen, hätten ihn mißverstanden, wenn sie glaubten, er habe allen Sündern ohne Ausnahme Straflosigkeit und ein glückliches Leben und Sterben zuschreiben wollen. Auch er sei überzeugt, daß den Frevler in der Regel alle jene Uebel träfen, die seine Freunde als eine gerechte Strafe seines sündlichen Wandels bezeichnet hätten. Nur gebe es freilich von dieser Regel Ausnahmen. — Allein von dieser angeblichen Restriction und theilweisen Zurücknahme seiner noch vor Kurzem (Kap. 24) geäußerten Ansichten ist in diesem ganzen Abschnitte nichts zu verspüren. Uebrigens konnte Hiobs wahre Meinung nicht wohl mißverstanden werden. So wenig er von allen Frommen behaupten konnte, daß sie alle ein dem seinigen gleich

hartes Schicksal erdulden müßten, so wenig konnte man ihm mit Fug die Meinung unterschieben, alle Sünder und Gottesverächter dürften ihr Leben froh und sorglos genießen und ihr sündhaftes Treiben bleibe für sie ohne schlimme Folgen. Eine Berichtigung von Mißverständnissen war somit hier nicht von nöthen. Sofern nur zugegeben wurde, daß Ausnahmen von der Regel erfahrungsmäßig nach beiden Seiten hin stattfinden, so genügte dies schon, die von seinen Gegnern präsumirte Gerechtigkeit Gottes in Vertheilung der menschlichen Erdenloose in Frage zu stellen. Wenn man aber dem Dichter zumuthet, er lasse den Hiob nach allen den hüzig geführten Streitreden am Ende seinen Freunden sagen: Ihr Dummköpfe, habt ihr denn nicht gemerkt, daß ich in der Hauptsache ganz mit euch übereinstimme? — so leiht man seiner tief ernstern Tragödie einen von ihm gewiß nicht beabsichtigten fast komischen Abschluß. Allein sicher ist dies ganze Stück von Vers 7 an nicht von seiner Hand; ja Vers 11 und 12 machen sogar den Eindruck, daß es nicht Hiob sei, der zu seinen drei Freunden, sondern ein Fremder, der zu allen Vieren, Hiob mit einbegriffen, in der Art des später auftretenden Elihu, *ex cathedra docere*.

An die einleitenden sechs Anfangsverse ließ sich aber alles Folgende leicht anknüpfen, wenn man sie in dem Sinne faßte, es wolle Hiob damit seinen Entschluß, zeitlebens Gott und seinen Geboten treu zu bleiben, aussprechen, etwa im Gegensatz zu den von Eliphas (22, 12 f.) ausgesprochenen Befürchtungen, er möchte durch seine Skepsis verleitet werden, in die Reihen der Ungläubigen und Gottesverächter überzutreten. Die Verse 7—23 würden dann seine Beweggründe zu diesem Entschlusse darlegen. Allein damit würde man Sinn und Tendenz jener Eingangsworte verkennen. Nicht gegen eine einzelne Aeußerung des Eliphas, der unter andern Verirrungen, in die Hiob verfallen könnte, beiläufig auch diese erwähnt hatte, sind sie gerichtet, sondern, wie es sich für eine Schlußrede ziemte, gegen die durch alle gegnerischen Reden sich hindurchziehende Verdächtigung seines bisherigen Lebenswandels. Sein makellofes, reines Gewissen, das einzige Gut, das ihm noch geblieben ist, will er sich durch solche verdeckte Anklagen nicht rauben lassen, sondern, so lange er noch athmet, gegen alle Angriffe in Schutz nehmen und festhalten. Und zu diesem einleitenden Vorworte paßt nun einzig der Inhalt des 31. Kapitels, das jetzt ohne Ueberschrift und Uebergangspartikel ganz abgerissen dasteht. Wahrscheinlich wollte derjenige, der beide auseinander riß und dafür den obigen Abschnitt eingesetzt hat, mit dieser Palinodie Hiobs

die Rechtfertigung vorbereiten, die ihm nachher von Gott seinen Freunden gegenüber ertheilt werden sollte (42, 8).

Auch das 28. Kapitel bildet, wie wir bald zeigen werden, eine dem echten Buche Hiob ursprünglich fremde Einschaltung, und den Kapiteln 29 und 30 haben wir schon früher geeignete Stellen im Anfang des Buches zugewiesen. Nach Ausschluß dieser drei nicht hierher gehörigen Kapitel und der Verse 27, 7—23 hindert also nichts, die Verbindung von Kap. 31 mit 27, 1—6 wieder herzustellen; und nach der dort beigefügten Unterschrift: „Zu Ende sind die Reden Hiobs“, wäre damit eine besondere Schrift, welche den Namen „Reden Hiobs“ führte, zum Abschluß gelangt.

Allein damit war nicht auch zugleich die Frage erledigt, die den Streit Hiobs mit seinen Freunden veranlaßt hatte. In einem Punkte war allerdings Hiob Sieger geblieben. Der landläufigen Meinung, es könne ein Mensch nicht ohne sein Verschulden unglücklich werden, hatte er, der in so tiefes Elend gesunken war, den feierlichen Protest seines ihn von Schuld freisprechenden Bewußtseins entgegengesetzt und Jedem den Handschuh hingeworfen, der ihm dasselbe abstreiten möchte. Niemand hatte ihn aufgehoben und ihm damit stillschweigend Recht gegeben. Aber dieser negativen Errungenschaft fehlte die positive Ergänzung. Wenn nicht seine Schuld, was konnte denn Gott bewogen haben, ihm alle seine Lebensgüter, sogar seine Gesundheit zu entziehen? Woher überhaupt die traurige Lage, in der sich ganze Schichten der menschlichen Gesellschaft befinden, und die Verbrechen, welche Einzelne an dem Leben, dem Eigenthum, der Ehre ihrer Mitmenschen ungestraft verüben dürfen? Die üblichen Bertröstungen auf ein vorzeitiges, schreckliches Ende der Gottlosen, auf einen bevorstehenden allgemeinen Gerichtstag Gottes, auf ein Nachholen der Strafe an den Kindern und Enkeln der Schuldigen hatten für denkende Geister, wie Hiob, ihre Ueberzeugungskraft verloren. Was vermögen in die Länge theoretische Voraussetzungen und Folgerungen aus dem allgemeinen Begriff der göttlichen Gerechtigkeit gegen den Widerspruch thatsächlicher Erfahrung? Die von Eliphas vorgetragene Theorie einer göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts, in welcher den Leiden, die uns den Lebensgenuß verbittern, die Rolle der heilsamen, väterlichen Zuchttruthe übertragen wurde, mochte sich in einzelnen Fällen im Leben und in der Erfahrung vollkommen bewähren. Daß mancher Leichtsinrige erst durch Schmerzen und Krankheit aus seinem Seelenschlase und seiner fleischlichen Sicherheit aufgeschreckt, durch herbe Verluste und Mißgeschick in seinen Unternehmungen von seiner Ueberschätzung

irdischer Güter, seiner Genußgier, Hoffart und eiteln Ruhmbegehrde geheilt, mit neuem Verlangen nach Gott, den er im Glück außer Acht gelassen, mit neuer Liebe zu seinen Nebenmenschen, deren Rath und Hülfe er entrathen zu können geglaubt hatte, erfüllt worden sei, wer wollte solche Lebenserfahrungen in Abrede stellen und den Segen der göttlichen Zuchttruthe für unser inneres Leben und das Heil unserer Seele leugnen? Allein sobald man nun solche, subjectiv vollkommen berechnete Lebenserfahrungen zu allgemein gültigen Lehrräthen objectiviren und auf sie mit unserem systematisirenden Verstande eine Theorie göttlicher teleologischer Weltregierung aufbauen will, so zeigt uns der Verfasser des Buches Hiob an dem Beispiel seines Helden und an dem siegreichen Widerspruch, den er gegen diese Theorie erhebt, zu welchen ungerechten und lieblosen Urtheilen über unsere Nebenmenschen dies führen könne. Warum, konnte in dem vorliegenden Falle gefragt werden, bleiben manche von Unglück und Leiden verschont, welche die göttliche Zuchttruthe ebenso sehr und vielleicht mit mehr Grund nöthig gehabt hätten? Steht das Leiden, das über Einzelne verhängt wird, immer in einem billigen Verhältniß zu dem Grade ihrer Verschuldung? Und wenn nicht, dient denn das Uebermaß ihrer Züchtigung, statt zu ihrer Besserung, nicht eher zu des Sünders Verbitterung und endlichen Verstockung? Was habe ich denn verbrochen, fragt Hiob, daß ich härter gezüchtigt werde, als Andere? Weiß denn der Allwissende nicht, daß ich nie daran gedacht habe, ihm und seinen Geboten untreu zu werden? Verdienen allfällige Jugendübereilungen und Schwachheitsünden, welchen der sinnliche und irrthumsfähige Mensch nun einmal ausgesetzt bleibt, eine so schwere Ahndung? Soll aber diese bis zum Unerträglichen gesteigerte Leidenschule als ein Zeichen besonderer väterlicher Liebe und ängstlicher Sorge für mein Seelenheil gelten, so danke ich für ein Leben, das mir nur zur Last ist und von dem ich je eher je lieber wieder entledigt zu werden wünschen muß. Da haben es doch so manche Gottesverächter und Ungerechte besser, die Gott in Ruhe und ungestörtem Genusse ihres Daseins leben und sterben läßt. Am Ende deckt uns Alle dasselbe Grab und werden Fromme und Gottlose doch der Würmer Fraß. Und zu dem Allem hat er nun noch die leeren Verdächtigungen seiner Unschuld, des einzigen Gutes, das ihm noch geblieben ist, durch seine Freunde zu ertragen. Denn jener Weltanschauung zuliebe, die alles Unglück und Leiden des Menschen als Mittel und Zweck von Gottes gerechter und gütiger Menschenerziehung betrachtet, sehen sich diese gezwungen,

dem Freunde Vergehungen anzudichten, deren er sich nicht schuldig weiß und von deren Ungrund er sie doch nicht überzeugen kann, weil sein Unglück nach ihren theoretischen Voraussetzungen nur die Folge einer vorher begangenen Beleidigung und Erzürnung der göttlichen Heiligkeit sein konnte. Den Betheuerungen seiner Unschuld trat also in ihren Augen überall sein Glend als lauter und vernichtender Zeuge entgegen.

Eine Schrift, welche die bisher geltenden Ansichten und Lehren von einer im göttlichen Weltplane begründeten Nothwendigkeit der menschlichen Leiden als ungenügend für den forschenden Verstand und verwirrend, hart und lieblos für die sittliche Beurtheilung unserer unglücklichen Mitmenschen zurückwies, dafür aber keine besseren Gründe für die göttliche Zulassung dieser Leiden aufstellte, mußte begreiflicherweise einen starken Reiz ausüben, die in derselben von Hiobs Freunden unerledigt gebliebenen Fragen auf anderem Wege zu lösen. Solche Lösungsversuche machen den Inhalt des noch übrigen Theiles unseres Buches Hiob aus. Ob sie sämmtlich einem und demselben Verfasser und zwar demjenigen angehören, der „die Reden Hiobs“ aufgezeichnet hat, diese kritische Frage lassen wir jetzt noch dahingestellt, um uns vorerst mit diesen Lösungsversuchen selbst zu beschäftigen. Die vorläufige Kenntniß ihres Inhaltes wird uns erst ein Urtheil über ihre Tendenz und ihr Verhältniß zu den übrigen Theilen der Gesamtschrift ermöglichen.

II. Die Lösungen des Problems.

1. Die menschliche und göttliche Weisheit.

Kap. 28. Denn

Es ist ein Ort, woselbst das Silber bricht,
und einen Ort hat Gold, daß man es läutere.
Das Eisen holt man aus dem Staube,
und Steine schmelzt man um zu Erz.
Man setzt dem Dunkel eine Schranke,
forscht bis zu äußerst nach Gestein,
das Nacht und Todesgrauen decken;

Bricht einen Schacht von da, wo Menschen wohnen,
 — und die Vergessenen — an einem Fuße hängen sie,¹⁾
 hinweg von Menschen schweben sie

5 (Die Erde — sie spendet Brod uns, dennoch wühlt
 wie Feu'r man ihre Tiefen um —)

Nach einem Ort, wo ihr Gestein Sapphir
 und der zum Staube Goldstaub hat,
 Auf einem Pfade, nicht gekannt vom Adler,
 den nicht erspäht des Sperbers Aug',
 Auch nicht vom Hochgewild betreten,
 der Löwe wandelt nicht auf ihm.

Man legt die Hand an harte Kiesel,
 kehrt Berge um aus ihrem Grund.

10 Man öffnet durch den Fels Kanäle,
 und was nur irgend kostbar ist,
 bleibt ihren Augen nicht verborgen.

Am Thränen hindert man die Stollen,
 und schafft Verborgenes an's Licht.

Jedoch die Weisheit, wo sie finden?
 und welches ist der Einsicht Ort?

Nicht weiß der Mensch sie zu erstehen,²⁾
 sie findet sich nicht auf der Erde
 in der lebend'gen Wesen Zahl.

Der Abgrund spricht: sie ist nicht bei mir,
 und auch bei mir nicht, spricht das Meer.

15 Mit Gold kann man sie nicht bezahlen,
 das Silber ist ihr Kaufpreis nicht.

¹⁾ Sie hängen an auf- und niedergehenden Seilen von einem Fuß herab, d. h. von einem Rad, welches ähnlich dem ägyptischen Wasserrade (5. Mos. 11, 10. Niebuhrs Reisen I, 149) mit dem Fuße in Bewegung gesetzt wird (dem Helix oder Cochlios der griechischen Bergleute), und schweben so, von der Welt vergessen, von den auf ihr lebenden Menschen weg in die dunkle Tiefe. — In diesem Versuche, der sehr schwierigen Stelle einen erträglichen Sinn abzugewinnen, mußte die Interpunktion des hebräischen Textes verlassen werden. Die Verse 4—7 bilden nur einen Satz, der aber durch Vers 5 parenthetisch unterbrochen wird.

²⁾ Oder nach einer wohl richtigen Textverbesserung: Nicht kennt der Mensch den Weg zu ihr.

- Nicht kauft man sie mit Gold aus Ophir,
 nicht mit Sapphir und Pracht-Beryll.
 Nicht gleicht ihr Werth dem Gold und Glase,
 man tauscht sie nicht um Goldgeschmeid.
 Man nenne nicht Krystall, Korallen
 der Weisheit Zug geht Perlen vor.¹⁾
 Nichts gelten nubische Topase,
 das reinste Gold kommt ihr nicht gleich.²⁾
- 20 Woher soll nun die Weisheit kommen,
 und welches ist der Einsicht Ort?
 Verhüllt ist sie den Blicken Aller,
 des Himmels Vögeln unbekannt;
 Es sprechen Tod und Untermelt: vernommen
 hat unser Ohr wohl ihren Ruf.
 Gott ist's, der ihre Wege kannte,
 er wußt' allein um ihren Ort
 — Sieht er ja bis an's End' der Erde,
 schaut was da unter'm Himmel ist. —
- 25 Als er des Wind's Gewicht bestimmte,
 das Wasser mit dem Maße wog,
 Da er des Regens Ordnung machte,
 dem Blitzstrahl seine Bahnen wies,
 Da hat er sie erschaut, verkündet,
 sie festgestellt und ausgeforscht.
 Zum Menschen aber sprach er also:
 Sieh, Gott zu fürchten, das ist Weisheit
 und Böses meiden ist Verstand.

Der menschlichen Weisheit, d. h. nach dem weiteren Sinne, den das gemeinsame Alterthum mit diesem Ausdruck verknüpft, dem menschlichen Witz und Scharfsinn und seinen

¹⁾ Die man aus der Meerestiefe zieht.

²⁾ Für die richtige Deutung der Namen aller dieser Kostbarkeiten, in deren rhetorisch gehäufter Aufzählung sich der Verfasser gefällt, kann aus Gründen, die jeder Sprachkennner würdigen wird, nicht eingestanden werden.

technischen Anlagen und Fertigkeiten gelingt es zwar, vieles Verborgene, allen übrigen Geschöpfen dieser Erde Unfindbare an's Licht zu fördern. Denn alles und jedes hat doch seinen Ort, an dem man es suchen und finden kann. Der Mensch dringt sogar in die von ewiger Nacht bedeckten Tiefen der Erde und wühlt in den Eingeweiden der ihn ernährenden Mutter, um ihre verborgenen Schätze an Silber und Gold, an Eisen und Kupfer zu seinem Gebrauch und Schmuck heraufzuholen. Er bahnt sich Wege, die das Auge auch des fernsichtigsten Vogels nie erspäht, die kein Hochwild, „auch nicht“ der furchtlose König der Vierfüßer zu betreten je gewagt hat. An schwankendem Seil hängend schwebt er in senkrechte Schächten hinab, bis er sich das unterirdische Wunderreich erschlossen hat, dessen Himmel der blaue Sapphir (eigentlich Lazurstein) und dessen Staub Goldstaub ist. Dahin bricht er dann Stollen im harten Gestein, hemmt den Zufluß des an den Wänden herabströmenden Wassers und schafft die verborgenen Schätze der Tiefe ans Tageslicht.

Allein diejenige Weisheit, welche die Gründe und den Zusammenhang der Dinge in der physischen und moralischen Welt erkennt, hat keine Stätte, wo sie, gleich den Metallen aus dem Erdbinnern, aus ihrer Verborgenheit hervorgeholt werden könnte, weder auf, noch unter der Erde, weder im Meere, noch im Abgrund. Die Vögel des Himmels so wenig, als die Schatten der Unterwelt könnten sagen, wo sie zu finden ist. Für sie gibt es auch keinen Kaufpreis, für den sie, wie eine Waare erhandelt und eingetauscht würde. Denn ihr Werth ist unermesslich und kostbarer als alles Gold und Edelgestein. Sie ruht allein in Gott, der ihren Besitz bei Erschaffung und Einrichtung der Welt sattjam bekundet hat. Unwägbares, wie den Wind, hat er damals gewogen, Unmeßbares, wie das Wasser von Meeren, Flüssen und Seen, hat er gemessen und mit allen übrigen Elementen des Weltalls in ein richtiges Verhältniß gebracht, daß die Ordnung des Ganzen nicht gestört und das Gleichgewicht aller Naturkräfte erhalten bliebe.

Soweit reicht nun menschliche Weisheit nicht. Daher ist es für den Menschen besser, sich zu bescheiden und statt über Dinge zu grübeln, welchen sein endlicher Verstand nicht gewachsen ist, diejenige Weisheit anzustreben, die ihm zugänglich und zugleich förderlich ist, nämlich Gottesfurcht und Rechtschaffenheit, die sich vor dem Bösen hütet und das Gute thut.

Wozu nun an dieser Stelle des Gedichts die Hinweisung auf eine Weisheit, welche dem Menschen, als einem endlich beschränkten Wesen, unfindbar und unerreichbar, ein Privilegium

des absoluten Geistes sei? Im Munde Hiobs, der vorher (K. 27) und nachher (K. 29. 30) allein als Sprecher auftritt und daher censirt ist, auch das zwischen diesen Kapiteln liegende, durch keine neue Ueberschrift von ihnen geschiedene 28. Kapitel gesprochen zu haben, könnte dies vernünftigerweise nur den Sinn haben, als ob Hiob im Anschluß an das unmittelbar Vorhergegangene etwa so zu sprechen fortführe: „Lieben Freunde, daß ich in Beziehung auf die rächende Nemesis, die gewiß einmal jeden Gottlosen erreicht, mit Euch im Grunde ganz einverstanden bin, habe ich Euch nun bereits erklärt (27, 11—23). Was aber die weitere Frage betrifft, worüber wir streiten: warum ich, obgleich unschuldig, so schwer leiden müsse, und weshalb der gerechte Gott überhaupt so viel Unrecht in der Welt geschehen, Unschuldige leiden, Sünder unbehelligt ihres Lebens froh werden lasse? — so sind das Fragen in Betreff der göttlichen Weltregierung, die nur die vollkommene, unbeschränkte Weisheit beantworten kann, die aber für unsern beschränkten Menschenverstand unlösbar sind. In meiner letzten Antwort an Bildad (K. 26) habe ich bereits der erhabenen Weisheit des Urhebers dieser wunderbaren physischen Ordnung der Dinge gehuldigt und dabei anerkannt, daß es da Erscheinungen gebe, deren Erklärung unsere Fassungskraft weit übersteigt. Kann nun nicht dasselbe auch in der sittlichen Weltordnung stattfinden? Daher vertrauen wir dieser höchsten Weisheit und suchen wir unsere Weisheit nicht in dem Grübeln und Forschen nach Dingen, die wir doch nicht verstehen können, sondern in Gottesfurcht und Scheu vor allem Bösen.“ —

Eine solche Insolvenzerklärung der menschlichen Fassungskraft in göttlichen (metaphysischen) Fragen würde nun allerdings das in den „Reden Hiobs“ aufgeworfene Problem zwar nicht gelöst, aber doch den Streit darüber ein für allemal beigelegt haben. Sowohl der orthodoxen Anmaßung der Freunde, welche die wahren Beweggründe des göttlichen Verfahrens in Hiobs Schicksal, als wären sie im Rathe Gottes mit gegessen (Jerem. 23, 18), zu wissen und zu erklären meinten, aber Hiobs Einwürfe dagegen doch nicht widerlegen konnten, als Hiobs Klagen und Vorwürfen gegen die göttliche Weltregierung wäre damit Stillschweigen auferlegt. Beide Parteien würden damit auf „den unerforschlichen“, aber alle Zeit weisen und das Beste bezweckenden Willen Gottes verwiesen, ein Trost, über den auch unsere heutige Weisheit nach bald dritthalbtausend Jahren nicht hinausgekommen ist, wie die bei jedem schweren Unglücksfall

und unerwarteten Verlust wiederkehrende fromme Phrase vom „unerforschlichen Willen Gottes“ beweist.

Soweit hätte Alles seine Richtigkeit. Allein nun erhebt sich eine andere Frage kritischer Art. Gehen wir nämlich von der Idee der Einheit, des Zweckes und des künstlerischen Organismus in unserem jetzigen Buche Hiob aus, wie verhält sich zu allen diesen Voraussetzungen die Sprache, Tendenz und Stellung dieses Dithyrambus auf die in Gott ruhende Weisheit? Die Sprache ist rhetorisch schwülstig und lautet selbst in Vergleichung mit jenen Stellen, in welchen Hiob seine declamatorischen Freunde parodirt, fremdartig und prunkt mit technischen Kenntnissen vom Bergbau und kostbaren Handelsartikeln.¹⁾ Die Tendenz, den Hiob schon jetzt als überzeugt von der Fruchtlosigkeit und Anmaßlichkeit alles speculativen Forschens, als zurückgekehrt zur Bescheidenheit und Resignation darzustellen, erscheint verfrüht und im Widerspruch mit der dichterischen Anlage und Deconomie des Buches. Denn wäre er schon jetzt zu dieser Erkenntniß und zu dem Entschluß gekommen, seine Weisheit allein in Gottesfurcht und Tugend zu suchen, was bedurfte es denn nach der folgenden Belehrung Gottes, die ja nichts anderes bezweckt, und noch der hier an seine Freunde gerichteten Erklärung noch eines offenen Bekenntnisses seines Fehlers? Dazu kommt, daß das Stück mit seinem „denn“ im Anfang, ohne daß etwas vorausginge, das mit dieser Causalpartikel begründet würde, ganz abgerissen und wie aus einem fremden Zusammenhange abgelöst erscheint. Und so erhalten wir den Eindruck, als ob eine dritte Hand dies Kapitel erst später der Hauptschrift angehängt oder eingeschoben habe, vielleicht zu demselben Zweck, zu welchem unmittelbar vorher, wie wir gesehen haben, schon jene Palinodie Hiobs (Kap. 27, 11—23) eingeschaltet worden ist. Sollten aber die Reden Hiobs mit jener Protestation und Herausforderung Kap. 31 nach der beigefügten Unterschrift dort wirklich zu Ende und ein ursprünglich für sich abgeschlossenes Ganzes gewesen sein, so würde dies, aus einem anderen Zusammenhange herausgerissene, Kap. 28 dazu eine schöne Nachschrift von fremder Hand gebildet haben, um die durch jene skeptische Schrift aufgeregten Gemüther mit ihrem Glauben auszuföhnen und auf ähnliche Weise zu beruhigen,

¹⁾ So interessant die hier gelegentlich angebrachten Notizen über den Bergbau in archäologischer Beziehung sind, so haben sie doch in der religions-philosophischen Frage, die uns jetzt zunächst beschäftigt, nur die Bedeutung eines rednerischen Schmuckes und untergeordneten Beiwerkes.

wie dies nachher die „Rede Gottes“ in großartigerem Maßstabe und hohem dichterischen Schwunge zu thun gesucht hat. Wir schließen daher, mit einstweiliger Uebergangung der Reden Elijus, diese Reden Gottes, die zur Lösung des Problems denselben Weg einschlagen, den die Entgegenstellung der menschlichen und göttlichen Weisheit in Kapitel 28 verfolgt hat, gleich hier an.

2. Die Rede Gottes.

Kap. 38. Da antwortete der Herr dem Hiob aus dem Sturme und sprach:

Wer stellt, was weise ist, in Schatten,
mit Worten voll von Unverstand?

So gürtete als ein Held die Lenden,
ich will Dich fragen, lehre mich.

Wo warst Du bei der Erde Gründung?

Sag' mir's, sofern Du darum weißt.

5 Wer gab für sie das Maß — Du weißt es —
hat über sie die Schnur gespannt?

In was versenkte man die Pfeiler?

Wer stellte ihren Eckstein auf,

Als alle Morgensterne jauchzten,
die Söhne Gottes jubelten?

Wer hielt zurück das Meer mit Thüren,
als aus der Mutter Schoß es quoll,

Als ich ihm Wolken gab zur Hülle,
zu Windeln finsternes Gewölk?

10 Als ich es beugte mir zu Willen,
ihm Thor und Kiegel vorgesezt,

Und sprach: Bis hieher, und nicht weiter!

Hier leg' sich Deiner Wellen Trotz!

Hast Du, seitdem Du lebst, den Morgen je beschieden,
dem Morgenroth je seinen Platz gezeigt?

Daß an den Zipfeln es die Erdendecke fasse,
und abgeschüttelt werd' der Bösen ekle Brut;¹⁾

¹⁾ Ein eigenthümliches Bild! Das Morgenroth faßt die nächtliche Decke, unter welcher die Erde geschlafen hat, an ihren vier Enden und
Stuber, Buch Hiob.

- Sie dann sich, wie der Thon beim Siegeln umgestalte,
 und was auf ihr besteht, als wie ein Wechselkleid,
 15 Entzogen werd' ihr Licht den frevelhaften Menschen,
 zerfchmettert werd' ihr Arm, der drohend sich erhob?
 Bist zu den Quellen Du des Meeres schon gedrungen,
 hast in der Fluthen Grund Du Deinen Fuß gesetzt?
 Du fandest wohl bereits des Todtenreiches Pforten,
 und hast das Thor geseh'n, das zu den Schatten führt.
 Beachtet hast Du auch, wie groß der Erde Breite,
 so sage mir doch an, ob Du das alles weißt?
 Wo ist denn wohl der Weg zum Aufenthalt des Lichtes,
 wo ist denn eigentlich die Finsterniß zu Haus?
 20 So daß in ihrem Reich Du Dir sie holen könntest,
 und daß zu ihrem Haus Du fändest Steg und Weg?
 Du weißt das; warst Du doch zu der Zeit schon geboren,
 und Deiner Tage Zahl ist ja gewaltig groß.
 Bist Du schon hingelangt zum Vorrathshaus des Schnees,
 des Hagels Vorrathshaus — hast Du es schon geseh'n?
 Die für die Zeit der Noth ich aufgespart mir habe,
 wenn einst der Tag des Krieg's und Kampfes kommen
 sollt'!
- Auf welchem Wege ist's, daß sich das Licht vertheilet,
 und auf der Erde Rund der Ostwind sich zerstreut?
 25 Wer theilt den Regen ab, daß er Kanäle bildet?
 Wer zeichnet seine Bahn dem Donnerstrahle vor,
 So daß der Regen fällt auf menschenleere Länder,
 in öde Wüstenei'n von Menschen nicht bewohnt,
 Daß auch, was wüßt und leer, doch satt sich trinken könne,
 wo etwas Grünes wächst, es neue Sprossen treib'?
 Hat wohl der Regen einen Vater? wer hat erzeugt des
 Thaues Raß?

schüttelt das Ungeziefer weg, d. h. ohne Bild: bei anbrechendem Morgen vertrieben sich alle die Uebelthäter, welche die Nacht zu ihren Werken der Finsterniß benutzt hatten (K. 24, 15. 16). Zugleich gewinnt nun mit der Erscheinung des Lichts die formlose, einfarbige Erdoberfläche Gestalt und Farbe, wie der Thon, dem das Siegel ein bestimmtes Bild aufdrückt und wie das dunkle Alltagskleid mit dem hellen, bunten Feierkleid vertauscht wird.

Und wer ist denn des Eises Mutter? und wer gebar des
 Himmels Reif?
 Daß Wasser sich zu Stein verdichtet,¹⁾ der Fluthen Fläche
 fest gerinnt?
 Knüpfst Du die Schnüre der Pleiaden?
 Orions Fesseln — sprengst Du sie?
 Führst Du heraus des Himmels Zeichen,
 ein jegliches zu seiner Zeit?
 Bist Du es, der mit ihren Kindern
 die Bärin oben wandeln läßt?
 Bekannt ist Dir des Himmels Ordnung²⁾
 Du hast sein Reich auf Erden eingesetzt.
 Dringt Deine Stimme zu den Wolken,
 daß Fülle Wassers Dich bedeck?
 35 Schickst Du die Blitze, daß sie fahren
 und zu Dir sprechen: da sind wir!
 Wer setzt in dunkle Zeichen Weisheit,
 wer hat in Bilder Sinn gelegt?³⁾
 Wer zählet mit Verstand die Wolken
 und stürzt des Himmels Krüge um?
 Wenn sie den Staub zu Massen gießen,
 daß Scholl an Scholl zusammenklebt?
 Kannst Du der Löwin Raub erjagen
 und stillen junger Leuen Gier,
 40 Wenn sie in ihren Höhlen hungern,
 im Dickicht auf der Lauer stehn?
 Wer rüstet seinen Fraß dem Raben,
 dieweil zu Gott die Jungen schrein
 und ruhlos flattern ohne Speise?

¹⁾ Eigentlich: daß sie sich verbergen, indem sie wie Stein werden.

²⁾ Der Kreislauf der Jahreszeiten, die dadurch bedingte Folge von Wachsthum, Blüthe und Reife der Vegetation und der damit zusammenhängenden Arbeiten des Landmannes.

³⁾ Die schwierigen Worte scheinen sich auf eigenthümliche Wolkengebilde oder Sternconstellationen zu beziehen, aus welchen die Kundigen Vorbedeutungen künftiger Ereignisse und Schicksalsbestimmungen enträthselten.

Kap. 39.

Weißt Du, wenn Steinböck¹ Junge werfen?

der Hirschkuh Wehen — kennst Du sie?

Zählst Du die Monden, die sie trüchtig,

ist ihre Wurfzeit Dir bekannt?

Sie krümmen sich, gebären Junge

und sind sofort von Schmerzen frei.

Und es erstarken ihre Zungen

und wachsen in der Freiheit auf.

Und sind sie einmal ausgezogen,

so kehren sie nicht wieder heim.

5 Wer schenkt dem wilden Esel Freiheit

und löst der Knechtschaft Banden ihm?

Die Haide wies ich ihm zur Wohnung,

die salz'ge Steppe ist sein Ort.

Da spottet er des städt'schen Lärmens,

des Treibers Schelten hört er nicht.

Die Berge späht er durch nach Weide,

wo's grünt, da geht er suchend nach.

Wird Dir der Büffel²) dienen wollen

und Nachts an Deiner Krippe stehn?

10 Willst mit dem Seil an Deine Furch' ihn binden,

soll er Dir nach die Egge ziehen?

Willst Du auf ihn, da er so stark, Dich stützen,

ihm Deine Arbeit anvertraun?

Meinst Du, er werd' Dir Deine Ernte bringen,

und heimse ein was du gedroschen hast?

Stolz prunckt des Straußes Feder; ist jedoch

auch gütig das Gefieder und geschickt zum Flug? ³⁾

¹⁾ Die den unsern verwandten Steinböcke der arab. Gebirge, die dort, in früheren Zeiten häufiger, in ganzen Rudeln leben und von den Arabern Beden genannt werden.

²⁾ Es scheint der wilde Dohse gemeint, der, in Palästina und Aegypten ausgestorben, jetzt nur noch im oberen Habesch unter dem Namen Zosch getroffen wird, eine von dem aus Indien eingeführten zahmen Büffel Aegyptens und der pomtinischen Sümpfe ganz verschiedene Art.

³⁾ Die Uebersetzung beruht auf bloßer Vermuthung, da der Grundtext augenscheinlich verdorben ist. Der muthmaßliche Sinn ist: der Strauß

Die Eier ließ er auf der Erde liegen,
läßt sie im Staub die Sonne brüten,
15 Bergißt, daß sie ein Fuß zertreten,
ein Thier des Felds zermalmen kann.
Für Eig'ne hart, als wären's Fremde,
macht ihm verlor'ne Müß nicht bang.
Um den Verstand kürzt ihn die Gottheit,
sie hat ihm Vorsicht nicht gewährt.
Doch peitscht er sich empor zum Laufe,
so lacht er Roß und Reiter aus.

Leihst Du dem Pferde Kraft und lässest
die Mäh'n um seinen Nacken weh'n,
20 Machst, daß es wie die Heuschreck' hüpfte,
sein stolzes Schnauben Furcht erreg' ?
Es stampft das Feld, freut seiner Kraft sich,
zieht wider Kriegerschaaren aus.
Es lacht der Furcht und kennt kein Zagen,
und weicht nicht rückwärts vor dem Schwert.
Mag über ihm der Köcher klirren
und ringsum blißen Lanz und Speer.
Der Boden zittert, den es schlürfet,
nicht hält's bei der Trompete Ruf.
25 Den Ruf erwidert es mit Wiehern,
es wittert schon von fern das Kämpfen,
der Führer Toben, Schlachtgeschrei.

Schwingt sich nach Deinem Rath der Habicht in die Lüfte,
und breitet seine Schwingen nach dem Süden aus ?
Ist's Dein Gebot, daß hoch der Geier flieget,
und auf den Höhen sich sein Nest erbaut ?
Daß er auf Felsen haust und daß er horstet
am Berghorn und auf steiler Fluh' ?

kann stolz sein auf sein schmuckes Gefieder, das der Mensch zu seiner Zierde trägt; ob es aber auch gütig sich erweise zum Ausbrüten seiner Eier und zum Schirm der Jungen und ob er damit fliegen könne, ist eine andere Frage.

Von dort erspäht er sich sein Fressen,
sein Aug' erblickt's von weitem schon.

30 Dann sätt'gen sich an Blut die Jungen,
wo Todte liegen, da ist er.

Kap. 40. Und es antwortete der Herr dem Hiob und sprach:
Mit dem Allmächt'gen will sein Meistrer streiten,
der Tadler Gottes gebe doch Bescheid.

Da antwortete Hiob dem Herrn und sprach:

Ich bin zu schwach. Was soll ich Dir erwidern?
ich lege meine Hand mir auf den Mund.

5 Einmal hab' ich geredet, und entgegne nimmer,
zweimal, doch ferner thue ich's nicht.

(Die Verse 6—14 werden später in Verbindung mit
Kap. 42 in Betracht gezogen werden.)

Anhang.

Vom Behemoth und Leviathan. Kap. 40, 15—41, 26.

Kap. 40, 15.

Das Flußpferd, sieh, das ich geschaffen
wie Dich, gleich Kindern frist es Gras.

Doch sieh die Stärke seiner Lenden
und seiner Leibesmuskeln Kraft.

Es beugt den Schwanz, den cedern gleichen,¹⁾
der Schenkel Sehnen kreuzen sich.

Die Glieder gleichen ehr'nen Röhren
und Eisenstäben sein Gebein.

Ein Erstling ist's von Gottes Werken,
sein Schöpfer nur bringt ihm den Tod.²⁾

¹⁾ Der Vergleichungspunkt liegt nicht allein in der steif herabhängenden Richtung der Cedernäste, sondern in ihrer Befestigung mit Nadeln, wie der nackte und im Verhältniß zu der plumpen Größe des Thieres unbedeutende Schwanz des Flußpferdes mit Borsten.

²⁾ Den Tod — wörtlich: sein Schwert, d. h. das Schwert, das allein fähig ist, es umzubringen. Doch Andere verstehen unter „seinem Schwert“ die scharfen, langen und etwas gekrümmten Schneidezähne des Flußpferdes, womit es Gras und Getreide niedermäht; dann ließen sich die Verse 19 und 20 mit einigen kleinen Textverbesserungen übersetzen:

Ein Erstling ist's von Gottes Werken,
geschaffen, daß, bringt es sein Schwert,
So tragen ihm die Berge Futter;
doch insgesammt spielt dort des Feld's Gethier.

- 20 Doch Berge sind es, die es nähren,
 es spielt da jedes Thier des Feld's.
 Da ruht es unter Lotosbüschen,
 im Binsemdickicht und im Sumpf.
 Ihm flicht der Lotosbusch den Schatten,
 des Baches Weiden stehn herum.
 Sieh, drängt der Strom, es wird nicht weichen,
 fest steht's, flöß auch ein Jordan ihm in's Maul.
 Wird man, von ihm bemerkt, es fangen?
 den Strick ihm durch die Rüstern ziehn?
- 25 Das Krokodil hebst Du wohl an der Angel?
 und heftest ihm die Zunge mit der Schnur?
 Ziehst einen Binsestrick ihm durch die Nase,
 durchborest ihm die Backen mit dem Ring?
 Mit vielen Worten wird es zu dir flehen,
 und mit Dir reden schmeichlerisch?
 Bis den Vertrag es mit Dir schließet,
 daß es Dir Knecht sei immerdar?
 Wird's, wie ein Vögelchen, Dir dann zum Spielzeug
 und bringst Du Deinem Mädchen es am Band?
- 30 Wird wohl darum gehandelt unter Freunden,
 nimmt unter Krämern sich ein jeder seinen Theil?
 Willst Du mit Pfeilen seine Haut bedecken,
 den Fischerhaken werfen ihm an Kopf?
 Leg' einmal Hand an ihn — so rüste Dich zum Streite,
 thu's aber nicht zum zweitenmal.

Kap. 41.

Es wartet Dir — jedoch vergebens;
 reicht ja sein Anblick hin, daß man erliegt.
 So keck ist keiner, der's zu reizen wagte,
 und wer nun wollte mich besteh'n?
 Wer kam zuvor mir, daß ich's müßt' vergelten?
 Mein ist, was unter allen Himmeln ist.

- Nicht darf stillschweigend übergeh'n ich seine Glieder,
 noch seiner Kräfte Art, die Stärke¹⁾ seines Bau's.
- 5 Wer hat ihm aufgedeckt des Kleides auß're Hülle,
 der Zähne Doppelreih'n — wer wagte sich hinein?
 Wer sperrte je ihm auf des Angesichtes Thore,
 wo rings um sein Gebiß der Schreck gelagert ist?
 Sich brüsten darf es wohl mit seiner Schilde Reihen,
 umschlossen ist's damit, sein Siegel haftet fest.
 So nahe liegen sie der eine an dem andern,
 daß zwischen sie hindurch kein Lüftchen dringen kann.
 An seinen Nachbar schließt sich jeder eng zusammen,
 sie halten sich gefaßt und lassen sich nicht los.
- 10 Es blitzt sein Nießen Licht, der Morgenröthe Strahlen
 kommt seiner Augen Leuchten gleich.
 Aus seinem Rachen fahren Flammen!
 und Feuerfunken sprüh'n umher.
 Es qualmt der Rauch aus seinen Nüstern,
 gleich wie ein Hafen oder Kessel dampft.
 Sein Odem sprüht entflammte Kohlen,
 die Flamme bringt aus seinem Maul.
 Kraft lagert sich auf seinem Nacken,
 Besorgniß hüpfet vor ihm her.
- 15 Fest sitzen seines Fleisches Wampen,
 wie festgegossen wankt es nicht.
 Dem Felsen gleicht sein Herz an Härte,
 ist wie der unt're Mühlstein fest.
 Erhebt es sich, es zittern Helden,
 aus Angst verfehlen sie den Weg.
 Trifft es ein Schwert, wird's vor ihm nicht bestehen,
 noch Lanze, Pfeil und Wurfgeschloß.
 Es achtet nur für Stroh das Eisen,
 das Erz gilt ihm als morsches Holz.
- 20 Nicht scheucht es fort der Sohn des Bogens,
 der Schleuderstein wird ihm zur Spreu,

¹⁾ Stärke nach der syrischen Uebersetzung; das hebräische Wort ist sinnlos und verschrieben.

Als dürrer Halm gilt ihm die Keule,
 der Schwung des Speers regt seinen Spott.
 Am Leibe sitzen scharfe Scherben,
 gleich Dreischerschlitten drückt's den Schlamm.¹⁾
 Es wallt die Tiefe wie im Kochtopf,
 zum Salbentessel wird das Meer.²⁾
 Es leuchten hinter ihm die Pfade,
 wie Silberhaar das Wasser glänzt.
 25 Nicht ist auf Erden, der es meist're,
 erschaffen ist es ohne Furcht.
 Es schaut herab auf alles Hohe
 als aller stolzen Thiere Fürst.

Daß in dieser Rede Gottes, in welcher dem fürwitzigen Tadler der göttlichen Weltregierung die schöpferische Kraft und Weisheit, sowie die väterliche Fürsorge Gottes in seinem Haus und seinem Haushalt gegenüber der menschlichen Ohnmacht und geistigen Beschränktheit zum lebendigen Bewußtsein gebracht werden sollen, der in dem Buche Hiob waltende Dichtergeist seine schönsten Triumphe feiere, darüber ist seit den frühesten Zeiten wohl nur eine Meinung gewesen. Die Spruchpoesie, die in den Reden zwischen Hiob und seinen Freunden vorherrschte und dem an und für sich abstracten und trockenen Thema des Buches Reiz und Farbe verlieh, wechselt hier ab mit einer Naturpoesie, die nicht einfach beschreibt und schildert, sondern dadurch, daß der Dichter Dinge in Personen umsetzt, die menschenähnlich wohnen und sich bewegen, der Naturschilderung Leben und Handlung leiht und das Walten Gottes in der Natur und ihren Erscheinungen durch diese Beziehung auf menschliches Schaffen und Wirken um so unfaßbarer, unbegreiflicher und erhabener erscheinen läßt. Durch Erschaffung der Erde gründet Gott sich und allen auf ihr lebenden Geschöpfen ein Haus; wo ist aber der Grund, in den seine Fundamente gelegt, sein Eckstein eingesetzt, seine Pfeiler und Stüßbalken aufgestellt wurden? Das

¹⁾ Die spitzen Schilde an seinem Bauche gleichen den scharfen Scherben und Feuersteinen, mit welchen man die Dreschwalzen verjah. Wo es gelegen hat, ist daher sein Abdruck im Schlamm wie der eines Dreschschlittens.

²⁾ Wenn es schnell fortschreitet, bringt es das Wasser in Wallung wie in einem siedenden Topf und macht es so trübe wie das Wasser in einem Kessel, in welchem Salben gekocht werden. Meer wird zuweilen auch der Nil genannt, Jes. 19, 5. Neh. 3, 8.

Meer ist ein Riesenkind, seine Windeln die Wolken, und kaum geboren hätte es in seinem wilden Ungestüm jenen Prachtbau überfluthet und begraben, wenn nicht das Allmachtswort des Baumeisters seinem Troze Halt geboten und eine Schranke gesetzt hätte, die es noch jetzt mit all seinem Stürmen nicht durchbrechen kann. Die Morgenröthe lüftet, wenn es wieder Tag wird, die Decke der schlafenden Erde und schüttelt das Ungezieser ab, das nur im Finstern sein Wesen treibt. Das Meer hat seine unbekanntenen Quellen, die Unterwelt ihre unsichtbaren Thore, Licht und Finsterniß haben beide ihre gesonderten Wohnungen, deren Zugang nur Gott bekannt ist. Die Strahlen des Lichtes, die Ströme des Regens, Winde und Blitze vertheilen sich in bestimmten Bahnen, zerstreuen sich nach verschiedenen Seiten und wenn Gott ihrer bedarf, so stellen sie sich zu seinem Dienste ein. Auch die Gestirne des Himmels verfolgen nach seinem Geheiß ihre Bahn und die Wolken stellen sich zusammen in bedeutungsvolle Zeichen und Gebilde. — Wird denn der Mensch, der alle diese wunderbaren Erscheinungen der göttlichen Welteinrichtung, die fort und fort sich vor seinen Augen abspielen, nicht einmal begreift, geschweige denn Aehnliches vermag, sich in Weisheit und Macht mit seinem Schöpfer messen und das Thun Gottes seinem Tadel unterwerfen dürfen, als verstünde er es besser?

Wo möglich noch glänzender bewährt sich die dichterische Weihe des Verfassers, wenn er die Vorsorge des göttlichen Hausvaters auch für solche seiner Geschöpfe schildert, die ohne menschliche Pflege, aber auch frei von menschlicher Dienstbarkeit, im Dunkel der Wälder, auf unzugänglichen Klippen, in unwirthbaren Steppen der arabischen Halbinsel oder des afrikanischen Festlandes leben, für Löwen und Steinböcke, für wilde Ochsen und Esel, für Strauße und Raubvögel; nur das mit Vorliebe und prachtvoll geschilderte ägyptische Kriegsroß tritt aus dieser Klasse der in Wildniß lebenden Thiere heraus, und die redselige Beschreibung der beiden Wunderthiere Aegyptens, des Nilpferdes und Krokodils, die wir oben als „Anhang“ bezeichnet haben, rührt unzweifelhaft von einem andern, schwächeren Dichter her, dessen Nachtrag noch dazu an ganz unpassender Stelle eingeschaltet ist.¹⁾

Je mehr sich aber die Phantasie an diesem Glanze dichterischen Talentes ergötzt, desto näher liegt die Gefahr, daß das nüchterne kritische Urtheil dadurch geblendet die Frage aus dem

¹⁾ Diese Einschaltung scheint Kapitel 41, in den Versen 22—24, selbst noch eine Erweiterung von späterer Hand erlitten zu haben, wie denn auch Kapitel 40, 14 kaum ursprünglich sein mag.

Auge verliere, auf die es uns hier doch zunächst ankommt. Bringen nämlich diese Reden Gottes, wie es denn offenbar ihr Zweck ist, die Lösung, welche in den Gesprächen zwischen Hiob und seinen Freunden umsonst angestrebt worden war? Wird Hiob über die Motive aufgeklärt, die Gott vermochten, ihm den bitteren Leidenskelch zu reichen, den er auch bis auf die Hefen ausgeleert hat? Wird ihm wenigstens die so heiß ersehnte Genugthung, daß, nicht, wie seine Freunde voraussetzten, Gottesvergessenheit oder unrechtmäßiger Gütererwerb, Uebermuth im Glück, Härte und Lieblosigkeit gegen seine ärmeren Mitbrüder oder andere Vergehen dieser Art Gottes Unwillen erregt und seine Strafen ihm zugezogen haben? Und wird er gegen solche grundlose Verdächtigungen kräftig in Schutz genommen? Rechtfertigt Gott, den für seinen Ankläger selbst so peinlichen Vorwurf so vieler Ungerechtigkeiten, die an Einzelnen und ganzen Gesellschaftsklassen verübt und unbestraft bleiben, als kümmere sich der höchste Gesetzgeber und Richter der Welt nicht darum und sanctionire sie gleichsam durch ihre Zulassung?

Auf alle diese Fragen, die doch das Hauptinteresse und den Angelpunkt bildeten, um den sich der Streit drehte, ertheilt Gott keine Antwort. Durch eine lange Reihe mit Ironie reichlich verfeilter Fragen wird Hiob zu dem Geständniß gedrängt: es gebe in der Art, wie Gott die Welt eingerichtet habe und fortwährend erhalte, Räthsel, die kein menschlicher Verstand je begreifen könne, die aber für die unendliche Macht und Weisheit ihres Urhebers ein unwidersprechliches Zeugniß ablegen. Es sei daher ein sträflicher Fürwitz, wenn der schwache kurz-sichtige Mensch Gottes Thun und Wirken in Frage stellen oder gar ihn deshalb tadeln wolle. Es ist dies nun freilich auch eine Antwort auf Hiobs Zweifel und Klagen. Sie lautet dahin: Der Mensch enthalte sich aller müßigen Speculation über Gott und seine Weltregierung. Es sind dies Dinge, die seine Fassungskraft übersteigen. Er lege die Hand auf seinen Mund und beuge sich in demüthiger Ergebung vor dem Unerforschlichen.

Ist nun dies etwas Anderes, als schon das 28. Kapitel von der göttlichen und menschlichen Weisheit gelehrt hat? Wird damit nicht gleichfalls erklärt, daß es Erkenntnisse gebe, die Gott gleichsam sich selbst vorbehalten habe, zu welchen aber der Mensch in seiner Beschränktheit niemals durchdringen werde? daß also die ihm allein zukommende Weisheit nur darin bestehen könne, Gott zu fürchten und das Böse zu meiden? Hieraus ergibt sich nun aber die weitere Folgerung, daß wenn Hiob, nach dem Zusammenhang, in welchen das 28. Kapitel gesetzt ist, selbst schon

zu dieser Einsicht gelangt ist und sie schließlich zur Beilegung ihres Streites den Freunden vorgetragen hat, die in den Reden Gottes ihm ertheilte Zurechtweisung zu spät kommt und eines das andere überflüssig macht. Daher haben wir schon früher die Vermuthung ausgesprochen, die Reden Gottes und jenes 28. Kapitel seien unabhängig von einander entstanden, vom Redactor des Buches aber beide aufgenommen und ohne Rücksicht auf die Störung, die dadurch in die Deconomie der Dichtung gebracht wurde, dem Buche einverleibt worden. Beachtet man nun ferner, daß das 28. Kapitel zusammenhangslos und nur durch eine befremdliche Partikel an das Frühere angeknüpft erscheint, die Reden Gottes dagegen durch eine Ueberschrift in den Zusammenhang des Gedichtes eingefügt werden, so liegt die Vermuthung nahe, daß diese Letzteren ursprünglich bestimmt waren, im Anschluß an die Schlußrede Hiobs (Kap. 31) den vorangehenden Streit durch ein göttliches Machtwort zu beendigen und das Kapitel 28, welches indirect dieselbe Lösung bringt, erst nachher noch eingeschaltet wurde. Wie es sich mit den „Reden Elihus“ verhält, welche den vorausgesetzten Zusammenhang von Kapitel 31 mit Kapitel 38—40 unterbrechen, werden wir später untersuchen.

Doch mehr als diese Fragen über das gegenseitige Verhältniß jener Kapitel zu einander muß uns, im Interesse des dem ganzen Gedichte zu Grunde liegenden Hauptgedankens und des Zweckes seiner Abfassung, eine andere Frage in Anspruch nehmen, nämlich diese: ob die, sowohl in den Reden Gottes, als im 28. Kapitel, übereinstimmend ausgesprochene Verurtheilung aller Speculation in göttlichen Dingen, wodurch das im Vorhergehenden aufgeworfene Problem nicht sowohl gelöst, als niedergeschlagen wird, wirklich in dem Sinne und der Absicht des Verfassers der „Reden Hiobs“ gelegen habe? In diesem Falle hätte der Dichter in sechszehn mehr und weniger langen Wechselreden und mehreren Monologen die Freunde sich darüber streiten lassen, ob Hiob an seinem Unglück schuldig oder unschuldig sei und ob die herkömmliche Theorie von den menschlichen Leiden als Strafen für die Gottlosen und Zuchtmittel für die Frommen sich an Hiobs Schicksal erweise oder durch dasselbe umgestoßen werde, um zuletzt durch Gottes Dazwischenkunft erklären zu lassen, daß alles Grübeln und Streiten über Gottes geheime, nur ihm bekannte und von ihm erkennbare Rathschlüsse fürwählig und nutzlos sei; dem Menschen komme nur zu, zu schweigen und sich ergebungsvoll zu unterwerfen. Der Unwahrscheinlichkeit, daß der Dichter soviel Mühe und Worte verschwendet habe, um schließlich zu einem so wenig be-

friedigenden, alles vorher Gesagte in Nichts auflösenden Ergebniß zu gelangen, kommen nun noch folgende besondere Gründe zu Hülfe, welche gegen eine solche Voraussetzung gerechte Bedenken erregen.

In seiner Antwort auf Bildads erste Rede (Kap. 3) hat Hiob erklärt: Mit einem ihm an Wissen, Macht und Kunst der Rede so unendlich überlegenen Gegner, wie Gott, sich in einen Streit einzulassen, um gegen ihn sein gutes Recht zu behaupten, wäre ein Unterfangen, dessen Nutzlosigkeit und Gefährlichkeit sich ja von selbst verstünde. Gott könnte ihm tausend Fragen vorlegen, von denen er ihm auch nicht eine zu beantworten vermöchte (Vers 2). Ja, er könnte ihn mit Fragen so verwirren, daß er sogar wider besseres Wissen sich selber als schuldig bekennen müßte (V. 20). Wird nun ein und derselbe Schriftsteller Gott in seinen Reden mit Waffen streiten lassen, die er vorher durch seinen Gegner von vornherein als ungleiche zurückweisen ließ? Denn geschieht jetzt in jenen Reden Gottes nicht gerade dasjenige, wogegen sich Hiob so angelegentlich verwahrt hatte? Mit tausend für ihn unbeantwortbaren Fragen wird er von Gott bestürmt und endlich zu dem Selbstbekenntnisse gedrängt, daß er unverständiger Weise durch bloßen Fürwitz sich zum Tadel über Gottes Weltregierung habe hinreißen lassen.

Dazu kommt nun noch Folgendes. Alle die Fragen, welche Hiob vorgelegt werden, verfolgen ein und dasselbe Ziel. Sie sollen in ihm das Bewußtsein wecken, daß es in der Einrichtung sowohl der unbelebten als belebten Welt Dinge gebe, die ebenso sehr für die unendliche Macht und Weisheit ihres göttlichen Urhebers, als für das menschliche Unvermögen, sie zu begreifen und zu erklären, Beweis und Zeugniß ablegen. Hat aber Hiob früher diese unbegreifliche Macht und Weisheit Gottes in Zweifel gezogen und bedarf er darüber erst noch aufgeklärt zu werden? Hat er doch gerade diese Eigenschaften Gottes, wenn seine Freunde ihn auf sie verweisen wollten, als selbstverständlich, jedem Verständigen und auf die wunderbaren Werke seiner Schöpfung Aufmerkamen sich von selbst aufdrängend dargestellt (Kap. 12, 7 ff.). Er hat sie nicht bloß freiwillig anerkannt, sondern sie noch in seiner Antwort an Bildad (Kap. 26) mit begeisterten Worten hervorgehoben und gepriesen. Während er also Belehrungen hierüber, die ihm seine Freunde geben wollten, als ihm längst bekannt, als überflüssig und ihn langweilend mit Hohn zurückgewiesen hat, soll nun der Dichter zum Schlusse Gott persönlich auf den Kampfplatz gebracht haben, um ihm Wahrheiten in Erinnerung zu bringen, deren Ablängnung

ihm nie in den Sinn gekommen ist? Die einzige Aufklärung, die Hiob von Gott verlangte und weshalb er eine persönliche Auseinandersetzung mit ihm so sehnlich herbeiwünschte, war eine Antwort auf die Frage, warum Gott auf einmal aus einem Freund und wohlwollenden Beschützer sein erbitterter Feind und Verfolger geworden sei, und ob er, wie seine Freunde behaupteten, sich dies herbe Schicksal durch eigene Schuld und durch welche zugezogen habe? Würde Gott nicht umgeben von den Schrecken seiner Majestät, sondern auf dem Fuße der Gleichheit seine Rechtfertigung anhören, so bezeugt ihm sein reines Gewissen, daß er aus diesem Verhöre frei von Schuld und gerechtfertigt als Sieger hervorgehen würde (Kap. 13, 18. 19; 23, 3—7). Allein er weiß, daß dieser Wunsch ein vergeblicher ist. Wie sollte der mit einem irdischen Leib behaftete Menscheng Geist mit dem immateriellen, unsichtbaren Gott in persönliche Berührung kommen (Kap. 9, 11; 23, 8)? Erst nach der Trennung von Seele und Leib, nach seinem Tode, wird er Gott mit geistigen Augen schauen (Kap. 19, 25); dann wird aber auch seine Rechtfertigung und die Beschämung und Bestrafung seiner verblendeten Ankläger nicht auf sich warten lassen. Des ungeachtet erscheint nun Gott doch noch auf dem Kampfplatze und zwar unter dem, von dem Verfasser sonst streng und absichtlich vermiedenen Namen des jüdischen Nationalgottes Jahve, nicht um Hiobs Zweifel zu lösen und ihm auf obige Fragen eine beruhigende Antwort zu geben, sondern um ihn durch Hinweisung auf seine, von ihm nie bestrittene, alle menschliche Fassungskraft übersteigende Macht und Weisheit zur Ruhe zu weisen und von allem weiteren Forschen und Fragen über Gottes verborgene Wege abzuhalten. Ist es nun wahrscheinlich, daß ein Schriftsteller, der sich alle Mühe gegeben hat, durch Hiobs Schicksal und seinen siegreichen Widerspruch dem Vorurtheil seiner Landsleute, als ob jeder Unglückliche nothwendig auch ein Sünder und je größer sein Unglück, desto größer auch seine Schuld sein müsse, entgegen zu treten, dann später, wenn Gott selbst die Entscheidung bringen und erklären soll, auf welcher Seite das Recht, auf welcher das Unrecht sei, den Hauptzweck seiner Schrift so ganz aus den Augen verloren, sein mühsam construirtes dialektisches Bauwerk selbst wieder zerstört und die bereits gewonnene Helle in dieser dunklen Frage in eitel Dunst und Nebel aufgelöst haben sollte?

Dagegen wird man sich nicht wundern, wenn ein anderer, hochbegabter Dichter, der zunächst nur diejenigen Theile der Reden Hiobs in's Auge faßte, in welchen er durch seine hart-

nächigen Opponenten in's Extrem getrieben, eine rein pessimistische Weltanschauung entwickelt (Kap. 21 und 24), sich berufen fühlte, dem fecken Zweifler im Namen Gottes ein Halt! zuzurufen und ihn von dem Betreten eines Gebietes abzuschrecken, welches unsern, nie das große Ganze überschauenden Blicken ewig verborgen bleiben wird.

Durch die Rede Gottes wäre nun allerdings dem durch Hiobs Vormürfe gegen die göttliche Weltregierung schwer verletzten religiösen Gefühl eine Genugthuung geworden, und durch das offene Geständniß seiner frevelhaften Anmaßung und sein Versprechen, hinfort zu schweigen, hätte Hiob selbst sich in den Augen des frommen Lesers rehabilitirt. Aber ein späterer Forscher, der sich Hiob und seinen Freunden als ebenbürtiger „Weiser“ an die Seite stellt, scheint daran Anstoß genommen zu haben, daß es nöthig schien, Gott in Person aufzutreten und durch ein Machtwort den Streit beilegen zu lassen, als ob es nicht möglich wäre, durch bloße Vernunftgründe Hiobs Zweifel zu lösen und Gott gegen seine Anklagen zu rechtfertigen. Um diese Möglichkeit darzuthun, übernimmt er die Rolle eines vierten Gegenredners, der nur aus Bescheidenheit bisher geschwiegen habe, um älteren und erfahreneren Leuten nicht das Wort vorweg zu nehmen. Seiner Absicht nach sollten also wohl seine Reden die Erscheinung Gottes unnöthig machen; allein der Redactor des Buches wollte die Reden Gottes nicht missen: er ließ sie also stehen, setzte sie aber nach den Reden dieses neuen Antagonisten Hiobs, damit Gott das letzte Wort behalte.

Dieser neue Kämpfer für die Ehre Gottes wird unter dem Namen Eliku, Sohn Barachels, eingeführt und stammt aus einer der Heimath Hiobs benachbarten Provinz Bus. Uz, das Vaterland Hiobs (Kap. 1, 1) und Bus, die Heimath Elikus, erscheinen 1. Mose 22, 21 als die Namen zweier Söhne Nahors, des Bruders Abrahams, d. h. sie waren Stammväter aus der Zahl jener Hebräer, welche nicht in Canaan einwanderten, sondern in Mesopotamien zurückblieben. Man darf aber nicht übersehen, daß dieser Eliku weder im Anfange unseres Buches, wo die den Hiob besuchenden Freunde aufgezählt werden (2, 4) noch am Ende, wo neben Eliphas nur die zwei andern Freunde genannt sind, weiter erwähnt wird (42, 7). Auch kann man diese Reden Elikus, welche in vier Abschnitten von Kap. 32—37 ohne Erwiderung von Seiten Hiobs fortlaufen, aus dem Complex der übrigen Schrift herausnehmen, ohne daß dadurch in der Ordnung des Ganzen die geringste Störung entstünde. Viel-

mehr schiene es natürlicher, wenn die Rede Gottes ohne diese Zwischenhandlung unmittelbar auf die Schlußrede Hiobs (Kap. 31) folgen würde.

Es fragt sich nun, ob dieser Elihu wirklich, wie er sich schmeichelt, die Lösung des Problems bringt, die zu finden die bisherigen Redner sich umsonst bemüht haben, und worin dieselbe besteht. Eingeführt wird er in die Handlung des Gedichts durch folgende in Prosa verfaßte Einleitung, die sein unerwartetes Auftreten rechtfertigt.

3. Die Reden Elihus.

Kap. 32, 1—5.

Und es hörten auf jene drei Männer, dem Hiob zu antworten, weil er sich selber gerecht erschien. Da entbrannte der Zorn Elihus, des Sohnes Barachels, des Busiten, aus dem Geschlechte Ram. Ueber Hiob entbrannte sein Zorn, weil er sich selbst gerecht sprach vor Gott; und über die drei Freunde entbrannte sein Zorn, weil sie keine Antwort fanden, den Hiob zu verurtheilen. Es hatte aber Elihu gewartet, Hiob mit Worten zu widerlegen,¹⁾ weil sie älter waren an Jahren als er. Es sah aber Elihu, daß keine Antwort mehr war im Munde der drei Männer, und so war sein Zorn entbrannt. Und es hub an Elihu, der Sohn Barachels, der Busite, und sprach:

Der jüngste bin ich zwar an Jahren,
Ihr überragt an Alter mich.
So hielt denn Scheu mich ab und Zagen,
Euch, was ich mußte, kund zu thun.
Ich dachte: Laß das Alter sprechen,
der Jahre Fülle spende Rath.
Jedoch es ist der Geist im Menschen,
der Geist von Gott, der Weisheit gibt.
Nicht hochbetagte nur sind weise,
was recht ist, wissen nicht bloß Alte.

¹⁾ Widerlegen — dieser Infinitiv muß aus dem Text durch ein Versehen ausgefallen sein und wird hier ergänzt.

- 10 Darum so sag' ich: hört mich jetzt!
 Verkünden will auch ich nun was ich weiß.
 Denn sieh', ich harrte Eurer Reden,
 auf eure Einsicht lauschte ich,
 Bis eine Antwort Ihr gefunden,
 Und hatte sorgsam Eurer Acht.
 Doch siehe, Keiner strafte Hiob,
 von euch antwortet Keiner ihm.
 Daß Ihr nur nicht zuletzt noch sprecht:
 Gott widerleg' ihn, nicht ein Mensch!
 Doch nicht mit mir stritt er mit Worten,
 und nicht was ihr sprach, sag ich ihm.
 Da wissen sie verblüßt nicht Antwort
 und abgeschnitten stockt das Wort!
- 15 Soll ich nun warten, da sie schweigen
 und weil sie ohne Antwort steh'n?
 Auch ich will nun mein Theil entgegenen,
 auch ich will sagen was ich weiß.
 Denn angefüllt bin ich mit Reden,
 und in mir wird's zu eng dem Geist.
 Wie eingeschloss'ner Most gährt's in mir,
 wie neue Schläuche, die da bersten.
- 20 Ja, reden muß ich, Luft bekommen,
 will öffnen meinen Mund. Erwidre!
 Fern sei es, daß Partei ich nähme,
 daß einem ich zu schmeicheln suchte.
 Denn nicht versteh' ich mich auf's Schmeicheln,
 sonst raffte Gott mich selbst hinweg.¹⁾

Es ist dies nur der Prolog zu den folgenden Reden und aus ihm hat allem Anscheine nach der Redactor des Buchs den Stoff zu der vorangehenden prosaischen Einleitung entlehnt, die diesen Redner in den Kreis der bisher aufgetretenen Kämpfer einführt. Elibu erklärt und entschuldigt zugleich sein bis jetzt

¹⁾ Wie es Hiob Kap. 13, 8—11 solchen parteiischen Advocaten Gottes angebroht hatte.

beobachtetes Stillschweigen. Dem Leser wird aber damit zu verstehen gegeben, daß er sich Elihu, obgleich früher nicht erwähnt, doch von Anfang an bei dem bisher Verhandelten als schweigenden Zuhörer anwesend zu denken habe. Aus jugendlicher Scheu hat er den drei andern Freunden, als den älteren, erfahreneren, den Vortritt im Reden gelassen. Da er aber bemerkt hat, daß diese nichts Gescheites mehr vorzubringen wissen und vor Hiob verstummt sind, als wäre in ihm die Weisheit in Person erschienen und als ob kein Mensch, sondern nur Gott allein ihn zu widerlegen vermöchte, so will er nun mit seiner Weisheit nicht länger zurückhalten. Mit ihm hat es Hiob noch nicht versucht, und was er jetzt gegen ihn vorbringen will, wird nicht dasselbe sein, was jene alten Schwärzer bis jetzt erfolglos dem Zweifler und Bekämpfer der göttlichen Gerechtigkeit entgegnet haben. Hiob möge sich also auf neue Argumente gefaßt machen, die er gegen ihn in's Feld führen wird — als handle es sich in diesen tiefsten, die heiligsten Interessen der Menschheit, und zwar der leidenden Menschheit, in Frage stellenden Reden Hiobs nur um einen gewöhnlichen Schulstreit und rednerischen Wettkampf, wo dem gewandtesten Dialektiker und mundfertigsten Redner der Sieg über seine Opponenten zu Theil wird.

Uebrigens geht Elihu bei all der selbstgefälligen Hervorhebung seiner Person doch von einer richtigen psychologischen Wahrnehmung aus. Das höhere Alter läßt allerdings, wie schon Hiob (Kap. 12, 12) bemerkt hatte, bei seinem Besitzer einen höheren Grad von Weisheit voraussetzen. Die größere Summe von Lebenserfahrungen und eine längere Übung hat das verständige Urtheil bereichert und vertieft, den Nebel jugendlicher Illusionen zerstreut, den Sturm der Leidenschaften gedämpft, hat vorsichtig und behutsam gemacht und verleiht so dem dafür empfänglichen Menschen jene Weisheit, die nach dem weiten und daher unbestimmten Sprachgebrauch der antiken Welt oft nichts weiter bedeutet, als Klugheit, Besonnenheit, Geschicklichkeit. Es gibt aber unabhängig vom Lebensalter im menschlichen Geiste Kräfte und Triebe, die ihn gewissermaßen instinktmäßig erkennen lassen, was recht und gut, was wahr und schön ist, und die ihn antreiben, das Erkannte auch in Wort und Werk zum Besten seiner Mitmenschen zu offenbaren und Anderen mitzutheilen. Es sind dies die schaffenden Kräfte, welche Propheten und Redner, Dichter und Denker, Künstler und Techniker, Helden und Staatslenker erzeugen, die der Hebräer als unmittelbar vom Geiste Gottes beseelte und getriebene Werkzeuge seines Willens zu be-

trachten pflegte. Einem solchen Impulse ist nach Kapitel 20, 2 schon Johpar gefolgt und ihm gehorcht nun auch Elishu, wenn er, nach seiner Versicherung, sich nicht länger enthalten kann, den Verirrungen und Fehlschlüssen Hiobs gegenüber, der Wahrheit Zeugniß zu geben und ihr soviel an ihm zum Siege zu verhelfen.

Nach diesen einleitenden Worten beginnt nun erst die verheißene Beweisführung, die, weil sie ohne Erwiderung und Widerlegung bleibt, in der Meinung und nach den Absichten ihres Verfassers als eine siegreiche und abschließende, also auch die folgenden Reden Gottes überflüssig machende und ausschließende, betrachtet werden soll.

Die erste Rede Elishu's.

Kap. 33.

Doch hör' nun, Hiob, meine Worte
und was ich sage fass' in's Ohr.

Sieh, meinen Mund hab' ich geöffnet,
im Gaumen spricht die Zunge mir.

Wahr geh'n vom Herzen mir die Worte
und was ich denke, spricht der Mund.

Auch mich hat Gottes Geist erschaffen,
der Allmacht Hauch belebet mich.¹⁾

5 Wenn Du es kannst, so gib mir Antwort,
rüst' Dich zum Kampf und stelle Dich.

Denn sieh, vor Gott bin ich Dir ähnlich,
dem Lehm entnommen, bin auch ich.

Vor mir wird Dich kein Bangen schrecken
und meine Hand liegt nicht auf Dir.

Erst noch sprachst Du vor meinen Ohren,
ein Wort, wie dies, hab' ich gehört:

„Rein bin ich und bin ohne Sünde,
bin lauter und bin ohne Schuld.

10 Doch findet Anlaß er zum Hader,
und achtet mich gleich seinem Feind,

¹⁾ D. h. Ich bin nicht, wie Gott, unerschaffen, sondern gleich dir von Gott erschaffen und lebe nur durch ihn.

Legt in den Block mir meine Füße,
all' meine Schritte hütet er.“

Daß darin Du Dich irrst, will ich Dir zeigen,
dem Menschen ist ja Gott zu groß.

Warum mit ihm denn rechten wollen,
da er auf nichts ihm Antwort gibt?

Denn einmal pflegt wohl Gott zu reden,
und zweimal, wenn man's nicht gehört,

15 In Träumen und im Nachtgesichte,
wenn tiefer Schlaf auf Menschen liegt.

Wenn sie auf ihrem Lager schlummern,
da öffnet Gott der Menschen Ohr,

Und schließt hinein dann ihre Warnung
um sie von Sünden¹⁾ abzuwenden ,

und sie von Hochmuth zu befrei'n,

Daß er vom Tod ihr Leben rette,
sie nicht dem Speer entgegengeh'n.²⁾

Auch foltert Schmerz ihn auf dem Lager,
stets hat er mit den Gliedern Streit.

20 Mit Ekel sieht sein Geist die Speisen,
ihn widert selbst sein Leibgericht.

Sein Fleisch zehrt ab und wird unscheinbar,
man sieht, was man nicht sah, die Knochen.

So nähert sich dem Tod sein Leben,
den Todesmächten naht sein Geist.

Kann er nun einen Mittler finden,
nur einen von den tausend Engeln,

die an die Pflicht die Menschen mahnen,

Und es hat Gott mit ihm Erbarmen
und spricht: „Halt! er steig' nicht in's Grab,
ich habe Lösegeld empfangen.“

¹⁾ Von Sünden — die Uebersetzung folgt hier einer durch den Sinn gebotenen Textverbesserung.

²⁾ Dem Speer, d. i. dem Tode, der hier wohl als speerschleudern-der Todesengel gedacht ist; eine diesen Reden Elisha's eigene, auch 36, 12 wiederkehrende, Redensart.

- 25 Dann grünt er frisch, mehr noch als Jüngling,
 die Jugendzeit kehrt ihm zurück.
 Fleht er zu Gott, er wird begnadigt,
 sein Antlitz schauet er mit Jubel,
 Gott hat ihn wieder rein erklärt.
 Lobpreisend spricht er zu den Menschen:
 „Gesündigt hatt' ich. Was gerade,
 macht' krumm ich, doch vergalt er's nicht.
- 30 Mein Leben kauft er los vom Tode,
 mein Dasein freut sich noch des Lichts.“
 Sieh, dieses Alles thut die Gottheit
 am Menschen, wohl zu dreien malen,
 Die Seele zu befrei'n vom Tode,
 daß ihr des Lebens Sonne strahl'.
 Merk' auf, o Hiob, höre weiter,
 sei still, und laß fortfahren mich.
 Doch weißt Du Antwort, so erwidre,
 mich freut's ja, wenn Du Recht behältst.
 Wo nicht, so magst auf mich Du hören.
 Sei still, auf daß Du Weisheit hörst.

In den einleitenden Worten des vorigen Kapitels hat Elibu seinen älteren Mitkämpfern gegenüber nicht ohne Hohn sich die Aeußerung erlaubt: in ihrer Rathlosigkeit werden sie am Ende glauben, zu Hiobs Widerlegung bedürfe es der Einschreitung Gottes, da Menschen ihm doch nicht beikommen könnten. Hier höhnt er wiederum Hiob, daß er wiederholt Gott herbeigewünscht habe, um sich vor ihm zu rechtfertigen (z. B. Kap. 23, 3). Gott ist zu erhaben, als daß er dem Menschen auf seine Klagen Antwort gäbe und sich gegen ihn vertheidigte. Werde er sich dagegen an ihn, Elibu, wenden und seinen Gegengründen Gehör schenken, so stehe er da einem Menschen gleich ihm gegenüber, aus demselben Lehm gebildet wie er selbst, dessen Majestät ihn nicht einschüchtern, dessen Strafgewalt ihn nicht schrecken werde, wie dies Hiob von Gott befürchtet hatte (s. Kap. 9, 34, 13, 21). Wenn dergleichen Aeußerungen einerseits von jugendlicher Anmaßung und großer Selbstüberschätzung zeugen, so liegt darin andererseits ein unverkennbarer, wenn auch indirecter Tadel über denjenigen Theil der Dichtung, in welcher nun doch

Gott persönlich auftritt, um Hiob in die Schranken der Bescheidenheit und bußfertiger Ergebung in den unerforschlichen Willen Gottes zurückzuweisen. Berechtigt dies aber nicht zu der kritischen Folgerung, der Verfasser der Elyhureden habe zwar die „Reden Gottes“ (Kap. 38—41) bereits vorgefunden, dieselben aber unnöthig und sogar unschicklich gefunden, da es ihm möglich schien, Hiob durch bloße Vernunftgründe des Irrthums zu überführen?

Die Behauptung, daß Gott mit dem Menschen in keinen persönlichen Verkehr trete, schien nun aber im Widerspruch mit dem, was Elyphas (Kap. 4, 12 f.) von einer ihm zu Theil gewordenen nächtlichen Offenbarung berichtet hatte; und so räumt Elyhu ein, daß in einzelnen seltenen Fällen Gott sich allerdings in Nachtgesichten und bedeutsamen Träumen dem Menschen offenbare und ihnen auf diese Weise kund thue, was sie warnen und vom Bösen und dessen verderblichen Folgen abschrecken solle. Aber häufiger geschehe dies auf indirecte Weise, indem er ihm durch Krankheit und Todesgefahr eine Mahnung zukommen läßt. Auf dem Krankenlager fällt der Mensch vom Fleisch, magert ab bis seine bis dahin unter Fleisch und Fett verborgenen Knochen sichtbar werden, verliert alle Eßlust und der Tod steht ihm vor Augen. Aber durch beide Arten von Einwirkung verfolgt Gott dasselbe Ziel: er will den Sünder zur Besinnung bringen, daß er sich bessere und dann durch Gottes Gnade sein Leben sichere. Thut er dies, so findet er unter den Tausenden von Engeln leicht einen, der seine Thränen der Reue, seine Buße und seine Bitten um Verzeihung vor den Thron der Gnade trägt; und Gott läßt sich erbitten, erklärt, in der Befehrung des Sünders das Lösegeld für seinen Tod empfangen zu haben, und dann lebt der begnadigte Sünder wieder auf und wird gesunder und frischer als er in seiner Jugend gewesen ist.

In dieser Darstellung hat nun Elyhu zugleich angedeutet, wie Hiob sein gegenwärtiges Leiden aufzufassen habe. Wenn er sich in bitterem Groll gegen Gott beklagt: „obgleich ohne Schuld, behandelt mich Gott doch wie seinen Feind, legt in den Block meine Füße, achtet mißtrauisch auf jeden meiner Schritte“ (Kap. 13, 24, 27; 19, 11; 30, 21), so befindet er sich in einem groben Irrthum. Weit entfernt, daß seine Leiden ein Zeichen der Feindschaft Gottes, oder ein Akt despotischer Willkür und Laune wären, sind sie ein Ausfluß seiner Gnade und rettenden Liebe. Doch diese specielle Beziehung auf Hiob und seine gegenwärtige Lage muß in die Worte Elyhus erst hineingelegt oder aus ihnen gefolgert werden. Denn Elyhu führt nur

einen Schulstreit und bewegt sich in theoretischen Allgemeinheiten. Ueber den Zweck der menschlichen Leiden im göttlichen Weltplane wird er übrigens später noch einläßlicher zu reden kommen. Einstweilen geht sein Bemühen nur dahin, sich bei Hiob Gehör zu verschaffen. Nachdem einmal die These der Disputation aufgestellt ist, möge nun Hiob ruhig seine Beweisführung anhören und sie, wenn er es vermöge, bekämpfen und widerlegen.

Die zweite Rede Elyhu's.

Kap. 34. Und es begann Elyhu wieder und sprach:

- Vernehmt ihr Weisen meine Worte,
 ihr Klugen habet Acht auf mich!
 Es prüft das Ohr den Sinn der Reden,
 sowie der Gaumen Speisen prüft.¹⁾
 Was wahr sei, laßt uns untersuchen,
 erkennen, was da richtig sei.
- 5 Denn es sagt Hiob: „Schuldlos bin ich,
 doch Gott entziehet mir mein Recht.
 Mein eigen Recht soll ich verleugnen,
 unheilbar ist mein Pfeil, und ich bin ohne Schuld!“
 Gibt's wohl noch einen Mann, der so wie Hiob
 mit Hohn sich füllt, als ob es Wasser wär'?
 Der geht, sich Frevlern zu verbinden,
 mit Uebelthätern umgeh'n will?
 Dem Menschen, meint er, kann's nicht frommen,
 wenn er mit Gott in Freundschaft lebt!
- 10 D'rum hört mir zu, verständ'ge Männer.
 Von Gott ist ja das Böse ferne,
 von Unrecht bleibt die Allmacht frei.
 Sein Thun läßt er den Mann entgelten,
 ihn kommen, wo sein Weg hinführt.
 Nein, sicher handelt Gott nicht böse,
 das Recht krümmt der Allmächt'ge nicht.

¹⁾ Sprichwörtliche Rede aus 12, 11 wiederholt.

- Wer hat die Welt ihm übertragen,
 und wer den Erdkreis anvertraut?
 Würd' er nur an sich selber denken,
 zög' seinen Odem er zurück,
 15 Es stürbe alles Fleisch auf einmal,
 die Menschen würden wieder Staub.
 Doch merke Dir und hör' auf dieses,
 und acht' auf meiner Worte Laut.
 Ein Feind des Rechts — kann der regieren?
 Verdammen willst Du den, der Macht
 mit der Gerechtigkeit vereinigt?
 Der Könige als Schurken zeichnet
 und Edelleute Frevler nennt?
 Der nicht Partei nimmt für die Fürsten,
 nicht Reiche über Arme stellt?
 Denn seiner Hände Werk sind Alle.
 20 Sie sterben plötzlich über Nacht;
 Vertrieben werden Völker, schwinden,
 Gewaltige entfernt man leichter Hand.

- Sein Blick ruht auf des Menschen Wandel,
 all' seine Schritte schauet er.
 Da hilft nicht Finsterniß, noch Dunkel,
 daß Uebelthäter sich verbürgen.
 Nicht zweimal blickt er nach dem Menschen,
 daß einer mit ihm rechten könnt'.
 Gewalt'ge schlägt er ohne Prüfung,
 setzt Andere an ihren Platz;
 25 Denn er durchschaut wohl ihre Thaten,
 stürzt und zermalmt sie über Nacht.
 Er züchtigt sie gleich andern Frevlern,
 daß Jedermann es sehen kann.
 Denn von ihm waren sie gewichen,
 nicht hielten sie an seinem Weg,
 So daß zu ihm der Armen Jammer
 Der Hülfesruf des Glends drang.

„Er bleibet doch auch still — wer könnt' ihn dann aufregen? —
 verbirgt sein Angesicht ¹⁾ — wer könnt' ihn dann wohl sehn? —
 gleichviel, ob es ein Volk, ob es nur Einer sei,
 30 ob ein ruchloser Mensch die Königsherrschaft führe,
 ob auch ein ganzes Volk in Schlingen sich verirrete.“
 Ja, sprach man denn zu Gott: „Ich büße,
 nicht länger will ich Böses thun?
 Zeig' mir, wohin mein Blick nicht reicht,
 Hab' ich gefehlt, ich thu's nicht mehr?“
 Soll er nach Deinem Sinn vergelten?
 Du tadelst ja, und möchtest selbst statt mir bestimmen.
 Wohlان, so sage was Du weißt.
 Verständ'ge Männer werden sagen,
 es spricht der Weise, der mich hört:
 35 Es redet Hiob nicht mit Einsicht,
 und seine Worte sind nicht klug.
 O wollte man doch Hiob prüfen,
 recht gründlich, seiner Reden wegen,
 nach Art der Bösen spricht er ja.
 Sonst macht er noch aus Uebel ärger,
 höhnt uns und redet weiter wider Gott.

Wir haben schon zu den Eingangsworten der zweiten Rede Bildads (Kap. 18) die Bemerkung gemacht, daß das Gespräch, welches nach der dichterischen Anlage des Buchs nur zwischen Hiob und seinen drei Freunden geführt wird, dort eher den Charakter eines im Schoße einer Versammlung von Gelehrten oder Weltweisen stattfindenden Schulstreites annehme. Wenn nun irgend eine Stelle geeignet ist, die Vermuthung zu unterstützen, daß das Buch Hiob überhaupt aus den Verhandlungen solcher Gelehrtenitzungen, wie sie auch bei den Arabern üblich waren, hervorgegangen sei, so sind es die Worte, mit welchen Elisha diesen, seinen zweiten Vortrag eröffnet. Denn in demselben fordert er, als spräche er im Kreise einer Versammlung,

¹⁾ Er will nicht sehen, läßt es unbeachtet, verbirgt sein Angesicht vor dem Walten eines 'ruchlosen Wüthrichs, wie vor den Schlingen des Verderbens, in welchen sich ein Volk verfangen hat und läßt beides geschehen. Es sind dies Worte, die er sich von seinem Gegner einwenden läßt.

die Weisen und Kundigen auf, mit ihm gemeinschaftlich die von Hiob aufgestellten Behauptungen einer genauen Prüfung zu unterziehen.

Die irrige Meinung Hiobs, daß seine Krankheit ein Zeichen des Zornes und einer durch nichts gerechtfertigten Feindschaft Gottes wider ihn sei, glaubt Elishu in seinem ersten Vortrage siegreich widerlegt zu haben. Ein anderer Vorwurf, den Hiob Gott gemacht hat, bestand darin, daß ihm Gott sein Recht entziehe (Kap. 27, 2), indem er ihm verweigere, worauf er mit vollem Recht Anspruch machen dürfe, den Lohn für sein frommes und tugendhaftes Verhalten, den unverkümmerten Genuß von Gesundheit und der übrigen Erdengüter. Denn, sagt er, Strafe habe ich nicht verdient; ich müßte lügen, wenn ich auf mein Recht verzichten und mich einer wissentlichen Sünde zeihen wollte, und doch hasten Gottes Pfeile in mir (Kap. 6, 4) ohne Aussicht auf Heilung. Heißt dies aber etwas Anderes, entgegnet Elishu, als erklären, daß das Bestreben, Gott zu gefallen, eitel und nutzlos sei? Daß Gott den Menschen nicht gebe, was einem jeden gebührt, dem Gerechten Lohn, dem Ungerechten Strafe? Daß also Gott das Recht beuge oder ungerecht sei? Und ist dies nicht die Gott verhöhnende Sprache, die nur Gottlose und Uebelthäter im Munde führen?

Und nun, ohne weiter in den speciellen Fall und die besondere Lage Hiobs einzugehen, wirft sich Elishu zum Vertheidiger der göttlichen Gerechtigkeit im Allgemeinen auf. In der Art und Weise, wie er seine These durchführt und begründet, tönt uns aber weniger die Stimme des gefühlvollen und sprachgewandten Dichters, als des, zwar sehr eingebildeten und selbstzufriedenen, aber etwas schwerfälligen und docirenden Rhetors entgegen. Es ist indessen Methode in seiner Beweisführung und bei manchen gelehrten Auslegern hat daher auch dieser Elishu vor allen übrigen Rednern des Buches Hiob Anklang und Beifall gefunden.

Sein Beweis, daß Gott „das Recht nicht beugen könne“, geht unverkennbar von einer Vergleichung der göttlichen Gerechtigkeitspflege, wie sie theoretisch vorausgesetzt werden muß, mit der menschlichen aus. Elishu hatte sich gefragt: was kann einen menschlichen Richter verleiten, ungerechte Urtheile zu fällen? Es ist entweder die Rücksicht auf persönlichen Vortheil und Gewinn — er läßt sich bestechen, oder: Menschenfurcht, wenn er sich durch die hervorragende sociale Stellung, die Macht und das Ansehen des Schuldigen imponiren und einschüchtern läßt, oder menschliche Kurzsichtigkeit und Beschränktheit, die sich durch

den Schein betrügen läßt, aus unrichtigen Prämissen falsche Schlüsse zieht, oder trotz alles sorgfältigen Suchens und Untersuchens zu keinem das Rechtsgefühl vollkommen befriedigenden Resultat gekommen ist und gleichwohl ein Urtheil spricht. Bei dem höchsten Richter der Welt, bei Gott, fallen alle diese Möglichkeiten weg. Können nämlich bei ihm Rücksichten auf persönlichen Vortheil in Frage kommen? Die Erschaffung der Welt und ihr Fortbestand sind an sich schon ein Act der Selbstentäußerung. Von Niemandem ist er dazu bestimmt und damit beauftragt worden. Zöge er seinen schaffenden und erhaltenden Geist zurück, so würde Alles, die Erde und was auf ihr lebt, in Nichts zerfallen und sich auflösen. Oder nimmt er etwa in seiner Weltregierung eine parteiische Rücksicht auf die Großen und Gewaltigen dieser Erde und scheut sich, sie vor sein Gericht zu ziehen? Wir sehen ja, daß er Könige und Fürsten, Reiche wie die Armen, Einzelne wie ganze Nationen seine strafende Hand empfinden läßt, sie über Nacht von ihrer irdischen Höhe herabstürzt, sie dem Elend und der Verbannung preisgibt. Und dazu bedarf er, der Allwissende, der nicht bloß die äußere That, sondern auch die Gedanken und Triebe, aus welchen sie hervorgegangen, durchschaut, keines vorhergehenden Prüfens und Untersuchens, das vielleicht zuletzt doch zu einem irrigen Urtheil führt. Auf den ersten Blick liegt Schuld und Unschuld klar vor seinen Augen und er hat nicht nöthig, zweimal hin zu sehen, um einen Irrthum zu vermeiden.

Hiob kann nun zwar einwenden, es gebe doch auch Zeiten, wo Gottes Strafgerichtigkeit zu schlummern scheine, wo sowohl einzelne ruchlose Menschen ungestört ihr Wesen treiben, als auch ganze Völker in die Schlingen des Verderbens gerathen, ohne daß Gott hemmend oder helfend einschritte, sondern der Sache ihren freien Lauf lasse. Allerdings verhält es sich so, erwidert Elihu, allein haben diejenigen, die darunter leiden, auch da Hülfe gesucht, wo sie allein zu finden ist? Haben sie sich durch Buße und ernstes Geloben von Besserung derselben würdig gemacht? In ihrem Mißgeschick tragen sie nur die gerechten Folgen ihrer Gottesvergessenheit und Verstocktheit. — So verhält es sich also mit der göttlichen Weltregierung. Weiß es vielleicht Hiob besser? Man sollte es meinen, da er daran zu tadeln findet. Wohlan, er mache uns mit seinem Besserwissen bekannt und belehre unsere Unwissenheit.

Fürwahr, schließt Elihu, es wäre an der Zeit, daß diese gotteslästerlichen Reden Hiobs einmal gründlich geprüft und in ihrer Richtigkeit dargelegt würden, wenn nicht sein Uebermuth,

sein Hohn gegen uns, sein Troß wider Gott immer mehr wachsen und fortwuchern sollen.

Da keine Antwort erfolgt, fährt Elihu in seiner Widerlegung Hiobs und Rechtfertigung Gottes gegen seine Anklagen weiter fort.

Die dritte Rede Elihu's.

Kap. 35. Und es hub an Elihu und sprach:

Das also haltest Du für recht,
 das meinst Du, soll vor Gott Dir gelten?
 Du denkst, was es Dir Nutzen bringe?
 Was, sagst Du, hilft's mir nicht zu sünd'gen?
 Darauf will ich Dir Antwort geben
 und Deinen Freunden auch zugleich.

5 Blic' auf zum Himmel und betracht' ihn,
 sieh das Gewölk, zu hoch für Dich,
 Was, wenn Du fehlst, kannst Du ihm schaden,
 häuffst Du die Sünden, was ihm thun?
 Was schenkst Du ihm durch Deine Tugend?
 Was wird ihm da aus Deiner Hand?
 Dein Sünd'gen schadet Deinesgleichen,
 nur Menschen nützt es, bist Du brav.
 Da wird geklagt, es sei so viel Bedrückung,
 sie schreien über Mißbrauch der Gewalt.

10 Doch spricht man nicht: wo ist denn Gott, mein Schöpfer,
 der da Lobpreisung wirkt in Unglücksnacht?
 Der uns Verstand gab vor der Erde Thieren,
 und vor des Himmels Vögeln Einsicht lieh? —
 Da freilich ruft man, und er gibt nicht Antwort.
 Der Sünder Hochmuth trägt daran die Schuld.
 Doch Lüge ist's, daß er nicht höre,
 daß der Allmächt'ge es nicht merkt.
 Nein, wenn Du meinst, das er's nicht achte,
 hat er die Strafe schon beschlossen,
 und Du kannst sein gewärtig sein.

15 Und nun — „Nichts gibt es, das sein Zorn würd' ahnden,
um Frevel¹⁾ kümmert er sich nicht zu sehr!“

Nein, Hiobs Lippen reden Thorheit,
er häufet Worte ohne Sinn.

Ein weiterer Vorwurf Hiobs gegen die göttliche Weltregierung, den Elihu diesmal ohne rednerische Einleitung in dieser seiner dritten Rede zurückzuweisen unternimmt, betrifft die scheinbare Gleichgültigkeit Gottes gegenüber dem sittlichen Verhalten der Menschen. Hat doch Hiob in seiner Verzweiflung sich die Aeußerung erlaubt: „Schuldige und Unschuldige rafft er dahin ohne Unterschied, die einen schneller, die andern langsamer, aber desto qualvoller; das Ende ist für beide dasselbe. Deshalb gibt es auch keinen gerechten Richter mehr auf Erden und die Freoler haben freie Hand (Kap. 9, 22—24). Warum soll ich mich also bemühen, der Sünde auszuweichen, da mir die Gottesfurcht doch nichts nützt (Kap. 17, 9)?“

Auf diese Klage erwidert der Vertheidiger Gottes: Nicht im eigenen Interesse hat Gott dem Menschen Frömmigkeit und Rechtschaffenheit zur Pflicht gemacht und an die Sünde ihre Strafe geheftet. Denn ein Blick auf den Himmel, auf die so unendlich hoch über uns erhabene Wohnung Gottes, muß uns ja überzeugen, daß wir durch unser Verhalten, sei es gut oder böse, ihm nichts anhaben, ihm weder Vortheil noch Nachtheil bringen können. (Dies hat übrigens Hiob nicht bestritten und fast mit denselben Worten [7, 20] ausgesprochen, aber freilich nur zur Rechtfertigung seiner Klage über Gottes Ungerechtigkeit und Nichtbeachtung menschlicher Schwäche.) Nein, wir Menschen selbst sind dabei interessiert. Denn würde den selbstsüchtigen Trieben des Einzelnen kein Damm gesetzt, so würde die menschliche Gesellschaft bald einmal auseinander fallen und tyrannische Gewalt sich auf Erden allein behaupten.

Man wird nun zwar einwenden: Aber das ist ja gerade, worüber wir klagen. Diese Einschränkung und Bestrafung der Sünder, wie sie von einer gerechten Weltregierung erwartet wird, tritt ja in so vielen Fällen nicht ein. Gottlose schalten und tyrannisiren nach Belieben und das Jammergeschrei der Unterdrückten verhallt ungehört und von Gott unberücksichtigt im leeren Raum. Wie erklärt nun Elihu diese nicht abzuleugnende Thatsache? Nur

¹⁾ Frevel — nach einer leichten Verbesserung des sinnlosen Textwortes, dessen Schlußbuchstabe, wie es scheint, verblaßt war.

deshalb, antwortet er, läßt Gott dies zu, weil diese unter dem Druck ihres Glendes seufzenden Menschen aus Hochmuth und trotzigem Selbstvertrauen sich um Gott nicht bekümmert und nicht rechtzeitig bei ihm Hülfe gesucht hatten; und doch hätte man dies von vernunftbegabten Wesen, denen eine höhere Einsicht verliehen ist, als den Thieren des Feldes und den Vögeln des Himmels, billigerweise erwarten sollen. Nun kümmert sich Gott auch seinerseits nicht um sie und überläßt sie ihrem verdienten Schicksal. Es ist also eitel Lug und Trug, wenn man sich einreden will, Gott beachte nicht das menschliche Thun. Freilich sieht er nach, und eben wenn Du Dir einbildest, er achte nicht darauf, hat er die Strafe schon beschlossen und Du kannst Dich auf sie gefaßt machen. Und nun — während sich dies so verhält, kommt uns Hiob mit seiner thörichten Behauptung: Gottes Zorn ahnde das Böse nicht und kümmere sich nicht um des Menschen Sünde; es sei daher ganz nutzlos, die Sünde zu meiden und das Gute zu thun!

Dies also ist, was Elyhu dem Hiob und seinen Freunden (Vers 14) auf jene Klage zur Antwort gibt. Wer sind aber diese Freunde? Doch nicht jene drei Männer, die gerade Gott gegen diesen Vorwurf in Schutz genommen haben und deren Worte Elyhu hier benutzt und zum Theil wiederholt hat? Denn was er hier als eigene Weisheit vorbringt, hat bereits Eliphas auch gesagt (Kap. 22). Unter den Freunden Hiobs scheint er vielmehr diejenigen zu meinen, die dessen Ansichten und Zweifel an einer sittlichen Weltordnung theilten, seine Gesinnungsgenossen, und dann würde sich auch darin wieder bestätigen, daß Elyhu in Hiob eigentlich nur den Repräsentanten einer ganzen Klasse von Leuten sah, die in ihrem Glauben irre geworden sind und die er nun theoretisch bekämpfen und ihre Zweifel und Vorwürfe mit Gründen der Vernunft widerlegen will. Uebrigens scheint sein Ideenvorrath sich bereits erschöpft zu haben. Denn so wie er in der ersten Hälfte dieses Vortrags nur die Gedanken des Eliphas aus Kap. 22 wieder auffrischt, so wiederholt er in der zweiten Hälfte sich selbst, sofern er dasselbe bereits mit anderen Worten in seiner vorigen Rede (Kap. 34, 27 f.) gesagt hat. Es folgt nun sein vierter Vortrag.

Die vierte Rede Elyhus.

Kap. 36. Und Elyhu fuhr fort und sprach:

Halt' mir noch etwas still, daß ich Dich lehre.

Für Gott hab' ich der Worte noch.

- Zwar muß mein Wissen weit ausholen,
 doch schaff' ich meinem Schöpfer Recht.
 Denn nicht Geschwätz sind meine Worte
 und nur bei Dir der rechte Rath.
- 5 Sieh', groß ist Gott, verwirft nicht (Gute) ¹⁾
 ja, groß ist er an Geisteskraft.
 Nicht leben läßet er die Frevler,
 dem Unterdrückten schafft er Recht.
 Vom Frommen kehrt er nicht die Blicke,
 läßt auf dem Thron mit Königen
 auf immer sie in Hoheit sitzen.
 Doch sind in Banden sie gefesselt,
 gefangen in des Unglücks Haft,
 So läßt er sie ihr Thun erkennen,
 die Sünde ihres Uebermuths.
- 10 Ihr Ohr eröffnet er der Warnung,
 heißt sie das Böse von sich thun.
 Wenn sie dies hören und befolgen,
 so enden sie in Glück ihr Leben
 und ihre Zeit in Süßigkeit.
 Doch wenn zu hören sie sich weigern,
 dann rennen sie dem Speer entgegen
 und kommen um aus Unverstand.
 Ist ruchlos er, so wird er zornig,
 und betet nicht, weil er ihn band.
 Daß solche jung ihr Leben schlössen
 und unter den Geschändeten ihr Sein! ²⁾
- 15 Den Dulder rett' er durch sein Elend,
 und öffne durch die Noth sein Ohr.

¹⁾ Gute — das, wie es scheint, im Grundtexte zufällig verloren gegangene Object ist nach Analogie von Kap. 8, 20 ergänzt worden.

²⁾ Der Sinn des frommen Wunsches scheint dieser: Möchten solche ruchlose Menschen lieber jung sterben, bevor ihre Bosheit zur Reife und zur That gelangt ist, und wenn jung, so mögen sie überdies sterben als Geschändete, welchen sie an Verdorbenheit gleichkommen. Unter den Geschändeten sind Knaben verstanden, die sich im Dienste einer heidnischen Gottheit preisgaben. — Läßt sich für die dunkeln Textesworte eine befriedigendere Erklärung finden, so werde ich die hier versuchte gerne damit vertauschen.

- Auch Dich aus der Bedrängniß Krachen
 will er hinaus in's Weite locken,
 an ihrer Statt zur Sorgenfreiheit,
 wo strotzt von Fett des Tisches Aufsaß.
 Doch jetzt bist Du voll freveln Urtheils,
 dem Urtheil folget das Gericht!
 Im Zorn könnt' er durch Reichthum Dich verlocken,
 durch Deines Lösegeldes Größe Dich bethören.
 Und doch würd' es Dein Reichthum nie erstatten,
 nicht Gold, nicht die Gesammtheit Deines Gut's.
- 20 Beschwöre nicht herauf das Dunkel,
 das ganze Völker rafft im Nu!
 Hab' Acht und fehr' Dich nicht zum Bösen;
 Vor Jammer neigst Du Dich dahin.
 Sieh', Gott ist groß in seiner Stärke,
 wo gibt es einen Herrn gleich ihm?
 Wer hat ihm seine Wege vorgeschrieben,
 wer spricht zu ihm: Du thust nicht recht?
 Denk' Du, wie Du sein Thun erhebest,
 dies ist der Menschen Preisgesang.
- 25 Es blicken darauf alle Menschen,
 doch nur von weitem sieht's ein Mensch.
 Sieh', groß ist Gott, daß wir es nicht begreifen,
 und unerforschlich seiner Jahre Zahl.
 Er zieht aus seinen Dünsten Tropfen,
 daß sie abklärend Regen sickern.
 Den strömen dann herab die Wolken,
 ihn tröpfelnd auf der Menschen Menge.
 Wer faßte erst der Wolken Bersten,
 das Krachen seiner Wolkenhülle!
- 30 Sieh', über sich hat er sein Licht gebreitet,
 hält in des Meeres Wurzeln sich.
 Denn damit will er Völker strafen,
 dem Mächt'gen sie zur Speise geben. ¹⁾

¹⁾ Wenn der Text der vier letzten Verse dieses Kapitels richtig auf uns gekommen ist, so ist derselbe jedenfalls in so verschrobene und manierirte

Die Hände deckt er mit dem Lichte,
befiehlt ihm, wen es treffen soll.
Es meldet ihn sein heftig Dröhnen,
sein zürnend Eifern, wenn er kommt.

Kap. 37. (Fortsetzung.)

Ja, darob pflegt mein Herz zu beben
und hüpfst von seiner Stelle auf.
Hört, hört das Toben seiner Stimme,
welch' Brüllen seinem Mund entfährt.
Hinrollen läßt er's unterm Himmel,
sein Schein dringt zu der Erde Saum,
Und hinter ihm (dem Schein oder den Blitzen) brüllt seine Stimme,
mit kräft'ger Stimme donnert er,
und ohne Säumen blitzt er wieder,
wenn seine Stimm' vernommen wird.

5 Ja, wunderbar ist Gottes Donnern,
groß handelt er, uns unfassbar.
Er sagt zum Schnee: fall hin zur Erde,
zum Regenstrom, zu seinen heft'gen Güssen.
Auf Menichenhand legt er ein Siegel,
daß alle Welt sein Thun erkenn'.¹⁾

Ausdrücke gefaßt, daß ihm nur vermuthungsweise ein irgend verständlicher Sinn abgewonnen werden kann. Wer hat denn je von Wurzeln des Meeres gehört? Den festgegründeten, zum Himmel aufsteigenden Bergen konnten 28, 9 wohl Wurzeln zugeschrieben werden, aber wo hat je ein Dichter das Meer mit einem Baume verglichen? Der Verfasser scheint darunter die oberirdischen Nahrungsquellen der irdischen Gewässer, Dunst, Nebel, Wolken zu verstehen. Die letzteren werden auch 38, 9 des Meeres Windeln genannt, die es bei seiner Geburt einhüllen. Hier hüllt sich Gott in dieselben, wenn er im Feuerseine des Gewitters erscheint, von schwarzen Gewitterwolken umgeben. Wie geschraubt ist auch der Ausdruck: er bedeckte die Hände mit Licht, als wären die Blitzstrahlen Handschuhe, die er anzieht. — Der Gewaltige, dem er die Völker zur Speise gibt, ist wohl eben der niederschmetternde Donnerkeil. Dasjenige aber, womit er die Völker richtet und durch seine Blitzstrahlen vernichtet, ist der Vers 29 geschilderte Ausbruch eines Gewitters. Es ist dies übrigens nur einer der zahlreichen Versuche, in die dunkeln Worte einen Sinn zu bringen.

¹⁾ Der Sinn dieser im Grundtexte verschriebenen Worte ist muthmaßlich dieser: Wenn der Winter mit seinem Schnee und seinen Regengüssen eingetreten ist, sieht der Mensch sich genöthigt, von seiner Feldarbeit abzustehen und sich in seine Wohnungen einzuschließen; Gott legt ihn gleichsam unter Siegel. Der Mensch ist dadurch zur Unthätigkeit gezwungen und Gott allein ist thätig in Schneesturm und Regenguß, so daß jedermann erkennen muß, wir seien ohnmächtig und er allein unser Herr und Meister.

- Und auch das Wild sucht eine Zuflucht,
 in seine Höhlen birgt es sich.
 Des Himmels Kammern senden Stürme,
 es bringt des Nordens Wind ¹⁾ den Frost.
- 10 Es schaffet Eis der Odem Gottes,
 des Wassers Breite engt sich ein.
 Die heit're Luft verjagt die Nebel,
 sein Licht zerstreuet das Gewölk.
 Er selbst kehrt sich nach allen Seiten,
 wenn er sie ²⁾ lenkt zu ihrem Werk.
 Was er sie thun heißt auf der Erde,
 zur Strafe, sei's zum Heil der Menschen,
 das führt er alles durch sie aus.
 Fass' dies zu Ohren, Hiob, bleibe stehen
 und merke Gottes Wunder Dir.
- 15 Begreifst Du, wie fein Wolkenlicht erglänzet,
 wenn Gott dazu den Auftrag gibt?
 Erfassest Du der Wolken Schweben,
 ein Wunder des Allwissenden?
 Daß Dir zu warm die Kleider werden,
 wenn schwül der Süd auf Erden ruht? ³⁾
 Willst Du gleich ihm den Himmel dehnen,
 daß er dem eh'rnen Spiegel gleicht?
 Zeig' uns, was wir ihm sagen sollen.
 Wir könnten ihm ja nichts erwidern,
 weil er für uns zu dunkel ist.
- 20 Soll ich ihm sagen: ich will sprechen —
 doch wer spricht gerne, daß er sterb'?
 Man schaut ja nicht in's Licht der Sonne,
 wenn hell sie an dem Himmel steht,
 durch den der Wind hindurchgezogen,
 ihn von Gewölk gereinigt hat.

¹⁾ Des Nordens Wind — auch diese Deutung beruht nur auf Muthmaßung, wie auch die Uebersetzung von Vers 11.

²⁾ Sie — nämlich alle jene Naturerscheinungen, Donner und Blitz, Schnee und Regen, Stürme und Wolken.

³⁾ Andere Winde geben Kühlung, der Südwind Hitze.

Aus dunklem Lande stammt das Gold ¹⁾
 und Gottes Glanz umgibt Ehrfurcht gebietend Scheu.
 Die Gottheit können wir nicht fassen,
 an Kraft gewaltig und an Recht,
 reich an Gerechtigkeit kann sie tyrannisch nimmer walten.
 D'rum sollen ihn die Menschen scheuen,
 denn alle die Verstandesflugen,
 die schauet er nicht gnädig an.

Ungeachtet einiger dichterisch angehauchten Stellen sind im Grunde die vier Reden Elibu's eine theologische Abhandlung, deren schulmeisternder Ton merklich absticht von den „Reden Hiobs“, die bald von tiefer Wehmuth, bald von einem bis zur wildesten Verzweiflung gesteigerten Schmerzgefühl, bald wieder von bitterem Unmuth und Hohn über die ihn im Innersten verletzenden, angeblichen Tröstungen seiner Freunde erfüllt, aber stets von innigem Naturgefühl getragen sind (nur die mehr doctrinär gehaltenen Kapitel 21 und 24 machen davon eine Ausnahme); daher die ersteren in dem Leser einen unerfreulichen, beinahe abstoßenden Eindruck zurücklassen. Diese Abhandlung zerfällt schulgemäß in zwei, an Umfang sich ungleiche Haupttheile: einen polemisch-apologetischen und einen lehrhaft-paränetischen Theil, und bilden zusammen eine Theodicee im Kleinen, eine Aufgabe, deren Lösung man auch dem ganzen Buche Hiob in seiner gegenwärtigen Gestalt und Zusammensetzung als Zweck und Bestimmung zuschreiben kann.

Der erste Theil begreift, nach dem einleitenden 32. Kapitel, die drei Reden der Kapitel 33, 34 und 35, die sich zur Aufgabe machen, drei irrige Sätze der Reden Hiobs zu widerlegen, nämlich 1. daß Hiobs Leiden von einem nicht begründeten Zorne Gottes herrühren, während sie vielmehr ein Zeichen der ihn rettenden göttlichen Liebe und Barmherzigkeit seien; 2. daß Gott in ihm einen Unschuldigen quäle, somit ungerecht handle. Allein Gott kann nicht ungerecht handeln. Denn dazu könnte ihn a) weder Rücksicht auf persönlichen Vortheil, b) noch Menschenfurcht, noch c) Kurzsichtigkeit und Irrthum verleiten. Das Dasein und die Erschaffung der Welt und die Geschichte der Menschheit, sowie die Schicksale der Einzelnen beweisen davon

¹⁾ Wie das Gold aus dem unbekanntem Norden kommt (der daher der Dunkle heißt), so hüllt sich Gottes Glanz und Majestät in ein abschreckendes, scheue Ehrfurcht einflößendes Dunkel.

gerade das Gegentheil. Sondern, wenn die göttliche Strafgerechtigkeit ihres Amtes zu vergessen scheint, so geschieht dies zur Strafe derjenigen, die Gott nicht rechtzeitig zu Hülfe gerufen, sondern sich selbst helfen wollten. 3. Daß es für den Menschen gleichgültig sei, ob er Gott oder der Sünde diene, sofern Gott zwischen dem Schicksal der Frommen und der Gottlosen keinen Unterschied mache. Allein wenn die Menschen der Sünde dienen wollten, würden sie damit Gott ebenso wenig schaden, als sie ihm durch Rechtschaffenheit und Gottesfurcht persönlichen Vortheil bringen. In beiden Fällen sind Vortheil und Schaden lediglich auf Seite der Menschen. Und wenn die einen unter der Bosheit der andern zu leiden haben, so sind sie durch ihre Gottesvergeffenheit selbst Schuld daran.

In seinem zweiten, dogmatisch-paränetischen Theil entwickelt Elishu 1. des Näheren seine Theorie von den Leiden der Frommen. Gott versagt dem Frommen nicht sein Recht und der Gottlose empfängt die verdiente Strafe. Allein das stolze Selbstvertrauen des Menschen macht es oft nöthig, daß er an seine Schwäche und Abhängigkeit erinnert werde. Zu diesem Zwecke schickt ihm Gott Leiden und wirft ihn auf's Krankenbett. Nun kommt es auf den Menschen selbst an, ob ihm dies zum Heil oder zum Verderben gereiche. Entweder a) zeigt sich der Leidende empfänglich für die Einwirkungen der rettenden Gnade Gottes. Er thut Buße, wird demüthig und bessert sich; dann wird er in Glück und Zufriedenheit sein Leben beschließen. Oder b) er verstocket sich und murrte unwillig wider Gottes züchtigende Hand; dann bereitet er sich dadurch einen frühen und schmachlichen Untergang. Darauf folgt 2. die Anwendung auf Hiob, eine Ermahnung, daß er Gottes Bemühung, ihn durch Leiden zu bessern, nicht verkennen, durch Unwillen und Spott vereiteln und sich so einer durch kein Lösegeld abzukaufenden Sünde schuldig machen möge. Lieber solle er sich mit andern Frommen zum Preise der Erhabenheit, Macht und Weisheit Gottes, die sich in den Wundern der Natur und besonders in den Erscheinungen des Himmelsraumes auf so staunenswerthe Weise offenbaren, vereinigen. Hieran schließt sich endlich 3. von Kap. 36, 25 an, wo eigentlich das Schlußkapitel als neuer Redeabschnitt einsetzen sollte, eine lobpreisende Schilderung der unbegreiflichen Weisheit und Größe Gottes in der Erzeugung von Regen, Donner und Blitz, Schnee und Eis, von Frühlingssonne und heiterem Himmel, winterlichen Stürmen und heißen Winden, Bilder, in welchen Elishu seine nüchterne Schulsprache umsonst zu der dichterischen Höhe und dem Schwung des Verfassers der

„Reden Gottes“ zu erheben sucht und dabei verworren, unklar und maniert wird. Das Ganze schließt mit einer Ermahnung an Hiob: er möge, statt das Unergründliche im Wesen Gottes begreifen zu wollen, lieber dem unerforschlichen, aber immer gerechten und nicht mit tyrannischer Willkür waltenden Gott in Demuth vertrauen; denn flügelnde Verstandesmenschen würden nicht gerne von ihm gesehen.

Dies also der Inhalt und Plan dieser Reden Elishu's. Ist nun damit das Räthsel von Hiobs Schicksal gelöst und dasselbe als göttliche Verfügung mit unseren Begriffen von Recht und Billigkeit in Einklang gebracht?

Die Theorie, die uns Elishu über die Leiden der Frommen aufstellt, lautet, um es in Kürze zu wiederholen, dahin: Wenn Gott über Menschen Leiden verhängt, namentlich lebensgefährliche Krankheiten, so geschieht es in der wohlmeinenden Absicht, sie zur Einkehr in sich selbst, zur Einsicht in ihre sittlichen Mängel und Vergehungen, zur Reue und Buße und zu der demüthigen Bitte um Vergebung zu führen und dadurch das gestörte freundschaftliche Verhältniß mit Gott wieder herzustellen. Lassen sie sich warnen und zur Umkehr zu Gott bewegen, so wird Alles wieder gut werden; die Züchtigung hat ihren Zweck erreicht und eine glückliche Zukunft steht ihnen in sicherer Aussicht. Verstocken sie sich und verschließen der göttlichen Mahnung ihr Ohr, so gehen sie rettungslos verloren.

Haben nun Hiobs Freunde, deren rathloses Verstummen Elishu in seinen einleitenden Worten so scharf gerügt hat, etwas Anderes gelehrt? Wie hat nicht schon im Beginn des Streites Eliphas sich Mühe gegeben, den Freund von seinem Murren über Gottes züchtigende Hand abzumahnern, ihm die Heilsamkeit der göttlichen Zuchtruthe anzupreisen, ihn zur Buße und Abbitte bei Gott aufzufordern und daran die Verheißung der Wiederherstellung aller seiner verlorenen Lebensgüter geknüpft! Und haben nicht die beiden Anderen fortgefahren, in dem nun einmal angeschlagenen Tone auf Hiob einzureden und ihm in immer grelleren Farben die üblen Folgen einer unbußfertigen, in Selbstverblendung und Selbstgerechtigkeit sich verstockenden Gesinnung vorzumalen? Und während Elishu, ohne auf Hiobs persönliches Schicksal Rücksicht zu nehmen, in theoretischer Allgemeinheit von Buße und Besserung als göttlichem Zweck der über uns verhängten Leiden spricht, hat doch Eliphas die Nothwendigkeit solcher Züchtigung durch die allen Menschen anhaftende sittliche Schwäche und Fehlbarkeit unserer sinnlichen Natur zu motiviren gesucht, was die spätere evangelische Verkündigung in den Satz

zusammenfaßt: Wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhmes, den wir bei Gott haben sollten (Röm. 3, 23). Darauf hatte aber Hiob erwidert, daß er sich so grober Verletzungen des Sittengesetzes, wie sie die Größe und das Gewicht der ihm auferlegten Strafe vorauszusetzen scheine, schlechterdings nicht bewußt sei. Auch seine Gesinnungen sowohl gegen Gott als gegen seine Mitbrüder hätten immer nur Gerechtigkeit, Liebe und Barmherzigkeit geathmet und er habe dies auch stets durch die That bewiesen. Müßte er aber, nur um auf gutem Wege erhalten zu bleiben, sein Leben wie ein Züchtling unter der stets geschwungenen Zuchtruthe Gottes verbringen, ohne Freiheit und Lebensgenuß, so würde er es vorziehen, gar nicht geboren zu sein. Gegen die schönlautenden Verheißungen einer Wiederherstellung seiner Gesundheit und der übrigen Güter dieses Lebens sprächen aber die unzweifelhaften Vorboten seiner nahen und gewissen Auflösung.

Wenn dann ferner Elishu die straflos geduldeten Bedrückungen tyrannischer Menschen und die ungehört verhallenden Seufzer und Klagen der darunter leidenden Völker damit rechtfertigt, daß sich diese Klasse von Unglücklichen früher zu wenig oder gar nicht um Gott bekümmert hätten, und nun billigerweise auch von ihm ihrem traurigen Schicksale überlassen würden, so hat auch in dieser Beziehung Eliphaz bereits ähnliche Rechtfertigungsgründe der göttlichen Weltregierung vorgebracht. Er sowohl, als seine beiden Mitstreiter, hatten aus dem Begriff eines absoluten Urhebers und Lenkers von Natur und Menschheit und der einem solchen nothwendig zukommenden Eigenschaften die Folgerung abgeleitet, daß seine Gerechtigkeit, anders als bei menschlich beschränkten Richtern, weder durch äußere Einflüsse, noch durch innere Unvollkommenheit verhindert werden könne, menschliche Schuld und Unschuld zu erkennen und nach Verdienst zu bestrafen oder zu lohnen. Warum machten aber alle diese theoretischen Erwägungen und Beweisgründe auf Hiobs Gemüth keinen Eindruck? Mit allen diesen logisch unanfechtbaren Folgerungen aus Gottes Natur und ihren Eigenschaften schien ihm sowohl die eigene als fremde Erfahrung in unauflöslichem Widerspruch zu stehen. Warum wurde ihm persönlich trotz seines schuldlosen Bewußtseins jene postulirte göttliche Gerechtigkeit nicht zu Theil und wurde ihm von Gott durch unsägliche und weder bei Tag noch bei Nacht ihm Ruhe und Erholung gönnende Qualen alle Lebensfreude vergällt? Und wie reimt sich damit das Elend so vieler Einzelnen und ganzer Schichten der menschlichen Gesellschaft, welche von selbstsüchtigen und hartherzigen Menschen ihrer

Habe beraubt, in herrenlose Steppen und Wüsten verdrängt ihr und ihrer Familien kummervolles Leben durch harten Tagelöhnerdienst bei ihren Unterdrückern fristen müssen? Kann man diese und ähnliche Unglücksfinder von vornherein als früher trotzig und gottesvergessene Sünder brandmarken? Wie kommt man endlich mit solchen Voraussetzungen bei denjenigen aus, welche durch Naturcalamitäten, durch Ueberschwemmungen, Bergstürze, Feuersnoth, Erdbeben, Schiffbrüche, Krieg und Seuchen um ihr Hab und Gut, um ihr Leben und jeden Lebensgenuß gebracht sind? Und warum sind Andere, die vielleicht schuldiger waren, von ähnlichem Unglück verschont geblieben?

Aus alle dem erhellt, daß der Theoretiker Elishu, der das schwierige Problem in seinem ganzen Umfange nicht einmal aufgefaßt hat, mit vielen Worten im Grunde nur dasselbe behauptet, was seine Vorgänger auch schon gesagt hatten und daß dadurch, bei all seiner anmaßlichen und siegesgewissen Ueberlegenheitsmiene, die er gegen Hiob und „seine Freunde“ annimmt, die Fragen der „Reden Hiobs“ um keinen Schritt ihrer Lösung näher gebracht sind. Wir bewegen uns bei ihm noch immer in den ausgefahrenen Geleisen der Straf- und Züchtigungstheorie.

4. Der Prolog.

Einen anderen Weg der Lösung schlug dagegen derjenige ein, welcher die Reden Hiobs durch eine in Prosa verfaßte und allem Anscheine nach auf alter Tradition fußende Erzählung in den Kreis der heiligen Schriften des alten Bundes eingeführt hat. In dieser Erzählung wird der fromme Leser von vornherein auf einen Standpunkt gestellt, von dem aus er Hiobs Schicksal und den ihm hieraus erwachsenden Seelenkampf betrachten und als göttliche Veranstaltung begreifen soll, ohne daß dabei sein religiöser Glaube verletzt oder gefährdet würde. Manche Bibelleser kennen von dem ganzen Buche Hiob nur diesen, in dem einfachen Stile der Patriarchengeschichte geschriebenen, das Ganze einleitenden Abschnitt nebst dem, ebenfalls in leicht faßlicher Prosa verfaßten Schlußkapitel, da ihnen die oft krause und dunkle Uebersetzung der folgenden Wechselreden, obgleich sie den eigentlichen Kern des Buches enthalten, schwer verständlich ist, ihre sich vielfach kreuzende und widersprechende Erklärung mehr verwirrend, als aufhellend auf sie wirkt und ihr mehr spekulativer, als erbaulicher Inhalt sie kalt und gleichgültig läßt. Dagegen sind die zwei ersten, einleitenden Kapitel nebst dem das Ganze abschließenden und die vorhergehenden Mißflänge harmonisch auf-

lösenden Schlußkapitel hinreichend, uns eine erbauliche Geschichte des frommen, im Feuer der Versuchung erprobten und zuletzt von Gott reichlich entschädigten Dulders Hiob zu geben, wie sie sich in der Phantasie des christlichen Publikums mit der Zeit festgesetzt und eingebürgert hat.

Bevor wir nun den dem sogenannten Prolog eigenthümlichen Gesichtspunkt, unter welchen Hiobs Schicksal gestellt und Gottes Verfahren gegen ihn erklärt und gerechtfertigt wird, unserer Betrachtung unterziehen und uns fragen, ob dadurch vielleicht das Problem des Buchs befriedigender gelöst werde, als dies durch die Reden Gottes und Elihu's geschehen ist, müssen wir, wie bei den übrigen Theilen des Buchs, die Uebersetzung der betreffenden zwei Anfangskapitel unseren Reflexionen vorausschicken.

Kap. 1.

Es war ein Mann im Lande Uz, Hiob mit Namen, und es war dieser Mann schlicht und recht, gottesfürchtig und fern vom Bösen; und es wurden ihm sieben Söhne und drei Töchter geboren, und sein Besizthum bestand aus 7000 Schafen, 300 Kameelen, 500 Paar Ochsen und 500 Eselinnen und einer sehr zahlreichen Dienerschaft, und es war dieser Mann groß vor allen Söhnen des Morgenlandes.

Und es pflegten seine Söhne hinzugehen und ein Gastmahl zu halten im Hause eines Jeden an seinem Tage; und dann schickten sie hin und luden ihre drei Schwestern ein, mit ihnen zu essen und zu trinken. Wenn dann die Tage des Gastmahles herum waren, sandte Hiob hin und weihte sie, und machte sich auf früh Morgens und brachte Brandopfer dar nach der Zahl von ihnen allen. Denn Hiob dachte: vielleicht haben meine Kinder sich vergangen und haben im Herzen Gott verabschiedet. Und so that Hiob alle Zeit.

Und es war der Tag, wo die Söhne Gottes kamen, um sich zu stellen vor dem Herrn, und es kam auch der Satan¹⁾

¹⁾ Satan erscheint hier noch nicht als der Höllenfürst der späteren jüdischen Dogmatik, welcher Menschenseelen zu berücken und für sein dämonisches Reich zu gewinnen sucht. Er ist Mitglied des himmlischen Raths und versieht das Amt der Sittenpolizei, macht Rundreisen auf der Erde, referirt, wenn er in der Menschen Thun etwas Strafwürdiges wahrgenommen hat und erhält Auftrag, die Strafwürdigen (hier freilich auf Probe einen Unschuldigen) durch Entziehung ihrer Güter und selbst des Lebens zu strafen. Daher heißt er eben Satan (griechisch Diabolos), der geheime Ankläger und gerichtliche Widersacher.

mitten unter ihnen. Da sprach der Herr zum Satan: Woher kommst Du? Und es antwortete Satan und sprach: Ich habe einen Streifzug gemacht auf die Erde und bin auf ihr herumgewandert. Da sprach der Herr: Hast Du auch bemerkt meinen Knecht Hiob? Denn auf der Erde ist kein Mensch so schlicht und recht, so gottesfürchtig und fern von allem Bösen, wie er. Da antwortete Satan und sprach: Ist er denn umsonst so gottesfürchtig? Hast Du doch ihm selbst sein Haus und alles was sein ist, wie mit einer Schutzmauer rings umgeben, hast die Arbeit seiner Hände gesegnet und seinen Besitz sich ausbreiten lassen auf Erden. Aber recke einmal Deine Hand aus wider ihn und schlage alles, was er hat und dann sieh, ob er Dir nicht den Abschied gibt in's Angesicht hinein. Da sprach der Herr zum Satan: Wohl! Alles was er besitzt, sei in Deine Hand gegeben; nur ihn selbst taste nicht an. Und Satan ging weg von dem Herrn.

Da kam der Tag, an dem seine Söhne und Töchter aßen und Wein tranken im Hause ihres Bruders, des Erstgeborenen. Da kam ein Bote zu Hiob und sprach: Die Kinder waren am Pflügen und die Eselinnen weideten an ihrer Seite. Da überfielen sie Sabäer und raubten sie und die Knechte erschlugen sie mit der Schärfe des Schwerts und nur ich allein konnte mich retten, es Dir zu melden.

Noch redete er, so kam ein Anderer und sprach: Feuer ist vom Himmel gefallen und hat die Schafe sammt den Knechten verbrannt und nur ich allein konnte mich retten, es Dir zu melden.

Noch redete er, so kam ein Anderer und sprach: Chaldäer machten drei Gewaltshaufen und fielen über die Kameele her und nahmen sie weg. Die Knechte aber erschlugen sie mit der Schärfe des Schwerts, und nur ich konnte mich retten, es Dir zu melden.

Noch redete er, so kam ein Anderer und sprach: Deine Söhne und Deine Töchter aßen und tranken Wein in dem Hause ihres Bruders, des Erstgeborenen. Da kam ein heftiger Sturmwind von jenseits der Wüste und faßte das Haus an seinen vier Ecken, daß es zusammenbrach und die Kinder umkamen; und ich allein konnte mich retten, es Dir zu melden.

Da erhob sich Hiob, zerriß sein Oberkleid, schor sein Haupt und fiel zu Boden und sprach: Nackt bin ich hervorgegangen aus meiner Mutter Leib und nackt werde ich dahin zurückkehren. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Der Name des Herrn sei gepriesen!

In dem Allen fündigte Hiob nicht und gab Gott nichts Ungereimtes Schuld.

Kap. 2.

Und es war der Tag, wo die Söhne Gottes kamen, sich zu stellen vor dem Herrn und es kam auch Satan mitten unter ihnen, um sich zu stellen vor dem Herrn. Da sprach der Herr zu Satan: Woher kommst Du? Und es antwortete Satan dem Herrn und sprach: Ich habe einen Streifzug gemacht auf die Erde und bin auf ihr herumgewandert. Da sprach der Herr zu Satan: Hast Du bemerkt meinen Knecht Hiob? Denn ihm gleich ist kein Mensch auf Erden, so schlicht und recht, gottesfürchtig und fern vom Bösen. Und noch hält er fest an seiner Rechtschaffenheit; und doch hattest Du mich gereizt, ihn ohne Grund zu verderben. Da antwortete Satan dem Herrn und sprach: Haut um Haut!¹⁾ Alles was er hat, gibt ein Mensch hin um sein Leben. Allein recke Deine Hand aus wider ihn und taste an sein Fleisch und Bein — ob er Dir dann nicht den Abschied gibt in's Angesicht hinein. Da sprach der Herr zu Satan: Sieh, er sei in Deiner Hand; nur sein Leben erhalte ihm.

Da ging Satan weg vom Herrn und schlug den Hiob mit bösen Geschwüren von seinen Fußsohlen bis zum Scheitel. Und er nahm sich Scherben, sich damit zu kratzen und saß in der Asche.

Da sprach zu ihm sein Weib: Hältst Du noch immer fest an Deiner Rechtschaffenheit? Gib Du Gott den Abschied und stirb! Da sprach er zu ihr: Wie eine der Thorinnen redet, so redest Du. Sollen wir das Gute von Gott annehmen, das Böse aber nicht annehmen?

¹⁾ Seine Haut gibt einer nur um die Haut dessen hin, der sie ihm entreißen möchte, d. h. er setzt auf ihre Erhaltung den größten Preis. Eine sprichwörtliche Redensart.

Die Geschichte des frommen und ausharrenden Dulders Hiob wäre nun damit eigentlich zu Ende. Hiob hat die ihm auferlegte schwere Probe treuen Festhaltens an Gott trotz Verlustes aller seiner Lebensgüter glänzend bestanden, Gottes Vertrauen gerechtfertigt und, um das Ganze zu einem allseitig befriedigenden Abschluß zu bringen, fehlte nur noch, daß in einer abermaligen himmlischen Rathsversammlung Satan sich überwunden erklärte und Hiob für alles „umsonst“, d. h. ohne Grund und Veranlassung von seiner Seite (Kap. 2, 3) ausgestandene Leid von Gott entschädigt würde. Das Letztere wird ihm auch wirklich zu Theil, wie wir im Schlußkapitel des Buches lesen. Aber dazwischen schieben sich nun noch „die Reden Hiobs“, in welchen der Held auf einmal nicht mehr in der Rolle eines gottergebenen Dulders auftritt, sondern in einem Ausbruch der wildesten Verzweiflung seinem Leben flucht und sich den Tod wünscht, im bittersten Unmuthgefränkten Rechtgefühls über die ihm widerfahrene Unbill Gott der Ungerechtigkeit und tyrannischer Laune zeiht und seine Freunde, die ihn über sein Schicksal mit der Hinweisung auf die sittliche Schwäche und die den himmlischen Erzieher zu den strengsten pädagogischen Maßregeln zwingende Fehlbarkeit der menschlichen Natur, mit allerlei Muthmaßungen von allfälligen Vergehen, durch die er Gottes Strafgerechtigkeit herausgefordert habe, endlich mit der Aussicht auf Wiederherstellung und Glück, wenn er sich bekehre und um Gnade bitte, „trösten“ wollen, mit Unwillen, Hohn und Spott zurückweist und sie schließlich mit der Bemerkung zum Schweigen bringt, daß es erfahrungsgemäß auch anderen Menschen in der Welt ebenso schlimm ergehe und dadurch der Glauben an eine sittliche Weltordnung tief erschüttert werde. Die Spitzen seiner Polemik sind aber in diesen zum drittenmal sich erneuernden Wechselreden besonders gegen die durch die drei Freunde verfochtene traditionelle Lehre gerichtet, daß alles Unglück, welches dem Menschen in seinem Leben treffe, immer von ihm verschuldet, also eine göttliche Strafe oder Züchtigung sei. Und in diesem Widerspruch gegen die herrschende Weltansicht seiner Stamm- und Zeitgenossen bleibt er offenbar Sieger und seine Gegner müssen vor ihm verstummen. Dient er doch selbst mit seiner Person und seinem Schicksal nach der nicht zu verkennenden Intention des Dichters zum lebendigen Zeugniß für die Unhaltbarkeit jener Lehre.

Der Prolog, der bestimmt ist, den Leser zum Voraus nicht allein mit Hiobs Person und Verhältnissen, sondern auch mit den Gründen bekannt zu machen, welche Gott bewogen, seinen treuen Knecht mit so schweren Schicksalschlägen heimzusuchen, theilt nun freilich

auch nicht die von Hiobs Freunden so hartnäckig vertheidigte und auch den Reden Elihus zu Grunde liegende Straf- und Züchtigungstheorie, sondern gibt dafür einen Grund an, der allerdings geeignet gewesen wäre, seine Zweifel zu beschwichtigen und ihn mit Gott und seinem Schicksal auszuföhnen, wenn nicht bloß der Leser, sondern er selbst etwas davon erfahren hätte. Aber auffallender Weise geschieht dessen in dem den dramatisch geschürzten Knoten lösenden Schlußkapitel keine Erwähnung. Zufolge der Enthüllungen, die uns durch die beiden himmlischen Rathsverhandlungen des Prologs zu Theil werden und uns gleichsam einen Blick hinter die Coulißen unseres irdischen Welttheaters gestatten, sind Hiobs Leiden nicht Strafen für begangenes Unrecht, sondern Prüfungen seiner Treue im Dienste Gottes und des Vertrauens in seine Führungen.

Nach der Intention des Prologs soll Hiob wirklich das sein, was er seinen Freunden gegenüber stets so fest und selbstgewiß behauptet, ein frommer gottergebener Ehrenmann, und zwar nicht bloß nach menschlichem Maßstabe, sondern selbst nach der Meinung und dem Urtheile Gottes. Sein Bemühen, jeden Anlaß zu vermeiden, der Gottes Mißfallen über ihn und sein Haus erregen könnte, treibt er sogar soweit, daß er nach jedem Festtage, den seine Söhne der Reihe nach feiern, Sühnopfer darbringt, weil die Kinder, für die er als Familienvater verantwortlich ist, sich möglicherweise durch jugendlichen Leichtsinns gegen Gott veründigt haben könnten. Allein diese skrupulöse Frömmigkeit ist vielleicht doch nicht frei von Selbstsucht. Sie hält so lange an, als es ihm gut geht, und in seinem irdischen Wohlstand sieht er den billigen Lohn für seine Gottesfurcht und sein sittliches Wohlverhalten. Wird aber seine Frömmigkeit auch dann sich gleich bleiben, wenn alle jene Vortheile, die er als eine wohlverdiente Frucht derselben betrachtet, wegfallen und ihm die Lebensgüter entzogen werden, die ihm die Uebung von Tugend und Gottseligkeit bisher so leicht und angenehm gemacht haben? Auf diese Probe soll nun Hiob auf Satans Zweifel und Verdächtigungen hin durch göttliche Zulassung gestellt werden. Er verliert an einem Tag Habe und Kinder, aber seine Glaubensstreue wird dadurch nicht erschüttert. Der Mensch hat ja keine Rechtsansprüche auf das, was ihm Gott aus freiem Willen verliehen hat. Was er uns geschenkt hat kann er uns auch wieder nehmen; wer darf ihm dies verargen? Als Armuth und Kinderlosigkeit Hiobs Gottergebenheit nicht zum Wanken gebracht haben, so verliert er nun auch seine Gesundheit und wird Tag und Nacht von den Schmerzen einer scheußlichen Hautkrankheit gefoltert.

Allein auch sie so wenig, als der herzlose Spott seines Weibes, vermögen seinen gottergebenen Sinn zu ändern und seinen Glaubensmuth zu Fall zu bringen. Auch die Gesundheit ist eine göttliche Gabe, die er uns nach seinem Gutfinden schenken oder entziehen kann. Ein frommes Gemüth nimmt von Gott alles an, was er über uns beschließen mag, sei es gut oder böse.

Halten wir nun etwas inne und fassen wir zunächst den Gesichtspunkt in's Auge, unter welchem der Prolog Hiobs Schicksal und die Leiden der Frommen überhaupt, deren Repräsentant er ist, betrachtet wissen will, so müssen wir gestehen, daß die religiöse Weltanschauung des Hebraismus hier wohl ihren Höhepunkt erreicht hat. Die Forderung, welche Satan an die ächte Frömmigkeit stellt, daß man Gott nicht bloß um sinnlicher Vortheile, sondern um seiner selbst willen liebe und seinen Willen thue, daß man dieser Gottesliebe Hab und Gut, Familie und Gesundheit zum Opfer bringe und auf alle Annehmlichkeiten und Genüsse dieses irdischen Lebens verzichte, sofern man nur der Gnade und Freundschaft seines Schöpfers gewiß und versichert bleibe, heißt doch mit andern Worten: Wir sollen in Gott unser Höchstes Gut erkennen; ein Gut, das Alles in sich begreift, was wahr, schön und gut ist und dessen Besitz von uns, ohne Anspruch auf zufällig damit verbundene Vortheile, auf wandelbare und vergängliche Scheingüter, um seiner selbst willen werthgeschätzt und erstrebt werden soll. In dieser Welt des Scheins, des beständigen Entstehens und Vergehens, der Veränderlichkeit und Vergänglichkeit, der flüchtigen Genüsse mit oft bitterem Nachgeschmack und ohne wahre Sättigung sind ja für uns die allein festen, unwandelbaren Haltpunkte und Leitsterne die unserem Bewußtsein tief eingepflanzten Ideen einer vollkommenen Wahrheit, Schönheit, Gerechtigkeit und Liebe, welche in Gott ihren Sammelpunkt finden und in Verbindung mit ihm ein ideales, übersinnliches Reich bilden, dem wir als unserer wahren und bleibenden Heimath zustreben, das wir hier auf Erden in unseren Institutionen für Wissenschaft und Kunst, für Recht und Gerechtigkeit, für Barmherzigkeit und Nächstenliebe zu verkörpern trachten und in der Hoffnung auf dessen einstige Verwirklichung in einem höheren Dasein wir alle vorübergehenden Leiden und Entbehrungen nicht weniger, als die vergänglichen Freuden und Genüsse dieser Zeitlichkeit gering achten und diese letzteren willig dahingeben mögen.

Was demnach der Prolog in seiner sinnigen Erzählung von Hiobs Prüfung als Beweis einer vollkommenen, reinen und ungeschminkten Frömmigkeit verlangt, ist jene Gesinnung und Ge-

sinnung und Gemüthsverfassung die der Dichter des 73. Psalms Vers 25 so schön in den Worten ausspricht:

Wen hätt' ich (neben Dir) im Himmel?
 Nichts wünsch' ich neben Dir auf Erden,
 Es mögen Fleisch und Herz in mir vergehen,
 so bleibt doch Gott mein Hort und Theil in Ewigkeit.

Die erste Hälfte des Liedes zeigt, daß der Sänger nur nach schweren inneren Kämpfen zu dieser Ruhe und Freudigkeit in Gott gelangt ist. Eigenes Mißgeschick und der Hinblick auf das ungetrübte Wohlergehen von Sündern und Gottlosen hatten ihn in Zweifel an Gottes Gerechtigkeit und Liebe gestürzt und verzweifelnd hatte er (Vers 14) ausgerufen:

Umsonst hab' ich das Herz mir rein erhalten,
 in Unschuld meine Hände rein gewaschen,
 War ich doch allezeit geschlagen,
 und meine Züchtigung war jeden Morgen neu.

In ähnlicher Lage und Gemüthsstimmung wird uns Hiob dargestellt. Auch er ist an seinem Gott irre geworden, begreift nicht, warum sich das Unglück ihm, dem Unschuldigen, an die Ferse heftet, Schuldige dagegen verschont, er zieht Gott darüber zur Rechenschaft, vermünscht sein Loos und wollte lieber gar nicht, als zu einem so elenden Dasein geboren sein; und wenn die Freunde kommen, ihn zu trösten, und mit seinem Schicksal auszusöhnen, vermehren sie nur noch seine Qualen durch unerweisliche Voraussetzungen von Schuld und Strafbarkeit. Ihnen stellt er nun nicht allein das Selbstzeugniß eines reinen Gewissens entgegen, sondern bringt sie zuletzt durch den Erfahrungsbeweis, daß auch sonst in der Welt an Beispielen schuldlosen Leidens und strafloser Ungerechtigkeit kein Mangel sei, zum Schweigen. Diese Zweifel an dem Bestehen einer sittlichen Weltordnung hätten ihn nun consequent zu dem Zweifel an dem Dasein Gottes selbst treiben müssen. Wie tief aber dieser Glaube diesen Widersprüchen zum Trotz in seinem Herzen Wurzel gefaßt hatte und wie unentbehrlich er ihm war, bezeugt er wieder dadurch, daß er mitten in seinem Kampfe mit diesem Gott, der ihm sein Recht entzog (27, 2) und wehrlos angeklagt und verurtheilt von einer Welt, die nur nach dem äußeren Schein und Erfolg urtheilt, doch wieder zu eben diesem Gott seine Zuflucht nimmt, ihn zum Zeugen und Bürgen seiner Unschuld aufruft (16, 20) und hofft, ja fest überzeugt ist, er werde nach seinem Tode in einer über-

sinnlichen Welt von ihm anerkannt, gerechtfertigt und an seinen Verleumdern gerächt werden (19, 25).

Wie schön wäre es nun, wenn der Dichter — die Einheit der Dichtung und ihres Verfassers vorausgesetzt — am Schlusse des Buchs Gott auftreten ließe, um die von Hiob und seinen Freunden umsonst angestrebte Lösung und Entscheidung der Streitfrage zu bringen: ob Hiob, wie die Freunde behaupteten, sein Schicksal selbst verschuldet habe, oder, wenn dies, wie ihm sein gutes Gewissen bezeugte, nicht der Fall sei, ob dasselbe in einer unmotivirten und daher unbegreiflichen Laune und Willkür Gottes seinen Grund habe? Wie beruhigend und versöhnend müßte es auf den Leser wirken, wenn Gott nach allen vorhergegangenen Aufregungen seinem schwer geprüften, in seinem Glauben irre gewordenen Knechte, entsprechend jenem vielversprechenden Eingange des Prologs, schließlich erklärte: Weder die eine, noch die andere jener Voraussetzungen ist richtig; deine Leiden sind weder eine Strafe für früher begangene Sünden, noch die vorübergehende Laune eines allmächtigen Despoten, sondern es sollte sich zeigen, ob dein Gottesglaube und dein Festhalten an seinen Geboten unabhängig sei von dem Genuß irdischer Güter und Vortheile und durch Verlust derselben nicht erschüttert werde. Die Prüfung war hart und du warst nahe daran, ihr zu unterliegen. Aber wohl dir, wenn das Unglück dir zwar die Welt entfremdet und den bösen Schein der Schuld auf dich geworfen, dich aber um so dringender auf den hingewiesen und zum Anschluß an den gedrängt hat, den kein äußerer Schein trügt und dem Du Deine Zukunft und Deine Rechtfertigung vertrauensvoll überlassen kannst!

Die „Reden Gottes“ haben, wie wir bereits gesehen haben, diese Lösung des in den vorhergehenden Wechselreden geschürzten Knotens nicht gebracht, sondern ihn vielmehr zerhauen. Der Zweifler an Gottes Gerechtigkeit wird einfach zur Ruhe verwiesen, alles Forschen über seine Rathschlüsse und Absichten in den über uns verhängten Schickungen von vornherein zurückgewiesen und demüthige Ergebung in die für unseren endlich beschränkten Verstand unerfaßliche Macht und Weisheit des Welterschöpfers ihm zur Pflicht gemacht.

Wir finden aber noch eine zweite Rede Gottes deren Betrachtung wir bis jetzt absichtlich verschoben haben, weil sie mit dem Abschluß des ganzen Buches, dessen Erörterung uns nun noch obliegt, in näherer Beziehung zu stehen scheint, als mit jener ersten Rede Gottes. Sie ist bedeutend kürzer als diese und lautet folgendermaßen:

5. Die zweite Rede Gottes.

Kap. 40, 6—14. Und es antwortete der Herr dem Hiob aus dem Sturme und sprach:

- 7 So gürtete Deine Lenden wie ein Held,
 ich will Dich fragen, Du gib mir Bescheid,
 Willst Du denn wirklich mir mein Recht zerschlagen,
 mir Unrecht geben, daß Du Recht behältst?
 Hast einen Arm Du so wie Gott? Hast seine Donnerstimme?
- 10 So schmücke Dich mit Pracht und Hoheit,
 und kleide Dich in Majestät und Glanz.
 Gieß aus die Fluthen Deines Hornes,
 besieg' den Hochmuth durch den Blick,
 Durch Deinen Blick besieg' den Hochmuth,
 zermalm' die Frevler auf der Stell'.
 Laß sie in Staub sich alle bergen,
 ihr Antlitz hüll' in Dunkel ein.
 Dann will auch ich es an Dir rühmen,
 daß Deine Faust Dir Sieg verlieh.

Mit diesen herausfordernden Worten soll unzweifelhaft der Klage Hiobs über die in der Welt herrschende Ungerechtigkeit (Kap. 24) begegnet werden. Denn in den vorangehenden Reden Gottes (Kap. 38. 39) waren wohl die Räthsel der göttlichen Weltregierung im Allgemeinen, aber dieser Vorwurf im Besonderen nicht berücksichtigt worden. Wie lautet nun die rechtfertigende Antwort? Wenn Hiob über Mangel an Gerechtigkeit in Führung der göttlichen Weltregierung klagt, so gibt er indirekt damit zu verstehen, daß er es an Gottes Statt anders und besser anfangen würde, wenn es sich darum handle, die hoffärtigen Frevler zu strafen und zu demüthigen. Aber hat er dazu die erforderliche göttliche Kraft und den Donner, der die Sünder schreckt, den Blitzstrahl, der sie vernichtet, als ob der Besitz dieser Kraft schon an und für sich, nicht aber der Gebrauch, der davon gemacht wird, genügte, die Klagen über Mißbrauch oder auch Nichtgebrauch derselben im Dienste der Gerechtigkeit zum Schweigen zu bringen! Ich muß bezweifeln, daß der hochdichterische Verfasser der Reden des 38. und 39. Kapitels diese Art von Logik als die feinige anerkannt und sie in so nüchternen Worten Gott

in den Mund gelegt haben würde. Gewiß eben so wenig als die hieran sich anschließende bombastische Naturbeschreibung der beiden Wunderthiere, des Nilpferdes und des Krokodils (Kap. 40. 41), über welche bereits oben gesprochen worden ist. Richtiger wird man wohl darin die Hand eines Ergänzers erkennen, dem es scheinen mochte, Hiobs Demüthigung wäre noch nicht vollständig, wenn er nicht auch in Beziehung auf seine Klagen über die Straßlosigkeit, welche Sündern von Gott zu Theil werde, in die Schranken menschlicher Ohnmacht zurückgewiesen würde. Obgleich also Hiob sein Unvermögen, Gottes Geheimnisse zu ergründen, bereits eingestanden und für alle Zukunft Stillschweigen gelobt hatte, so wird er nun doch von Gott in einem neuen Redeanfang und mit denselben Worten, mit welchen schon die erste Rede eingeleitet worden war, aufgefordert zu erklären, ob er vielleicht in Handhabung der Gerechtigkeit und in Bestrafung hochmüthiger Frevler mit dem hoherhabenen, Donner und Blitz als seine Waffen führenden Gott rivalisiren wolle? Hiobs Antwort erfolgt erst im 42. Kapitel, mit dessen Geist, wie wir nun gleich sehen werden, diese blöde Aufforderung Hiobs eine größere Verwandtschaft zeigt, als mit dem hohen Dichtergenius, der aus der Rede Gottes in den beiden vorangehenden Kapiteln hervorleuchtet.

Die Lösung, welche der im Prolog zu Hiobs Geschichte geschürzte Knoten finden sollte, ist oben angedeutet worden. Werden nun unsere daherigen Erwartungen durch den Abschluß, welcher dem Gedicht in dem 42. Kapitel gegeben wird, wirklich befriedigt? Der Leser mag selbst sich darüber ein Urtheil bilden, wenn ihm erst der Inhalt dieses sogenannten Epilogs in der Uebersetzung mitgetheilt sein wird.

6. Der Epilog.

Kap. 42.

Ich weiß es, Du vermagst ja Alles,
und niemand hindert was Du willst.
„Wer stellt die Weisheit denn in Schatten
mit Worten voll von Unverstand?“

Ich redete, doch unverständlich, von Dingen mir zu wunderbar,
obgleich ich sie nicht fassen konnte.

„So höre denn und laß mich sprechen,
ich will Dich fragen, lehre mich.“

5 Ich kannte Dich von Hörensagen,
nun hat mein Auge Dich geschaut.

So widerruf' ich und bereue, tief in der Asche und im Staub.

Nachdem der Herr also mit Hiob geredet hatte, da sprach der Herr zu Eliphas, dem Themaniten: Mein Zorn ist entbrannt über Dich und Deine beiden Genossen, weil ihr über mich nicht so richtig gesprochen habt, wie mein Knecht Hiob. Und nun holt euch sieben Rinder und sieben Widder, und geht zu meinem Knechte Hiob und bringt ein Brandopfer dar für euch. Hiob aber, mein Knecht, möge Fürbitte thun für euch; denn ihm zu Liebe werde ich euch nicht Schimpf anthun, weil ihr über mich nicht so richtig geredet habt, wie mein Knecht Hiob. Und es ging Eliphas der Themanite nebst Bildad, dem Schuchiten und Zophar dem Naamathiten, und sie thaten also wie ihnen der Herr geboten hatte. Und der Herr nahm Rücksicht auf Hiob, als Hiob für seine Freunde bat.¹⁾

Und der Herr stellte Hiob wieder her, und es erstattete der Herr alles, was Hiob befeßen hatte, zwiefach. Und es kamen zu ihm alle seine Brüder und seine Schwestern und alle seine früheren Bekannten und hielten eine Mahlzeit mit ihm in seinem Hause und bedauerten und trösteten ihn wegen alles des Leides, das der Herr über ihn gebracht hatte, und jeder gab ihm eine R'schita²⁾ und einen goldenen Ring.

Und der Herr segnete Hiobs späteres Leben mehr als sein früheres, so daß er 14,000 Schafe besaß und 6000 Kameele und tausend Paar Rinder und tausend Eselinnen. Und er hatte 7 Söhne und 3 Töchter; und er nannte die erste Semina (Täubchen), und die zweite Kazia (Zimmetstrauß) und die dritte Keren Happuk (Schminkbüchsen). Und es wurden keine schöneren Weiber gefunden als Hiobs Töchter auf der ganzen Erde; und es gab ihnen ihr Vater ein Erbtheil unter ihren Brüdern. Und es lebte nachher Hiob noch 140 Jahre und sah

¹⁾ Die Worte „als Hiob — bat“ stehen im Grundtext an unrichtiger Stelle im folgenden 10. Vers.

²⁾ R'schita — eine uns nicht näher bekannte alterthümliche Geldsorte, die noch 1. Mos. 33, 10 vorkommt, wahrscheinlich ein Silberbarren.

Söhne und Enkel bis in's vierte Geschlecht. Dann starb Hiob alt und lebensfatt.

Die Geschichte des hartgeprüften Dulders wird in diesem Schlußkapitel auf eine den frommen Leser sowohl mit Hiob als mit Gott versöhnende Weise zu Ende geführt, und dies „Ende gut, Alles gut“ gibt der Handlung einen dramatisch befriedigenden Abschluß. Hiob kommt zu der Erkenntniß, daß er durch seine Zweifel an Gottes Gerechtigkeit und durch seine vorwurfsvollen Fragen, warum dem kurzlebenden Menschen, auch wenn er sich keiner Schuld bewußt sei, so viel Kummer und Schmerzen bereite und überhaupt in der Welt so mancherlei Ungerechtigkeit zugelassen werde, in ein Gebiet verstiegen habe, das dem beschränkten Menschenverstande ewig unerforschlich bleiben werde; er bereut seinen Fürwitz, verspricht hinfort zu schweigen und zu vertrauen, erhält Verzeihung und wird von Gott neuerdings in Gnaden aufgenommen. Die mit ihm wieder ausgesöhnte Gottheit macht ihrerseits die scheinbare Härte, mit der sie ihn zur Probe seiner Treue und Ergebenheit behandelt hat, dadurch wieder gut, daß sie ihm alles in dieser Prüfung Verlorene, Habe, Kinder, Gesundheit, reichlich wieder ersetzt und ihn erst in hohem Alter und lebensfatt sterben läßt. So kommt nun doch Alles so, wie seine Freunde es ihm vorausgesagt und er in seiner Verzweiflung es nie hatte glauben wollen. Hatte doch schon Eliphaz ihm als sicherstes Heilmittel für seine gegenwärtigen Leiden Reue und demüthige Umkehr zu Gott empfohlen und ihm auf diesen Fall die glücklichste Zukunft in Aussicht gestellt:

Ich aber würd' an Gott mich wenden,
 Gott meine Sorge anvertrau'n.
 O glücklich, wen die Gottheit züchtigt,
 verschmähe des Allmächt'gen Ruthe nicht.
 Denn wer da schlägt, der wird Dich auch verbinden,
 die Hand, die Dich verwundet, macht auch heil.
 Gesichert weißt Du Deine Wohnung,
 suchst Du Dein Haus, Du gehst nicht fehl.
 Sich mehren siehst Du Deine Kinder,
 gedeih'n die Sprossen wie des Feldes Kraut.
 In reifen Jahren nahest Du dem Grabe,
 wie Garben, die zur Zeit man auf die Tenne führt

(Kap. 5, 8 ff.)

Und Bildad (Kap. 8, 5 ff.):

Du aber, bist Du rein und brav, magst Du an Gott Dich
wenden,
um des Allmächt'gen Gnade fleh'n.
So wird er dich in seine Obhut nehmen,
erstatten Dir den Stand, den Du verdienst hast.
Gering wird dann Dein Anfang scheinen, Dein Ende aber
mächtig groß.

Ebenso Zophar (Kap. 11.):

Doch Du, sobald Dein Herz zu ihm sich kehrte,
die Hände sich zu ihm erhöhen —
Dann würdest Du von Vorwurf frei Dein Haupt erheben,
und stündest festgegossen ohne Furcht.
Du würdest alles Harms vergessen,
und wie an Wasser, die verlaufen,
so dächtest Du daran zurück.
Und wie der Mittag höbe sich Dein Leben,
das Dunkel würde Morgenlicht u. s. w.

Diesem Freundesrath ist nun eben Hiob nachgekommen.
Feierlich hat er zu Gott gesprochen:

So widerruf' ich und bereue
tief in der Asche und im Staub.

Denn Gott hatte er bisher nur vom Hörensagen gekannt
und daher unverständlich von Dingen geredet, die zu begreifen
er unvermögend war. Jetzt aber hat er Gott gesehen von An-
gesicht zu Angesicht, wie er dies wiederholt, aber hoffnungslos
gewünscht hatte.¹⁾

Hier drängt sich uns nun aber die Frage auf: Warum
wird gleichwohl Eliphas nebst den beiden anderen, die dies
Alles so angerathen und vorausgesagt und sich auf's Neueste
bemüht haben, in Hiobs Schicksal Gottes Gerechtigkeit gegen
Zweifel und Vorwürfe in Schutz zu nehmen, von Gott so hart
angelassen und beschuldigt nicht so richtig über ihn ge-

¹⁾ Wir haben hier wohl den ältesten Gewährsmann für die rea-
listische Auffassung des „Schauens Gottes“ in jener berühmten Stelle
Kapitel 19, 27. Siehe aber dagegen Hiobs eigene Aeußerungen Vers 26
und Kapitel 33, 3—9.

redet zu haben, wie sein Knecht Hiob? Und doch hatte dieser Gott einen mißtrauischen Menschenhüter gescholten (Kap. 7, 20), einen Beschützer der Gottlosen und Quäler der Frommen (Kap. 9, 22. 10, 3. 24, 22 ff.): er hatte Gott beschuldigt, er wende alle Kunst und Sorgfalt an, Menschen in's Leben zu setzen und darin zu erhalten, aber nur um ihnen dann dies Leben so sauer und unerträglich als möglich zu machen (Kap. 10, 10 ff.). Vergleichen wir diese, das religiöse Gefühl tief verletzenden Aeußerungen Hiobs über Gott und seine Vorsehung mit den Lobreden seiner Freunde auf Gottes Macht und Weisheit, Gerechtigkeit und Güte, mit welchen sie Hiobs Klagen zu beschwichtigen und seine Vorwürfe zu entkräften suchen, so muß wohl nach gemeinem Menschenverstande ein Schein der Parteilichkeit für seinen Schützling und der Unbilligkeit gegen dessen Freunde auf dies Endurtheil des Weltrichters fallen. Freilich hatten diese in ihrem blinden Eifer für Gottes Ehre dem Freunde sittliche Fehler und Vergehen zugemuthet, von welchen ihn sein Gewissen frei sprach, und wenn sie dies wider ihr besseres Wissen und gegen ihre Ueberzeugung gethan haben, so konnte Hiob sie nicht mit Unrecht falsche Freunde, Heuchler und Verleumder schelten. Allein wenn der Verfasser unseres Schlußkapitels dies im Auge hatte, so konnte er Gott wohl sagen lassen, sie hätten von Hiob nicht richtig geredet, aber über Gott hatten sie doch nur Wahres und Gutes ausgesagt. Freilich hatten sie in Beziehung auf Gott das von Hiob von seinem sittlichen Bewußtsein und der äußeren Erfahrung aus siegreich bestrittene Princip aufgestellt, daß kein Mensch unglücklich werde, der sein Unglück sich nicht zur Strafe und Züchtigung von dem heiligen, alles Unreine verabscheuenden Gott durch eigene Schuld zugezogen hätte. Allein hatte Hiob einen anderen und besseren Grund für sein trauriges Schicksal anzugeben gewußt und insofern richtiger von Gott geredet als sie? Die harte Rüge, welche der Verfasser Gott wider Eliphas und seine Genossen in den Mund legt, wird daher nur erklärlich aus seinem Bestreben, dem frommen, gottergebenen Dulder der ersten zwei Kapitel, der nun wieder in den Weg schweigender Ergebung und unterwürfigen Gehorsams eingelenkt hat, eine Genugthuung zu verschaffen für alle die Berunglimpfungen, die er von seinen Anklägern hatte erfahren müssen. Bei der vagen Beschuldigung, sie hätten über Gott nicht so richtig geredet, wie sein Knecht Hiob, wird ganz außer Acht gelassen, daß sie nur durch Hiobs freche Anklage Gottes, er handle an ihm in unberechtigtem Zorn und leidenschaftlichem Muthwillen in ihrem Glauben an Gottes unbestech-

bare Gerechtigkeit empfindlich verletzt zu jenen Verdächtigungen von Hiobs Unschuld provocirt worden waren. Der eigentliche Kern des Streites, die Frage: Handelt Gott ungerecht, wenn er Fromme leiden läßt und Gottlose straflos bleiben, wird eben so wenig berücksichtigt, als im Einklang mit der Erklärung, welche der Prolog hierüber ertheilt hat, zum Besten und zur Beruhigung Hiobs und seiner Freunde aufgeheilt und entschieden. Und doch wäre nun hier der geeignete Moment gewesen, wo der Verfasser durch den Mund Gottes dem Helden des Stücks das dunkle Räthsel seines Schicksals hätte lösen, seinem Leiden den Stachel einer unverdienten Strafe nehmen, sein Vertrauen auf einstige Rechtfertigung durch denselben Gott, der ihm jetzt sein Recht entzog, mit gebührendem Lob anerkennen und Satans Zweifel an der Möglichkeit einer uneigennütigen und reinen Liebe zu Gott hätte beschämen können. Allein von der geistigen Höhe selbstloser Gottesfurcht und Tugend, auf welche uns der Prolog erheben wollte, führt uns die Hand dieses Verfassers wieder auf den realen Boden der alten Vergeltungslehre. Wie der Gottesvergessenheit ihre Strafe, so gebührt der Frömmigkeit und Rechtschaffenheit ihr Lohn, und zwar ein zwiefacher, wenn er durch Leid und Schmerzen erkämpft werden mußte; und dieser Lohn besteht in einer größeren Summe irdischen Besitzes und sinnlichen Wohlbehagens. Hiob hat vor seiner Prüfung 7000 Schafe, 3000 Kameele, 500 Rinderpaare und 1000 Eselinnen besessen; nach derselben wird ihm ihr Verlust durch die doppelte Anzahl ersetzt und analog damit haben wir wohl anzunehmen, daß seine 70 Lebensjahre auf die Summe von 140 angewachsen seien. Die Zahl seiner Söhne und Töchter durfte nicht in demselben Verhältniß gegen früher verdoppelt werden, da Hiob bei dem Verluste derselben bereits ein höheres Alter erreicht hatte; dafür sind aber die nachgeborenen drei Töchter die schönsten auf Erden und erhalten von ihm Schmeichelnamen, die ihrer Lieblichkeit entsprechend lauten. — Damit werden, wie schon bemerkt alle die Aussichten auf eine frohe Zukunft verwirklicht, die ihm seine Freunde eröffnet hatten. Nun war ihm unter anderem von Eliphas verheißen worden: er werde dereinst auch Nicht-Unschuldige retten, wenn er fürbittend reine Hände zu Gott aufheben würde (Kap. 22, 30, nach einer freilich kaum richtigen Deutung dieser Worte). Unter diesen Nicht-Unschuldigen scheinen nun später gerade seine Freunde verstanden worden zu sein, an und für sich unbescholtene und um Gottes Ehre eifrig besorgte Männer, die aber nicht müde wurden, Hiobs Gottesfurcht und Wandel in Zweifel zu ziehen

und ihn durch diese Verdächtigungen im Innersten zu verletzen. Auch dies Versprechen sollte nun durch denjenigen selbst, der es gethan hatte, auf eine ihm unerwartete Weise in Erfüllung gehen. Er muß mit seinen beiden Genossen Hiob um seine Fürbitte ansprechen, wenn sie den über sie erzürnten Gott durch ein Sühnopfer von 7 Kindern und 7 Widdern zu beschwichtigen suchen werden, und erst durch Hiob erhalten sie die gesuchte Verzeihung. Die übrigen Bekannten und Verwandten aber, die bisher seine Nähe als die eines von Gottes Zorne Verfolgten und von seinem Fluche Getroffenen scheu gemieden haben, stellen sich wieder bei ihm ein, bringen zur Besiegelung der wieder angeknüpften Freundschaft reiche Geschenke und feiern mit ihm ein fröhliches Veröhnungsfest.

Damit ist nun das Buch Hiob, soweit es Geschichte enthält, zu einer Art von Abschluß gekommen. Hiob hat Schweres erlitten, ist dadurch selbst bei seinen theilnehmendsten Freunden in unverdienten Verdacht gekommen, hat aber seine Unschuld gegen diese Verdächtigung siegreich behauptet und ist zuletzt, nachdem er seine fürwitzigen Fragen und Klagen über die ihm von Gott widerfahrne Unbill gehemmt und bereut hat, von Gott selbst gerechtfertigt und für alles Erlittene reichlich entschädigt worden. Gleichwohl wird derjenige, dessen ernstes Nachdenken durch die Reden und Gegenreden Hiobs und seiner Freunde, die doch eigentlich den wesentlichsten Theil des Buchs ausmachen, auf die so tief in unser religiös-sittliches Denken und Handeln eingreifenden Fragen über das Verhältniß unseres Lebenslooses zu der Idee einer von Gott bestimmten und gelenkten sittlichen Weltordnung hingeführt worden ist, sich mit der in jenem Schlußkapitel gegebenen Lösung des Problems kaum befriedigt erklären; sie steht auch mit den Erwartungen, welche der Prolog in uns geweckt hatte, wie bereits gezeigt worden ist, so wenig in Einklang, daß sogar Bedenken gegen die Einheit des Verfassers von Prolog und Epilog nicht ungerechtfertigt scheinen dürften.

Ueberhaupt erzeigt sich uns die so oft gerühmte Einheit des Plans und der Deconomie des Buches Hiob in seiner gegenwärtigen Gestalt mehr als eine künstliche Zusammenfügung früher oder später entstandener und, wenn auch auf dasselbe Thema bezüglicher, doch von verschiedenen Verfassern herrührender Arbeiten, und wir haben uns daher erlaubt, in unserer Uebersetzung diese verschiedenen Stimmen nach ihrer muthmaßlichen zeitlichen Entstehung und Aufeinanderfolge einzeln abzuhören. Indessen wird es sich der Mühe lohnen, zum Schlusse noch die Kunst nachzuweisen, womit jene verschiedenen Bestandtheile zu einem, wenn

auch locker zusammenhängenden Ganzen verbunden worden sind und wie durch die Hand dieses Redactors die uns überlieferte Form des Buches Hiob entstanden sein mag.

7. Die Kunst der Dichtung.

Der Prolog stellt das Problem auf, das gelöst werden soll, aber nicht in abstrakter Lehrform, sondern in einem concreten, dem Leben entnommenen Bilde.

Hiob ist ein nach gewöhnlicher Schätzung glücklicher Mann; gesund, reich, angesehen, ein gesegneter Familienvater. Er hat aber auch nach seinem und der Welt Urtheil dies Glück wohl verdient; er ist gottesfürchtig, rechtschaffen, ein Feind des Bösen, ein Thäter des Guten, und auf's äußerste bemüht, Alles zu vermeiden, was sein freundschaftliches Verhältniß zu Gott stören, ihm Gottes Mißfallen und als Strafe eine Verringerung seines Wohlstandes und Lebensglückes nach sich ziehen könnte.

Da auf einmal, ohne Veranlassung von seiner Seite, verliert er an einem und demselben Tage Hab und Gut, Söhne und Töchter, und, als wäre es daran nicht genug, auch seine Gesundheit, und wird von einer schmerzhaften, ihm Tag und Nacht keine Ruhe lassenden und wegen ihrer Ansteckungskraft von allem geselligen Umgang ausschließenden Krankheit befallen.

Was Gott vermochte, seinen treuen Knecht so schwer heimzuzufuchen, bleibt allen Menschen und vornämlich Hiob selbst ein unlösbares Räthsel. Aber der Prolog weiß darüber Bescheid. Im Himmel wurde beschlossen, Hiobs Frömmigkeit und Tugend auf die Probe zu stellen. Wird er Gott treu bleiben, auch wenn ihm alle die äußeren Güter entzogen werden, die gemeinhin als lohnende Frucht der Gottseligkeit betrachtet werden? Ist seine Liebe zu Gott eine selbstlose und übt er die Tugend nur um ihres eigenen Werthes willen? Gott behauptet: Ja! der Satan: Nein! Hiobs ferneres Verhalten soll darüber entscheiden.

Der Anfang ist der guten Meinung günstig, die Gott von seinem Knechte gefaßt hatte. Mit stiller Ergebung erträgt Hiob den Verlust seiner Habe, seiner Kinder und selbst seiner Gesundheit und weist die Aufreizung seines Weibes zum Abfall von Gott mit strengen Worten zurück. Aber die schwerste Prüfung steht ihm noch bevor. Das letzte Gut, das ihm nächst dem Leben noch geblieben ist, das Bewußtsein, daß er nicht Schuld an seinem Unglück trage, daß er ein reines Gewissen habe, soll ihm durch

den Unverstand seiner Freunde auch noch verkümmert werden; und hier setzen nun die Reden Hiobs ein.

In bester Absicht, den Freund zu trösten, sind drei auswärtige Freunde zu ihm gekommen; denn Hausgenossen, Verwandte und Bekannte im eigenen Lande haben ihn verlassen und meiden schon seinen Umgang. Sieben Tage und sieben Nächte harren sie in stiller Theilnahme bei dem in stammem Schmerze Versunkenen aus und warten geduldig, bis er selbst dies fürchterliche Schweigen brechen würde. Aber als er endlich seinen Mund öffnet, um verzweiflungsvoll seinem Leben, und damit auch dem, der es ihm geschenkt hatte, zu fluchen, als er mit steigender Erbitterung fragt, warum Gott Menschen ins Dasein rufe, welchen ihr Leben eine Last, der Tod eine Wohlthat sei? — da glaubten freilich die Freunde sich verpflichtet, den Gott ihrer Väter gegen so harte Vorwürfe in Schutz zu nehmen und Hiobs Leidenschaftlichkeit zur Mäßigung und Besonnenheit des echten Weisen zurückzurufen.

Jener wilde Ausbruch der Verzweiflung, der nach den resignirten Worten, mit welchen der Prolog auch den Verlust seiner Gesundheit von Hiob aufgenommen werden läßt, erscheint freilich nicht gehörig motivirt und zwischen der Erzählung der zwei ersten Kapitel und dem dritten, mit welchen die Reden Hiobs eingeleitet werden, klappt eine nicht zu bergende Lücke und Zusammenhangslosigkeit¹⁾. Indessen mag sie der nicht zu skrupulöse Leser etwa mit dem Gedanken ausfüllen, daß die lange Dauer seiner schrecklichen Krankheit zuletzt doch seine Geduld erschöpft und ihn zu bitteren Klagen über sein unverdientes Schicksal verleitet habe. Aber zu dem, was der Satan gehofft und wozu sein Weib ihn

¹⁾ Am besten würde diese Lücke durch Versetzung jener Klagen Hiobs im 29. und 30. Kapitel vor Kapitel 3 überbrückt werden und damit würde sich der weitere Vortheil verbinden, daß der ursprüngliche Zusammenhang des Prologs mit den folgenden Reden Hiobs an Wahrscheinlichkeit gewinnen und, wenn sich so die im Prolog vorausgeschickten Notizen über Hiobs Person und Vergangenheit als organischer Bestandtheil der Dichtung herausstellen ließen, die Reden Hiobs nicht so unvorbereitet und kopflos auftreten würden, als dies bei unsern kritischen Voraussetzungen der Fall ist. Allein gerade jene Kapitel 29 und 30, verbunden mit Kapitel 19, lassen uns von den Katastrophen, die nach dem Prolog den Mann betroffen haben sollen, nur die letzte, seine unheilbare, ihn von der menschlichen Gesellschaft ausschließende Krankheit erkennen, die ihn aus der hohen Stellung, die er bis dahin in derselben eingenommen hatte in die tiefste Mißachtung stürzte und zu einem Gegenstand des Abscheus für die Seinigen und des Spottes für Kinder und gemeines Gesindel machte, abgesehen von den nie ablassenden Qualen schrecklicher körperlicher Leiden.

angereizt hatte, daß er nämlich „Gott den Abschied gegeben“ und sich von ihm losgesagt hätte, kam es doch nicht bei ihm.

Es entwickelt nun zuerst der greise Eliphas, als Wortführer, seine Theorie von der sinnlich schwachen Menschennatur, welche dem heiligen, nichts Unreines duldbenden Gott fortwährend Stoff zur Unzufriedenheit geben müsse und daher, um auf dem guten Weg erhalten zu bleiben, beständiger Züchtigungen benöthigt sei. Die beiden anderen Freunde secundiren, und da sich Hiob sogar vermist, Gott nicht allein der Ungerechtigkeit gegen die Frommen, sondern einer Begünstigung der Sünder anzuklagen, die bei ihrer Gottlosigkeit in ihrem Glück unbehelligt blieben, da erheben sich alle drei einstimmig gegen diese freche Verhöhnung Gottes und bestreben sich mit Hinweisung auf die von innerer Gewissensunruhe geängstigten, zu Wiedergabe ihres unrechtmäßig erworbenen Reichthums genöthigten, von unerwartet frühem Tode sammt ihren Familien dahingerastten und der Vergessenheit anheimfallenden Sünder den Beweis des Gegentheils zu leisten. Dabei fehlt es nicht an Winken und Andeutungen, Hiob möge selbst durch dergleichen Vergehungen oder wenigstens durch lieblose Selbstsucht und Härte gegen Arme und Hülflose sich sein Schicksal zugezogen haben. —

Unter steten Klagen über Gott, der ihm jede Rechtfertigung unmöglich mache und ihn mit grundlosem Zorn verfolge, und über seine Freunde, die, statt für ihn Partei zu nehmen, sich auf die Seite Gottes schlugen, ihn über Dinge belehren wollten, die ihm ebenso bekannt seien, wie ihnen, dagegen die Hauptfrage, mit welchem Rechte Gott ihn also quäle und verfolge, unerledigt ließen und zur Rechtfertigung seines Zornes ihm Fehler und Sünden andichteten, von denen er sich vollkommen frei wisse, kämpft Hiob mit steigender Hitze für seine Unschuld, die er sich um keinen Preis werde abstreiten lassen. Zuletzt wird er durch die von seinen Gegnern angebrachten Beispiele bestrafter Sünder dazu getrieben, mit innerem Widerstreben ebenfalls Erfahrungen entgegengesetzter Art, von nicht bestrafte Gottesverächtern und ganzen Klassen von Menschen anzuführen, welche in unverschuldetem Glende schmachteten und eine Beute roher Gewalt und Unterdrückung würden, ohne daß Gott zum Einschreiten und Bestrafen der Schuldigen bewogen würde. Die Freunde verstummen, und Hiob schließt mit einer lebhaften Protestation gegen alle und jede, die ihn eines begangenen Unrechts zeihen möchten, und mit einer offenen Darlegung der Grundsätze des Rechtes und der Billigkeit, der Barmherzigkeit und Nächstenliebe, die ihn sein ganzes Leben hindurch bestimmt und geleitet hätten.

Der Sieg, den Hiob über seine Gegner davontrug, war nun aber zugleich ein Triumph seiner Behauptung, daß in der gegenwärtigen Weltordnung das Princip der Gerechtigkeit vermißt werde, daß Gerechte und Ungerechte vor Gott gleichgölten und es demnach unnütz sei, sich um Gottesfurcht und Tugend zu bemühen. Dies konnte aber ein vierter Redner, der bisher seiner Jugend wegen geschwiegen hatte, nicht ertragen; er nimmt den von den Alten verloren gegebenen Kampf auf, da ihm Hiob nicht unwiderlegbar scheint und es folgen daher

Die Reden Elihu's, der in vier aufeinander folgenden Vorträgen den Beweis unternimmt, daß Hiob sich im Unrecht befinde, wenn er sein Unglück für einen Act göttlichen Zorns oder tyrannischer Laune betrachte. Vielmehr wollte Gott ihn dadurch zur Selbsterkenntniß und Demuth führen, daß er seine Fehler bereue, sich bessere und dadurch Gottes Gnade wieder gewinne. Ebenso unrichtig sei die Meinung, daß es gleichgültig sei, ob man Gott oder der Sünde diene, weil auf ersteres kein Lohn, auf letzteres keine Strafe folge. Nicht Gott, sondern sich selber erweise der Mensch Nutzen oder Schaden, je nachdem er gut oder schlecht handle. Und wenn zuweilen das Böse im öffentlichen oder privaten Leben die Oberhand habe und Unschuldige gedrückt würden, so lasse Gott dies zu nicht aus Gleichgültigkeit gegen gut und böse, sondern um den Nothleidenden damit die Lehre zu geben, ein andermal rechtzeitig sich an den zu wenden, der allein sicher helfen kann, und nicht hoffärtig der eigenen Kraft zuviel zu trauen. Statt also über Gott zu klagen und wider seine Führungen zu murren, sollte Hiob sich lieber denjenigen anschließen, die Gottes Macht und Herrlichkeit anerkennen und laut preisen.

Da Hiob auf diese Belehrungen weder Ja! noch Nein! sagt, und man daher nicht weiß, ob er sich dadurch geschlagen und im Unrecht erkennt, so erscheint endlich Gott selbst auf dem Kampfplatz, um eine Entscheidung herbeizuführen, und es folgen also als letzte Instanz:

Die Reden Gottes, in welchen Hiob, der Gott zu schulmeistern und seine Weltregierung zu tadeln sich erfrecht hatte, durch Hinweisung auf die uns unbegreiflichen und unerklärbaren Wunder der Macht und Weisheit der Welterschöpfung, die sich in der Einrichtung sowohl der unbelebten, als belebten Natur offenbaren, zu dem Bekenntniß des Unvermögens unserer menschlichen Fassungskraft, die Räthsel des göttlichen Wirkens zu lösen, zur Abschwörung des Fürwizes, Dinge tadeln zu wollen, die er nicht einmal begreifen kann und zur demüthigen Ergebung in

die uns unerforschlichen Rathschlüsse Gottes, wie er sie bei Beginn seiner Prüfung bewiesen hatte, zurückgeführt wird. Auf dies hin, nachdem er Abbitte gethan, das Geschehene bereut und für die Zukunft Schweigen gelobt hat, wird Hiob im

Epilog von Gott in Gnaden aufgenommen, seine Gegner aber wegen ihres Verhaltens streng getadelt und erhalten zur Strafe nur durch des von ihnen so angefeindeten Hiobs Fürbitte die Verzeihung Gottes. Der fromme Dulder dagegen wird durch zwiefachen Ersatz alles Verlorenen für alles Ausgestandene reichlich entschädigt.

So rundet sich denn die Geschichte zu einem ebenso schönen, als erbaulichen Lehrgedichte ab, das vermöge seiner Tendenz, Gottes unendliche Macht und Weisheit wider alle Zweifel sicher zu stellen und des Menschen Hochmuth und Fürwitz zu dämpfen, würdig befunden wurde, in die Sammlung heiliger Schriften der Hebräer aufgenommen zu werden.

Die Kunst, mit der solchergestalt eine sinnbildliche Erzählung episch angelegt und in derselben durch den Streit Hiobs mit seinen Freunden ein Knoten dramatisch geschürzt und dann durch Gottes Einsichreiten gelöst, oder vielmehr durchhauen wurde, verdient gewiß alle Anerkennung. Hat aber dasjenige seine Wichtigkeit, was oben über die Störung des Zusammenhangs durch die unvermuthete Wandelung in Hiobs Ansichten zu Kapitel 27, ferner über die unvermittelte Einsichaltung des in einem neuen rhetorischen Styl verfaßten Kapitels 28 von der göttlichen und menschlichen Weisheit, über die dogmatisch scholastischen und das Einsichreiten Gottes indirect tadelnden Reden Elihu's und in den Reden Gottes über den Mangel einer Rechtfertigung Hiobs gegen die falschen Anklagen seiner Freunde, endlich über die im Epilog gegebene und den im Prolog erweckten Erwartungen so wenig entsprechende Lösung des Problems zu jedem dieser Abschnitte bemerkt worden ist, so wird die von gewissen Seiten so gerühmte Einheit der Dichtung und ihres Verfassers gewiß höchst zweifelhaft erscheinen und in der Nähe besehen möchte der an dem Dichter mit so viel Lob erhobene kunstgerechte Organismus und die fein berechnete Gliederung und das Ineinandergreifen seiner Theile mehr in der Einbildung jener Kunstrichter, als in der Wirklichkeit zu finden sein.

Der Plan, der dem Buche in seiner gegenwärtigen Gestalt zu Grunde liegt, ist vielmehr das Werk eines Redactors, welcher die Hauptschrift der Reden Hiobs zu erbaulichen Zwecken mit jenen älteren und jüngeren Versuchen einer Lösung des dort aufgestellten Problems verbunden und dadurch ihrer ursprüng-

lich polemischen Bestimmung entfremdet hat. Zur Unterstützung dieser Ansicht, die auch unter Fachgelehrten nur mit Mühe und Widerstreben Grund und Boden finden wird, mag noch folgende Bemerkung dienen. Wir können im Buche Hiob, wie im 1. Buch Mose, die Hand eines Jehovisten und eines Elohisten unterscheiden. Dem ersteren, der von Gott immer den jüdischen Nationalnamen Jehova (Jahve, der Herr) gebraucht, gehören die in Prosa geschriebenen Erzählungen des Prologs und Epilogs an, sowie die Ueberschrift und daher die Einführung der Reden Gottes in den Gang der Handlung. Er liefert also den Rahmen zu der zwischen beiden liegenden Hauptschrift, das Persönliche über Hiob und seine Ergebnisse vor und nach seiner Prüfung, und wir dürfen in ihm wohl den Redactor des Buches Hiob vermuthen, der ihm seine gegenwärtige Gestalt gegeben hat. Der Elohist, der für Gott sich nur der Namen Elohim, d. i. Gott schlechtweg, und Schaddai, der Allmächtige, bedient, ist der Verfasser der „Reden Hiobs“, der eigentlichen Hauptschrift, welche auf höchst sinnreiche Weise von dem Jehovisten mit seiner Geschichte vom frommen Dulder Hiob verbunden ist. Eine gewaltsame Aenderung hat er sich dagegen bloß gegen das Ende derselben erlaubt, wo er (Kap. 27, 6 ff.) Hiob Worte in den Mund legt, die mit seinen noch soeben geäußerten Ansichten über die göttliche Strafgerechtigkeit in grellem Widerspruch stehen und wahrscheinlich seine im Epilog berichtete Begnadigung vorbereiten sollen. Im Interesse des Prologs dagegen hat er wohl jene elegischen Rückblicke Hiobs auf seine glückliche Vergangenheit in Vergleichung mit seiner traurigen Gegenwart, die wir jetzt als Kapitel 29 und 30 lesen, von ihrer ursprünglichen Stelle im Anfange des Buchs, wo sie den Leser vor dem Beginn des Streites mit Hiobs Person und seinen Verhältnissen bekannt machen sollten, an's Ende versetzt; dort stehen sie nun, ohne psychologisch motivirte Verbindung mit dem Früheren, wie ein Nachtrag von etwas Vergessenem. Bei Einschaltung des, mit Sprichwörter Kapitel 8 verwandten, 28. Kapitel von der göttlichen Weisheit vermiffen wir sogar eine passende grammatische Verbindung, während die Reden Elihus, die in einer früheren Redaction dem Anscheine nach bestimmt waren, die Reden Gottes überflüssig zu machen, später doch noch neben, oder, um Gott das letzte Wort zu lassen, vor denselben Aufnahme gefunden haben.

Außer dem verschiedenen Gebrauch der Gottesnamen unterscheiden sich übrigens Elohist und Jehovist auch darin, daß nur bei dem letzteren, im Prolog (1, 5) und Epilog (42, 8), von

Opfern die Rede ist. Auch da, wo die Gelegenheit dazu sich darböte, spricht der Elohist des Buches Hiob davon so wenig als der Elohist der Genesis. Mit dem Jehovisten der Genesis stimmt aber der Jehovist des Buches Hiob darin überein, daß er die Opfer nicht durch Priesterhand, sondern durch den Hausvater verrichten läßt. Die patriarchalischen Zustände der vor-mosaischen Zeit, in welche die Geschichte Hiobs augenscheinlich versetzt werden soll, sind in dem Punkte treulich festgehalten.

Mag aber auch unser jetziges Buch Hiob, wie wir demnach glauben voraussetzen zu dürfen, die schriftstellerische Arbeit von mehr als einem Verfasser vereinigen, so scheint soviel sicher, daß seine Abfassung einem litterarischen Kreise entstammt, der weder dem Priester- noch dem Prophetenstande angehörte, sondern einer Gesellschaft oder Schule jener oft genannten „Weisen“ und Dichter (Kap. 15, 2, 18; 34, 2. 34), die sich gleich den ältesten Philosophenschulen der Griechen, mit metaphysischen Speculationen, mit physikalischen und naturhistorischen Forschungen beschäftigten und ihre Ergebnisse in dichterische Form einkleideten, wie denn sowohl die Reden Gottes, als die vierte Rede Elihu's, die Antwort Hiobs auf Bildads dritte Rede (Kap. 26) und das 28. Kapitel von der göttlichen Weisheit mit seiner Beschreibung des Bergbaus davon ein sprechendes Zeugniß geben. In Hinsicht auf Welterkenntniß und allgemeine Bildung ging ihr Horizont nach diesen Proben unstreitig über die engen Grenzen hinaus, innerhalb welcher sich die meisten übrigen Schriftsteller des alten Testaments bewegen; im Gebiete der Lebensweisheit und Moral schließen sich ihnen aber zunächst die dichterischen Verfasser der sogenannten Sprichwörter an.

8. Praktische Bedeutung der Dichtung.

Diese und andere dergleichen kritische und litterarische Fragen, als über die Person, die Heimath und das Zeitalter des oder der Verfasser unseres Buches werden gewiß noch lange die wissenschaftliche Forschung in Anspruch nehmen, wie denn die Zahl der bereits darüber erschienenen Vermuthungen und sich vielfach widersprechenden Meinungen ganze Bände füllt. Der einfache, Erbauung suchende Bibelleser, dem hiefür das Interesse fehlt, wird die Beantwortung derselben gerne denjenigen überlassen, die dazu das erforderliche Wissen und Können besitzen. Ihn interessirt zunächst als Hauptfrage, ob das tiefere Eindringen in den Inhalt und Geist eines Buches, dessen Verständniß selbst für den geschulten Ausleger mit so vielen Schwierigkeiten ver-

bunden ist, auch die Mühe lohne, die er darauf verwenden muß? Ob auch diese Schrift, die nun einmal in unserer heiligen Bücher-sammlung neben andern ihren Platz behauptet, mit zu den Schriften zähle, die da nutz sind zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Unterweisung in der Gerechtigkeit, auf daß ein Mensch Gottes vollkommen sei, zu allem guten Werk geschickt (2. Timoth. 3, 16. 17)?

Um diese Frage in bejahendem Sinne zu beantworten, genügt nun nicht, auf einzelne vortreffliche Stellen in den Reden Hiobs und seiner Freunde und Gottes selbst hinzuweisen, welche die Größe, Weisheit und Allmacht des Welterschöpfers preisen und hinwieder den sich so gern überhebenden, schwachen und beschränkten Menscheng Geist zur Demuth und Bescheidenheit und zum Zurückdrängen seines flügelnden, die göttliche Vorsehung meisternden Fürwizes ermahnen, oder die den Gottes vergessenden Sünder durch Hinweis auf die Heiligkeit und Strenge des das menschliche Herz bis in seine geheimsten Falten durchschauenden Weltrichters schrecken und ihm die Unsicherheit seines vermeintlich so fest gewurzelten Erdenglücks und die sicheren Folgen seiner Ungerechtigkeit, die Dualen der Gewissensangst, die Furcht vor der ihm überall nachfolgenden Nemesis, die Verachtung der Menschen und einen Untergang mit Schrecken vor Augen stellen und ihm dagegen Gottvertrauen und Uebung der Gerechtigkeit und einer barmherzigen Nächstenliebe zur heiligen Pflicht machen — dies Alles ist durch seine innere Wahrheit und praktische Bedeutung belehrend, strafend, unterweisend zur Gerechtigkeit, findet sich aber auch anderwärts und nicht deswegen ist das Buch Hiob geschrieben worden, sondern Absicht und Zweck desselben gehen dahin, Gott zu rechtfertigen gegenüber den Zweifeln eines durch Unglück und Trübsal in seinem Vertrauen zu einer gerechten und gütigen Weltregierung irre gewordenen, verdüsterten und erbitterten und einer pessimistischen Weltanschauung zur Beute gewordenen Gemüths. Ist nun dieser Zweck des Buches in dem Grade erreicht, daß wir mit den darin erteilten Belehrungen auch jetzt noch einen Unglücklichen und wie Hiob Verzweifelnden in Wahrheit aufrichten, trösten und mit neuem Lebensmuth e erfüllen können?

Auf diese Frage vermöchten wir nun nicht mit einem fröhlichen Ja! zu antworten.

Oder wie? Sollen wir den von wiederholten Schicksalsschlägen Nieder gebeugten, der Kinder und Familienglück, Wohlstand und Ansehen, Kraft und Gesundheit verloren hat und nun einsam, arm und krank in der Welt steht, die ihn gleichgültig

leiden und in Elend versinken sieht, auf den heiteren Ausgang von Hiobs Schicksal, wie ihn die Phantasie des Epilogisten sich ausgemalt hat, aufzurichten suchen und ihm nach bestandener Prüfung den doppelten Ersatz alles Verlorenen versprechen? Er würde solche Verheißungen wiederkehrenden Erdenglücks mit demselben bitteren Hohne zurückweisen, mit welchem Hiob ähnliche Ausichten auf eine glückliche Zukunft, die ihm seine Freunde eröffneten, als illusorisch und unerfüllbar von der Hand gewiesen hat (Kap. 17, 12—16).

Oder sollen wir ihm mit Eliphaz zu Gemüthe führen, daß die uns von Gott verliehene sinnliche Natur mit ihren Trieben, Lüsten und Leidenschaften uns nie vor Fehlern, wenn auch nicht des bösen Willens, doch des Irrthums und der Schwachheit sicher stelle, daß aber ein so unreines, mit Sünde beslecktes Verhalten dem heiligen Gott nicht gefallen könne und daß die Leiden, die er uns zuschicke, Zuchtmittel seien, die wir dankbar hinnehmen und zu unserer Besserung benutzen sollen? — Er wird uns, wie auch Hiob seinen Freunden erwiedern: Lieber eine augenblickliche Todesstrafe, als ein langes Leben in einer Besserungsanstalt ohne Freiheit und Lebensfreudigkeit (Kap. 6, 9—12; 10, 13 ff.). Ich sehe Andere, die sich um Gott wenig kümmern und es dabei besser haben, ihr Leben fröhlich genießen und schmerzlos sterben.

Vielleicht werden ihm seine Leiden erträglicher und ihre scheinbare Härte und Unbilligkeit sich zuletzt in seinen Augen zu einem Ausfluß der göttlichen Liebe und Barmherzigkeit umwandeln, wenn er nach dem Rathe Elihu's in ihnen Weckrufe aus seinem Seelenschlafe erkennt, die ihn zu dem lange vergessenen göttlichen Helfer und Retter aus aller Noth zurückführen wollen. Allein — und wenn er Gott nicht vergessen, sondern, wie Hiob, Tag und Nacht in heißem Gebet und Flehen sich an ihn gewendet und auf sein demüthiges Bitten keine Antwort, keine Linderung, noch Rettung erlangt hat? Da mag denn wohl im Hinblick auf Andere in seinem wunden Herzen die zuerst schüchterne, dann immer lauter werdende Frage emporsteigen: Warum mir das? Bin ich denn so viel schlimmer als Andere, daß mir eine soviel schwerere Last auferlegt wird? Und diese Frage wird sich allmählig zu Vorwürfen und zu einem Aufschrei der Verzweiflung steigern, wie wir ihn aus dem Munde Hiobs vernommen haben.

Wir könnten nun im Namen des Gottes, der sich zu einer Unterredung mit dem in ähnliche Fragen und pessimistische Anschauungen versunkenen Hiob herabließ, dem Verzweifelnden zurufen: Gottes Wege sind unerforschlich. Be-

trachte die unsere Fassung übersteigenden Räthsel der Erschaffung und Erhaltung dieser physischen Welt, die Werke seiner Hände, die uns ein ewiges und lebendiges Zeugniß geben von seiner unendlichen Macht und Weisheit, seiner nie rastenden Fürsorge für alles Erschaffene. Wenn Du daher auch in Deinem und anderer Menschen Schicksal Unbegreifliches findest, dessen Lösung Dir nicht möglich ist — frage nicht! klage nicht! Schweige und dulde in demüthiger Ergebung in den unerforschlichen Willen der Vorsehung. Der Rath scheint gut; denn etwas anderes zu thun bleibt ja dem Unglücklichen doch nicht übrig. Der Hiob des Epilogs hat ihn auch befolgt, er hat die Hand auf seinen Mund gelegt, ist von allem weiteren Klügeln über Gottes verborgene Rathschlüsse abgestanden und ist dann von Gott begnadigt und für alles Verlorene reichlich entschädigt worden. Allein der Mann, der in den „Reden Hiobs“ gegen ähnliche Ermahnungen seiner Freunde auftritt, hätte vielleicht geantwortet: An Gottes wunderbarer Macht, an seinem allumfassenden Wissen und seinem jeden Widerstand besiegenden Willen habe ich nie gezweifelt, aber wo bleibt in meinem Falle seine Gerechtigkeit und seine schonende Güte und Barmherzigkeit? Und der Unglückliche unserer Tage würde etwa noch beifügen: Gesezt auch, es wäre mir, wie dem Hiob der Dichtung, noch eine heitere Zukunft und ein glückliches Lebensende vorbehalten, kann mir ein späteres Glück den Ausfall an Lebensgenuß und Freudigkeit ersetzen, den mein ohnehin kurzes Leben durch alle die Schmerzen und das Leid der unwiederbringlich verflossenen Tage erlitten hat? Oder bin ich in dies Leben gesezt worden, nicht um es zu genießen, sondern um diese von mir nicht verlangte Gottesgabe zu verwünschen und dem Geber mit Protest vor die Füße zu werfen?

Solchen Zweifeln an Gottes wohlwollenden Absichten, wenn er uns unverschuldete Leiden zuschickt, begegnet nun freilich der Prolog, indem er nicht, wie dies in den „Reden Gottes“ der Fall ist, alles Forschen nach Bestimmungsgründen in der göttlichen Weltleitung als nutzlos und anmaßend verwirft und uns stumme Ergebung in den höheren Willen zur Pflicht macht, sondern uns den Himmel öffnet, daß wir einen Blick werfen können in die verborgene Werkstätte, in welcher die Fäden zu dem bunten Gewebe der menschlichen Schicksale gesponnen und gewirkt werden. Und was ist nun der Aufschluß, der uns über das Räthsel von Hiobs unbegreiflichem Glückswechsel, damit aber zugleich über so viel unverschuldetes Leid auch anderer frommer Dulder, durch jene sinnbildliche Darstellung einer zwischen Gott

und Satan eingegangenen Wette ertheilt wird? An der Art und Weise, wie Hiob den Verlust aller Güter dieses sinnlichen Lebens aufnahm und ertrug, sollte sich erproben, was in ihm stärker sei, ob die Liebe zu Gott, oder die Liebe zur Welt? — Durch willige Hingabe alles dessen, was ihm Gottes Güte einst geschenkt und auf dessen fortdauernden Besitz er ja kein Unrecht hatte, leistete er, wie Abraham durch das Opfer seines einzigen Sohnes, den thatsächlichen Beweis, daß ihm die durch seinen Gehorsam verbürgte Fortdauer der göttlichen Liebe höher galt, als alle Güter dieser Erde und daß es also nicht der letzteren wegen war, daß er bisher treu zu ihm gehalten hatte.

Bei Hiob hatte nun diese Probe, soweit die Erzählung des Prologs geht, vollständigen Erfolg, und von daher hat sich auch im Sprachgebrauch der christlichen Kirche die Gewohnheit eingebürgert, ein schweres Geschick, das uns ohne unsere Verschuldung getroffen hat, eine Prüfung zu nennen, die unseren Glauben und Gehorsam gegen Gott auf die Probe stellt.

Wird nun durch diese Prüfungstheorie das Problem der Zulassung von Leid und Elend im menschlichen Leben wirklich gelöst? Kann unser Glaube an eine gerechte Weltregierung dadurch mit den so vielfach dagegen streitenden Erfahrungen des täglichen Lebens ausgesöhnt und beruhigt werden? Gegen die Straf- und Züchtigungstheorie des Eliphaz und seiner Genossen hatte Hiob den Widerspruch seines reinen Gewissens erhoben. Aber eine siegreich bestandene Prüfung benahm dem erlittenen Schmerz den Stachel einer unverdienten Kränkung. Das pessimistische Phantom eines zornigen oder launisch despotischen Weltregenten verschwand und machte dem Bilde des Kampfrichters Platz, der dem bewährten Sieger im Glaubenskampfe die Krone des Märtyrers aufsetzt.

Dabei ist aber nicht zu übersehen, daß es sich in unserem Buche zunächst nicht um die Leiden der Menschheit im Allgemeinen handelt, sondern speciell um die Leiden Hiobs, eines Knechtes Gottes, der auf eine im Dienste dieses, seines Herrn, gewissenhaft verbrachte Vergangenheit zurückblicken konnte. Der Begriff einer Prüfung findet nur da eine Anwendung, wo untersucht werden soll, ob das Vorgeben, in irgend einer Beziehung einen bestimmten Grad des Wissens und Könnens erreicht zu haben, auf Wahrheit beruhe, oder auf Lüge und Verstellung, oder auch nur auf einer verzeihlichen Selbsttäuschung und irthümlichen Ueberschätzung seiner Kräfte und Fähigkeiten. So sollte sich in dem vorliegenden Falle durch Hiobs Prüfung herausstellen, ob seine vielgepriesene Liebe zu Gott und zur Tugend

ächt und aufrichtig sei, oder nur eine verstockte Selbstliebe. Als die letztere, als ein bloß knechtischer Lohndienst, würde sie sich herausstellen, wenn er bei Entziehung des ihm, wie er meint gebührenden Lohns, Gott „den Abschied gäbe“ und seinen Dienst verlasse. Von einer Prüfung als Erklärungsgrund für die über sie verhängten Leiden kann also bei allen denjenigen nicht die Rede sein, die entweder ihrer noch unreifen Jugend wegen, oder weil sie einer religiös-sittlichen Erziehung bis jetzt entbehrt haben, nicht zu den „Knechten Gottes“ gezählt werden können. Denn was wäre denn an Solchen zu prüfen? Wir reichen also mit diesem Begriffe nicht aus, wenn wir uns über die oft unerhörten Leiden, welchen unmündige Kinder durch ererbte oder ansteckende Krankheiten, durch Blattern, Scharlach, Diphtheritis, Syphilis und ähnliche ausgelegt sind. Für die Eltern, die hilflos und händeringend dabei stehen, mögen sie allerdings eine Prüfung genannt werden, aber sollen denn die armen Leidenden nur als Mittel zu einer solchen Prüfung, als Prüfungsmaterial, für andere in Betracht kommen und nicht an und für sich Anspruch haben auf göttliche Milde und Barmherzigkeit? Oder findet etwa der Begriff der Prüfung eine Anwendung bei den Leiden und dem vielfachen Elende von Millionen religiös und sittlich verwahrloster Menschen, die erst durch äußere oder innere Mission zu einer reineren, oder überhaupt zur Erkenntniß Gottes und seiner Gebote gebracht werden sollen?

Allein diesen allgemeineren Charakter der Weltbetrachtung, mit welchem sich jene Prüfungstheorie nicht mehr verträgt und zur Erklärung des der Menschheit überhaupt anhaftenden Elends nicht ausreicht, nimmt das Buch Hiob erst in dem Stadium des Gesprächs an, wo der hartnäckige Widerspruch gegen seine Behauptung, daß er unverdient leide, Hiob zu der Bemerkung drängt: Wie ihm, so ergehe es übrigens Andern auch: in der Welt geschehe überhaupt des Unrechtes so viel, das ungestraft bleibe, und so manche Unschuldige sähen in ihren Bedrängnissen sich bei Gott umsonst nach Hülfe um, daß dadurch der Glaube an eine gerechte Weltregierung nothwendig wankend werden müsse. Diese pessimistische Anschauung vom Thun und Leiden der Menschen überhaupt, vom Standpunkte einer sittlichen Weltordnung aus betrachtet, ist es namentlich, welche das Kapitel von der göttlichen Weisheit (Kap. 28) und die Reden Gottes durch die Erinnerung an die Endlichkeit und Beschränktheit des menschlichen Fassungsvermögens zu bekämpfen und mit dem Vorwurf vermessenen Fürwises niederzuschlagen suchen.

Und zu diesem Bekenntniß unserer Unzulänglichkeit werden

wir auch heute noch uns jedesmal gezwungen sehen, wenn wir uns vermessen, einzelne, an sich vollkommen berechnete, individuelle Regungen unseres religiösen Bewußtseins zu dem Rang von allgemeingültigen Weltgesetzen zu erheben und auf dieser Grundlage ein System der göttlichen Weltordnung zu construiren. So ist der Einzelne vollkommen befugt und es wird für sein Fortschreiten in religiös-sittlicher Bildung in hohem Grade förderlich sein, wenn er in dem Fehlschlagen seiner Hoffnungen, im Verlust seines Besitzes, in dem Tod seiner liebsten Angehörigen, in den Schmerzen einer langwierigen Krankheit die gerechte Strafe für seinen Ehrgeiz und Hochmuth, für seinen Geiz und seine Habgucht, für seinen Familienstolz und die Ueberschätzung seiner physischen Kraft und Stärke erblickt. Sieht er nun aber in jedem Mißgeschick der Art, welches Andere trifft, einen Zweck und die Absicht Gottes, ein ähnliches Schuldgefühl auch bei ihnen zu wecken, um sie dadurch zur Selbsterkenntniß und zur Buße zu nöthigen, so zeigt uns das Beispiel von Hiobs Freunden, zu welchen irrthümlichen, lieblosen, die Wunden, die ihnen geschlagen sind, noch schmerzhafter und blutiger machenden Urtheilen ein solches Generalisiren persönlicher Empfindungen nothwendig führt.

Die Erfahrung Einzelner, daß ein schweres und andauerndes Schmerzlager für sie ein Mahn- und Weckruf geworden sei, der sie aus ihrem Seelenschlase aufgeschreckt, ihnen die Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller irdischen Güter zum lebendigen Bewußtsein gebracht und dafür die Sehnsucht nach den unsichtbaren, unvergänglichen Gütern in der Gemeinschaft mit Gott in ihnen erweckt habe, läßt sie mit Recht in den Schmerzen ihres Leibes einen Segen für ihre Seele erkennen, den sie früher in den Zerstreuungen des Geschäftslebens und in dem Taumel rauschender Freuden nicht geahnt oder nicht beachtet und werthgeschätzt hatten. Aber wer nun von der Basis dieser persönlichen Erfahrung aus ein allgemeines Weltgesetz aufstellen wollte, wonach Gott ähnliche Krankheitszustände zu eben diesem Zwecke über die Menschen überhaupt verhänge, der hätte zugleich auf die Frage zu antworten, warum denn diese bittere Arznei nur ihnen und nicht auch Andern zu Theil werde, die sie ebenso nöthig hätten, und warum andererseits auch solchen, die für den daraus zu ziehenden Nutzen durchaus keine Empfänglichkeit besitzen, oder aus Unkenntniß und mangelhafter Vorbildung nicht einmal besitzen können, die also von ihr zwar den herben Geschmack, aber keine innere Heilung und Besserung davon tragen werden?

Daß es sich nicht anders verhält mit allen den Uebeln, an deren geduldiger Ertragung der Fromme sein Vertrauen und seine Liebe zu Gott bewähren kann, ist oben bereits gezeigt worden. Mag auch der Sieg, den einzelne glaubensstarke Geister aus solchen Prüfungen davontragen, für sie noch so ehrenvoll und segensreich sein, so haben sie zwar persönlich aus ihrem Unglück den besten Nutzen gezogen und mögen dies mit Dank gegen Gott anerkennen; allein da, wo noch kein Glauben an Gott vorhanden war, kann von einer Prüfung nicht die Rede sein und eine Rechtfertigung Gottes für das massenhafte Elend, das auf der Menschheit lastet, kann auf diesem Wege nicht gelingen.

An die dogmatische Aushülfe eines auf dem gesammten Geschlechte seit dem Falle der ersten Eltern haftenden Fluche ist im Buche Hiob, das sich nicht auf traditionell-historischem, sondern auf abstract-philosophischem Boden bewegt, nicht zu denken, und dies um so weniger, als das Uebel im Allgemeinen in dem uns erkennbaren Weltplane Gottes seine nothwendige Stelle und Bestimmung hat und ohne dasselbe unsere Geisteskraft brach läge, und wenn kein Kampf zu seiner Bekämpfung nöthig wäre, keine Thätigkeit und keine Entwicklung im menschlichen Leben, sowohl des Einzelnen als der Gesammtheit, stattfinden würde.

Hiob vermag für den plötzlichen Schicksalswechsel, der ihn von der Höhe irdischen Glückes in das tiefste Elend gestürzt hat, keinen rationellen Grund aufzufinden; die Gründe, mit welchen seine Freunde Gottes Verfahren gegen ihn rechtfertigen wollen, weist er als irrig und seinem innersten Bewußtsein widersprechend zurück; die Lösung des Räthfels, die der Prolog dem Leser darüber mittheilt, wird ihm selbst nicht bekannt gemacht. Wendet er dann den Blick von seiner eigenen Person ab und sieht sich in der übrigen Welt um, wo so viel Böses an Schwachen und Wehrlosen ungestraft verübt wird, so ist er nahe daran, den Glauben an eine gerechte Weltregierung aufzugeben und jener trostlosen Anschauung zur Beute zu werden, nach welcher die Welt sich selbst überlassen ein Spielball des Zufalls und der Menschen Schicksal der Laune und Willkür des Stärksten und Frechsten anheim gegeben ist. Aber in diesem stürmischen Meer von Zweifel und Ungewißheit wird doch sein hin- und hergeworfenes Gemüth wiederum festgehalten und vor gänzlichem Versinken bewahrt durch einen Gedanken, auf den ihn nicht erst die „Reden Gottes“ hinzuweisen nöthig gehabt hätten: Hiob weiß, daß Fleisch und Blut, daß die Sinneswerkzeuge, durch die wir uns jetzt der Welt außer uns bewußt werden, den immateriellen, unsichtbaren

Gott und was mit ihm zusammenhängt, nicht fassen, noch begreifen können. Die Absichten und Zwecke seiner Weltleitung mit dogmatischer Zuversicht angeben und in bestimmte Formeln fassen zu wollen ist daher eine eben so große Unbescheidenheit und Anmaßung, als sie nach unserm beschränkten Maße von Einsicht zu meistern und zu tadeln. Sind wir aber einmal der Bande ledig, die uns hier in den Organismus dieser physischen Welt verflechten und ihren mechanisch wirkenden Kräften unterwerfen, dann werden wir denjenigen schauen, an den wir jetzt als an ein unserem bessern, uns über die Thierwelt erhebenden Selbst verwandtes Wesen nur noch glauben können; dann werden sich auch die Räthsel lösen, um die wir uns in unserem gegenwärtigen Naturzustande umsonst abmühen; und daß ein gerechter und heiliger Gott über unserm Schicksale walte, die verkannte Wahrheit an den Tag bringen und uns gegen alle Verdächtigungen und Verleumdungen rechtfertigen werde, dieser Glaube wird zur Gewißheit und Wirklichkeit werden. Und ist dies etwas Anderes, als was später auch der Apostel Paulus den Korinthern gesagt hat (siehe 1. Kor. 13, 12. 2. Kor. 5, 7)?

Doch das neue Element, welches die Erscheinung Christi in die Erörterung dieser schwierigen Fragen gebracht hat, muß einer eigenen Betrachtung und die Ausführung derselben möge jüngern Händen überlassen bleiben. Sie mögen uns zeigen, wie es kam, daß die Opferwilligkeit, wie sie der Prolog unseres Buches von der ächten Frömmigkeit verlangt, welche alle Güter dieser sichtbaren Welt für den Besitz der idealen Güter einer unsichtbaren Welt geringschätzt und dahin gibt, daß die freudige Zuversicht in Gott, zu der sich der Held der Reden Hiobs durch alle Widersprüche der Erfahrung hindurch ringt, nun auf einmal nicht bloß das Kleinod einzelner bevorzugter Geister, sondern das Gemeingut von Massen wurden, in welchen Hohe und Niedrige, Gebildete und Ungebildete und vor anderen gerade die Armen, die Leidenden und Unglücklichen Hoffnung, Frieden und Freude in allen Stürmen dieses wechselvollen Lebens fanden.

Beilagen.

I.

Kap. 19, 26. 27. Man vergleiche damit Byron, Pilgerf. III, Str. LXXIV.

Wenn dann der Geist erlöst von aller Pein
gemeiner Formen, die ihn hier umgeben,
Frei wird vom Fleische, das zu besserem Sein
in Wurm und Fliege neu sich mag beleben,
Wenn Licht zum Licht und Staub zum Staube streben,
Werd ich nicht Alles, was ich sehe, dann
nicht tiefer fühlen, nicht den Flug erheben
Zum reinen Geiste, der das All erfann
und deß unsterblich Wehn ich hier schon ahnen kann?
(Gildemeister.)

II.

Kap. 22, 8. 9. Der Reiche wird auf Unkosten des Armen Herr
im Lande.

Vgl. Biblioth. ält. Schriftwerke der deutsch. Schweiz B. II, S. 404:

Jetzt kan's der rich also schiben,
So er das Land schier hat eröst (erschöpft)
Und deshalb groß gut gelöst,
Kauft er witwen und weisen us,
Trukt inen ab hof und hus,
Daran hievor zehen hatten
Macht er zu einer husmatten.
An lüten ist abgang im land,
Die nit witer z' bliben hand,
Schier des volkes der halb teil,
Und wäre das übrig auch feil,

So mürdind es iren wenig b'stan,
 Die muestind wir für herren han
 Und wär verloren not und arbeit,
 Die unfer vordren an hand gleit,
 Da si sich wib, kind und land
 Mit schweißigen henden g'frit hand.



III.

Kap. 24, 4—11. Das Loos des Armen neben den Reichen.

Kaden (Wanderungen durch Italien. Das Campagna-Volk) erzählt: Die Leute, die wir in diesem Orte treffen, sind zum kleinsten Theil eingeborne römische Campagnoten; fast alle kommen in Schaaren, von der Armuth, die in ihren fruchtleren Bergen herrscht, getrieben, im Frühjahr herbei zu säen, im Sommer zu ernten. Eine trübselige Armee sahen wir dann aus Umbrien, von den fernen Abruzzen her und der Sabina durch die todte Ebene schweigend marschiren.

Lager und ausgehungert sind sie alle, mit harten abgearbeiteten Fäusten, in dürstige Lumpen gehüllt, diese Jahrtausende alte Uniform der Armuth, die nicht des Anziehens lohnen würde, weshalb sie denn auch nimmer abgelegt wird.

Sie tragen die schweren breiten Karste auf den Schultern, greifen unter Aufsicht eines rohen, unbarmherzigen sog. Caporale das Land an, wenden eine dünne Schicht um, besäen die Scholle in flüchtiger Eile, verdingen sich während des Wachsens und Reifens der Saat in die Weinberge und kehren zur Zeit, wo die Malaria dumpf und bleiern über den Fluren liegt, zurück, um eine dürstige Ernte einzuheimsen, deren Ertrag dem reichen, faulen römischen Prinzen oder Herzog und sonstigen Besitzenden die Taschen füllen soll, wie er vor wenigen Jahrhunderten noch die gierige manus mortua der in ihrem Fette schwelgenden Kirchen und Klöster füllte.

Ein wirklicher Feldzug ist dieses Leben und wie aus einem Feldzuge kehren die meisten siech und elend in die Heimath, den armseligen Lohn in das vom Schweiß gebadete Halstuch gebunden; während andere Kameraden, und oft nicht die wenigsten, auf dem flachen Felde dahingestreckt bleiben, in einem öden hügellosen Grab unter Thymian und Haidkraut, ein Opfer der männermordenden Sumpfluft.

Anhang

zum Buch Hiob.

Erklärung der Psalmen 37, 49, 73, 16, 17 und 11.

Es ist bereits in der Einleitung, Seite 13 f., darauf aufmerksam gemacht worden, daß sich in unserer Psalmenammlung verschiedene Lehrgedichte befinden, die sich auf dasselbe Problem beziehen, mit dessen Lösung die in dem Buch Hiob auftretenden Personen so eifrig beschäftigt sind. Diese didaktischen Lieder sind unstreitig aus denselben Kreisen frommer Denker hervorgegangen, welchen auch das Buch Hiob seine Entstehung verdankt, und wenn sie auch dem Anschein nach einer späteren Zeit angehören, so dienen sie gerade deshalb zum Beweis, daß die einmal auf diesen mit unserem religiösen Denken und Fühlen so innig zusammenhängenden Punkt angeregte Speculation nicht stille stand, sondern immer neue Wege suchte, um die Zweifel an einer gerechten sittlichen Weltordnung zu überwinden und dem in seinem Glauben irre gewordenen, leidenschaftlich aufgeregten und zum Abfall von den strengen Forderungen der Pflicht und Gottesfurcht sich hinneigenden Herzen Frieden, Vertrauen und Besonnenheit einzuflößen.

Psalm 37.

- 1 Greif're nicht Dich ob den Uebelthätern,
beneide nicht die Unrecht thun,
- 2 Denn wie das Gras verdorren sie in Eile
und werden welk wie grünes Kraut.
- 3 Vertraue Gott und thue das Gute
so wirft Du in dem Lande wohnen.

- 4 Befeiß'ge Dich der Redlichkeit, ¹⁾
 und Du wirst Gottes Dich erfreuen
 und Deines Herzens Wünsche schenkt er Dir.
- 5 Befiehl dem Herren Deine Wege,
 vertraue ihm und er wird handeln,
- 6 Und läßet wie das Licht Dein Recht aufgehen
 und wie die Mittagssonne das, was Dir gebührt.
- 7 Halt still dem Herrn und harre sein,
 Ereiß' nicht Dich ob dem Manne,
 der glücklich ist auf seinen Wegen
 und was er sinnt, zu Ende führt.
- 8 Steh' ab vom Zorn und laß den Unmuth fahren,
 ereiß' nicht Dich, um Dich zu versünd'gen;
- 9 Denn Uebelthäter werden ausgerottet,
 wer aber Gott vertraut, ererbt das Land;
- 10 Und — eine Weile noch — so ist kein Sünder mehr,
 suchst Du nach seinem Ort, so ist er nicht mehr da.
- 11 Die Armen werden dann das Land ererben
 und sich erfreuen einer Fülle Heils.
- 12 Der Frevler lau'rt auf den Gerechten
 und fletscht die Zähne wider ihn.
- 13 Der Herr verlacht ihn, denn er siehet,
 daß kommen wird sein Unglückstag.
- 14 Das Schwert entblößen Frevler, spannen ihren Bogen,
 um Niedrige und Dürstige zu fällen,
 um abzuschlachten die, die reinen Wandels sind.
- 15 Ihr Schwert wird in ihr eigen Herz sich senken,
 zertrümmert werden ihre Bogen werden.
- 16 Das Wenige, das der Gerechte hat,
 ist besser als die Schätze vieler Ungerechten.

¹⁾ Die erste Zeile von Vers 4 ist im Grundtexte unrichtig mit dem dritten Verse verbunden, weil die Copula versetzt ist. Dies hat die fast sprichwörtlich gewordene, aber grammatisch unmögliche Uebersetzung: *Bleibe im Lande und nähre dich redlich*, in die Lutherische Bibel gebracht.

- 17 Die Arme, die den Ungerechten stützen, werden brechen,
den Frommen aber stützt der Herr.
- 18 Es kündigt sich der Herr um der Schuldlosen Tage
und ewig bleibt ihr erblicher Besitz.
- 19 Nicht seh'n sie sich getäuscht in schlimmer Zeit,
und werden satt sich essen in des Hungers Tagen.
- 20 Die Frevler sind es, die verderben,
die Feinde Gottes — wie des Angers Pracht,
so schwinden sie, wie Rauch,
so schwinden sie dahin.¹⁾
- 21 Denn wen er segnet erbt das Land,
wen er verflucht wird ausgerottet.
- 22 Der Böse borgt und zahlt nicht wieder,
es hat Erbarmen der Gerechte und gibt hin.
- 23 „Von Gott geleitet sind des Menschen Schritte“ (Sprchw. 20, 24.)
und er hat Lust an seinem Wege.
- 24 Drum, wenn er fällt, bleibt er nicht liegen,
denn Jahve stützt seine Hand.
- 25 Jung war ich und hin alt geworden,
doch niemals sah ich einen Frommen
verlassen, seine Kinder betteln geh'n.
- 26 Die ganze Zeit übt er Erbarmen
und leiht; man segnet sich mit seinen Kindern. —
- 27 Steh' ab vom Bösen, übe Gutes,
so wirst Du wohnen immerdar.
- 28 Denn Jahve ist ein Freund des Rechts
und nie verläßt er seine Frommen.
(Die Uebelthäter)²⁾ Kommen um
und ausgerottet wird des Frevlers Samen.
- 29 Die Frommen erben dann das Land
und werden auf ihm wohnen immerdar.

¹⁾ Nach einer anderen Deutung dieser, vielleicht verdorbenen Worte: wie der (Opfer) Lämmer schönste, so vergeh'n sie, gehen auf in Rauch.

²⁾ Das erste Wort ist im Grundtext ausgefallen, das folgende Zeitwort leicht verschrieben und eigentlich sollte hier ein neuer Vers beginnen.

- 30 Des Frommen Mund wird Weisheit reden,
und Recht spricht seine Zunge aus.
- 31 Die Lehre seines Gottes haftet ihm im Herzen,
und seine Schritte wanken nicht.
- 32 Der Böse lauert auf den Frommen
und ihn zu morden trachtet er.
- 33 Doch Gott wird nicht in seiner Hand ihn lassen,
läßt nicht ihn unterliegen im Gericht.
- 34 Vertrau' auf Gott und halte seine Wege,
daß er Dir Obmacht leihe, um das Land zu erben,
Du zusiehst, wenn die Bösen untergeh'n.
- 35 Ich sah tyrannisch einen Sünder
sich spreizen wie die Ceder Libanons.
- 36 Als ich vorbeiging, sieh, war er verschwunden;
ich suchte ihn und fand ihn nicht.¹⁾
- 37 Acht' auf den Redlichen, sieh' den Rechtschaffenen Dir an,
daß einen Nachwuchs hat der Mann des Friedens.
- 38 Die Sünder aber gehen sämmtlich unter
der Frevler Nachwuchs wird vertilgt.
- 39 Der Frommen Rettung kommt vom Herren,
der ihre Stütze ist in schlimmer Zeit.
- 40 Und so wird Jahve ihnen helfen, wird sie retten,
sie retten vor den Bösen, ihnen helfen,
weil ihre Hoffnung sie auf ihn gesetzt.²⁾

Als eine Lösung des Problems, wie die von dem religiösen Glauben vorausgesetzte Gerechtigkeit der göttlichen Weltregierung mit der Erfahrung in Einklang zu bringen sei, wenn Gottes erklärte Feinde und Verächter in Ueberfluß irdischer Güter schwelgen, während seine treuesten Verehrer und Anhänger in Noth und Elend schmachten, kann dies Lied eigentlich nicht betrachtet werden. Es soll keine Theodicee sein. Der Verfasser

¹⁾ In der Uebersetzung von Vers 35, 36 ist der, zum Theil sinnlose, Text der Grundchrift mit demjenigen der griechischen Uebersetzung vertauscht.

²⁾ Die äußere Form des Gedichts, die alphabetische Anordnung seiner Sprüche, der Strophenbau u. dgl. lassen wir in den folgenden Erörterungen, in welchen es uns nur um den Gedankeninhalt zu thun ist, absichtlich außer Betracht.

verfolgt den rein praktischen Zweck, die Gemüther der Frommen vor Anwandlungen des Unmuths, des Neids, der Ungeduld zu warnen, sie auf der Bahn der Gottesfurcht und Rechtschaffenheit festzuhalten und zur Gemüthsruhe und zum Ausdauern in der zuversichtlichen Hoffnung einer demaleinstigen Ausgleichung des jetzt noch waltenden Mißverhältnisses im Loose der Frommen und der Gottlosen aufzumuntern. Durch das ganze Lied zieht sich diese Gegenüberstellung der Frommen und der Gottlosen. Diejenigen, an die sich des Sängers Ermahnungen und Verheißungen richten, sind nach hebräischer Wortbedeutung die Gerechten (Vers 17, 29, 39) oder collectiv der Gerechte (Vers 12, 16, 21, 25, 32), die von Gott Begnadeten (Vers 28), die sein Gesetz im Herzen tragen (Vers 31) und sich dadurch zum Gottvertrauen (3, 9), zu Barmherzigkeit und Nächstenliebe (21, 26), zur Friedfertigkeit (37), zu Vermeidung alles Bösen und Ausübung des Guten (3, 27) verpflichtet fühlen: es sind aber zugleich die Armen und Gebeugten (11, 14), welche von den Gottlosen (14, 16, 17, 20, 23, 34, 38, 40) oder collectiv dem Gottlosen (10, 12, 21, 32, 35) den Feinden Gottes (20), den Sündern (38) und Uebelthätern (1, 9) in ihrem gutem Rechte gefährdet (1, 33) und bis aufs Blut angefeindet und verfolgt werden, so daß sie in beständiger Todesgefahr schweben (11—14, 32). Und doch sind eben diese gewalthätigen Frevler die beneidenswerthen Glücklichen, deren Anschläge Erfolg haben (7), die Reichthümer aufhäufen (16), deren irdischer Wohlstand an Dauerhaftigkeit und Umfang der breitästigen Ceder des Libanon zu gleichen scheint (35).

Unter diesen Verhältnissen befinden sich daher die bis jetzt treugebliebenen Verehrer des durch Gesetz und Propheten verkündigten alleinigen, gerechten und treuen Gottes in einer Gemüthsverfassung, die mit derjenigen Hiobs die größte Aehnlichkeit hat: Unmuth über ihr unverdientes Schicksal, Beneidung der trotz ihrer Gottentfremdung in Reichthum, Macht und Uebermuth schwelgenden Sünder, Zweifel an einer gerechten Weltregierung, Kleinmuth, Verzagtheit und Hoffnungslosigkeit haben ihren Geist verdüstert, ihr Gemüth verbittert und sie der Verzweiflung nahe gebracht. Wie bei Hiob Eliphas und seine Genossen, so übernimmt hier der Psalmist die Rolle des Trösters, der sich bemüht, durch Lehren gottinniger Weisheit „erschlaffte Arme zu stärken und wankende Kniee zu festigen“ (Hiob 4, 34). Seine Ermahnungen und Verheißungen wurzeln in demselben Boden eines unerschütterlichen Glaubens an Gottes Gerechtigkeitsliebe (Vers 28), aus welchem die Trostgründe von Hiobs Freunden stammen und

der auch den Weisheitsprüchen Salomos zur Grundlage dient. Mit den letzteren, besonders in ihren jüngeren Bestandtheilen, zeigt unser Psalm überhaupt eine auffallende, zuweilen sogar wörtliche Aehnlichkeit, man vergl. Vers 1 mit Sprüchw. 24, 19; 23, 17. 18¹⁾; Vers 5 a mit Sprüchw. 16, 3; Vers 16 mit Sprüchw. 15, 16 und 16, 8; Vers 23 mit Sprüchw. 20, 24.

In theoretische Erörterungen über das Heilsame, ja Unentbehrliche der Leiden gerade für solche, die sich in Gesinnung und Wandel der Heiligkeit befleißigen, läßt sich nun freilich unser Psalmist nicht ein und darin unterscheidet sich wieder sein Lehrgedicht von der Tendenz und dem Charakter des Buches Hiob. Er spricht nicht von der dem sinnlich geistigen Menschen von Natur anhaftenden Unreinheit, von der Nothwendigkeit der Leiden zu seiner sittlichen Läuterung und Heiligung, von Buße und Gebet als den Mitteln, die Gnade des durch die geringste sittliche Verunreinigung verletzten heiligen Gottes wieder zu erlangen und seine Strafen und Züchtigungen abzuwenden. Sein Streben geht nur dahin, die durch das Glück der Sünder und ihr eigenes Unglück aufgeregten Gemüther der Armen und Gebeugten unter den Verehrern des wahren Gottes vor Neid und Zorn zu warnen, denn dadurch würden sie nur selbst Sünder werden (V. 8), sie zu Geduld und Gottvertrauen zu ermuntern und ihre Hoffnung auf bessere Zeiten und den endlichen Sieg des Guten zu beleben.

Allein, um diesen Ermahnungen und Zusicherungen Eingang in die Herzen zu verschaffen, muß ihnen eine Lehre und Ueberzeugung als Hintergrund dienen, an welcher wie an einem starken Schilde die durch die thatsächliche Erfahrung aufgeregten Zweifel an einer gerechten Weltführung und einer um das Wohl ihrer Verehrer sich kümmernden Gottheit machtlos abprallen. Und welches ist nun die Lehre und der Trostgrund, von dessen Beherzigung sich der Sänger eine solche Wirkung verspricht? Es ist der immer gleich einem Schaltverse wiederkehrende Satz: Die Sünder werden ausgerottet, die Frommen aber werden das Land ererben, d. h. erblich besitzen, Vers 2. 9. 11. 20. 22. 29. 34. 38. —

Die Redensart: Das Land beerben, womit auch abwechselt: das Land bewohnen (V. 3, 27. 29) ist den Büchern Moses entnommen, wo sie die den Beobachtern des Gesetzes verheißene Besitznahme und das ruhige Wohnen im Lande Kanaan bedeutet. Das in unserm Liede oft beigefügte: auf immer

¹⁾ Die Verse 23, 17. 18 müssen übrigens nach 24, 14 und 21 verbessert werden.

— in Ewigkeit (V. 18. 27. 29) zeigt einen ununterbrochenen Besitz von Geschlecht zu Geschlecht an. Denn die Gerechten haben die Verheißung einer Nachkommenschaft (37), ihr Same ist von Gott gesegnet (26), darbt nicht (25), wird auch in schlimmer Zeit, in Tagen der Hungersnoth sich satt essen (19) und aus der Hand blutdürstiger Feinde errettet (33). Dagegen die Sünder haben keinen Nachwuchs (38), ihr Same wird vertilgt (28) und sie werden ausgerottet „aus dem Lande“, wie Sprüchw. 2, 22 beigelegt wird, so daß die Ausdrücke „im Lande wohnen, das Land erblich besitzen“ und „aus dem Lande vertilgt werden“ sich gegensätzlich entsprechen. Auch in diesen Phrasen berühren sich also der Sprachgebrauch unseres Psalms und derjenige der Sprüchwörter. Man vergleiche noch Sprüchw. 10, 30 und Jesaj. 57, 13, wo der erilische Prophet den auf Gott Vertrauenden gleichfalls „den Erbbesitz des Landes“ und als damit gleichbedeutend „den Besitz des heiligen Berges Gottes“, d. h., die Mitgliedschaft an der, nach dem Gerichtstage restaurirten heiligen Gottesgemeinde, verheißt.¹⁾

Wenn nun aber der Sänger mit solcher selbstgewissen Zuversicht die Gott Vertrauenden auf eine völlige Ausrottung der Sünder und den ungestörten sich von Geschlecht auf Geschlecht forterbenden Besitz des heiligen Landes vertröstet, so kann dies nur geschehen in der gewissen Erwartung, daß jener so beharrlich von den alten Propheten angekündigte „Tag des Herrn“ nicht mehr ferne sei (V. 10).²⁾ Dieser sollte ja der Herrschaft der Feinde Gottes und seines Volkes ein für allemal ein Ende machen, sie für die verübten Unbilden durch ihren gänzlichen Untergang bestrafen und die bis dahin von ihnen unterdrückten und verfolgten Armen und Gebeugten durch die Theilnahme an den Gütern des jetzt beginnenden Gottesreichs, von dem der israelitische Staat nur ein unvollkommenes und unreines Abbild gewesen war, für alles erlittene und demüthig erduldeten Unrecht reichlich entschädigen.

Diese frohe Aussicht auf eine mehr oder weniger entfernte Zukunft hinderte aber nicht, daß schon in der gegenwärtigen Ordnung der Dinge an einzelnen frechen und sich sicher wähnenden Frevlern das göttliche Gericht sich vollzog und die Unbeständigkeit alles menschlichen Glücks und der Ernst der göttlichen Vergeltung den Gläubigen vor Augen geführt wurde, daß dadurch ihr Vertrauen auf eine gerechte, sittliche Weltführung

¹⁾ In diesem Sinne kehrt die Phrase auch Matth. 5, 5 wieder.

²⁾ Die Worte V. 10 „nur eine Weile noch, so sind die Sünder verschwunden,“ lassen kaum eine andere Deutung zu.

neu belebt und gefestigt werde (V. 35). — Wenn aber der Sänger jenen prophetischen Ausblick mit einzelnen, zwar unbestreitbaren, aber doch der Allgemeingültigkeit mangelnden Erfahrungen stützt, so stellt er sich in dieser Beweisführung auf denselben Boden, von dem aus Hiobs Freunde argumentirt haben. Ist es doch als hörten wir Vers 25 und 26 die Stimme des greifen Eliphas, der sich ebenso auf seine lange Lebenserfahrung beruft (Hiob 5, 3), und das dabei gebrauchte Bild von dem scheinbar festgewurzelten üppigen Baume, mit dem der in seinem Glück sich sicher glaubende Sünder verglichen wird, kehrt auch in unserm Liede Vers 35 wieder.

Was aber Hiob solchen Erfahrungssätzen für Beweiskraft beilegt und wie wenig dergleichen Vertrostungen auf eine angeblich sichere Zukunft vermögend sind, den gestörten Seelenfrieden wieder herzustellen, darüber gibt im Buch Hiob Kapitel 21 hinlänglich Zeugniß.

Psalm 49.

Der Dichter dieses Psalms hat in schlimmer Zeit, unter Verfolgung durch reiche, auf ihren irdischen Wohlstand stolze Unterdrücker (Vers 7) im Sinnen seines Herzens und durch verstandige Reflexion (Vers 4) seinen Seelenfrieden wieder gefunden und es drängt ihn, diese innere Erfahrung auch Andern, die in ähnlicher Unruhe schweben (Vers 17), ja aller Welt als eine ihm gewordene höhere Offenbarung mitzutheilen (Vers 2. 3):

- 2 Vernehmet dies ihr Völker alle,
faßt es zu Ohren all ihr Weltbewohner,
- 3 Ob ihr geringer oder hoher Abkunft seid,
ob ihr in Reichthum oder Armuth lebet!
- 4 Es soll mein Mund was klug ist reden,
das Sinnen meines Herzens was verständig ist.
- 5 Dem Sinnspruch will mein Ohr ich neigen,
bei Saitenspiel eröffnen meinen Rathfelspruch.
- 6 Warum sollt ich in schlimmer Zeit mich fürchten,
wenn lauernd meiner Feinde Bosheit mich umringt,
- 7 Die da auf ihre Habe sich verlassen
und auf die Fülle ihres Reichthums pochen?

Auch dieser Sänger steht dem Problem gegenüber, wie Menschen mit Gottes Zulassung reich und glücklich sein können, welche den frommen, gottvertrauenden Gerechten mit bitterem

Hasse verfolgen. Wenn aber der Verfasser des 37. Psalms vor Regungen des Zorns über das eigene unverdiente Loos, und des Neides über das ebenso unverdiente Glück der Sünder warnt, so nennt unser Psalmist als eine, von ihm nun glücklich überwundene; Gefahr, womit die Beobachtung jenes Mißverhältnisses seinen Glauben bedrohte, die Furcht, und versteht darunter die Störung seines Seelenfriedens¹⁾ durch aufsteigende Zweifel an dem Walten einer göttlichen Gerechtigkeit auf Erden. Denn ist da noch ein Vertrauen zu Gott möglich, wenn man sieht, wie er Unwürdige beglückt und seine Verehrer um den Lohn ihrer Treue verkürzt? Wenn aber Psalm 37 die Anwandlungen von Zorn und Neid durch die immerhin problematische Aussicht auf eine nicht ferne Zeit, wo die Gottlosen aus dem Lande vertilgt, die Frommen in den erblichen Besitz desselben gesetzt sein werden, zu dämpfen sucht, so scheint dagegen unser Dichter seine Beruhigungsgründe aus dem Erfahrungssatze zu schöpfen, daß alle Menschen sterben müssen, daß auch der Reichste nicht im Stande sei, mit allen seinen Schätzen das Leben von dem Tode loszukaufen. Denn er fährt also fort:

Vers 8—15.

- 8 Loskaufen jedoch²⁾ wird ein Mensch sich nicht,
nicht wird er Gott sein Lösegeld bezahlen,
9 (und theuer wär' auch seines Lebens Preis,
und er steht ab davon auf alle Zeiten)
10 um fortzuleben immerdar, daß er des Grabes
nicht ansichtig werde.
11 Denn sehen wird er's! Kluge sterben,
und Thor und Dummer gehen wie sie unter
und lassen ihre Habe Anderen zurück.
12 Ihr Grab³⁾, das ist ihr ewig Haus,
die Wohnung in der Folge der Geschlechter,
der Männer, die bei ihrem Namen
man nannte in der Länder Kunde.

¹⁾ Auch die bekannte Beruhigungsformel „fürchte dich nicht“ (Jes. 41, 10. 14. 43, 1. 5. Luf. 1, 13. 30) setzt nicht gerade eine drohende äußere Gefahr voraus, sondern ist j. v. a. sei getrost, beunruhige dich nicht.

²⁾ Die Uebersetzung folgt einer leichten, durch äußere und innere Gründe empfohlenen Textverbesserung.

³⁾ Ihr Grab ist die Lesart der meisten alten Uebersetzer; der hebr. Text ihr Inneres, gibt keinen passenden Sinn.

- 13 In Herrlichkeit verweilet nicht der Mensch,
er ist dem Vieh vergleichbar, das man würet.
- 14 Dies ist ihr Loos, der Menschen, welche Thorheit hegen,
und auch wer ihnen nach an ihrem Munde hängt.
- 15 Wie Schafe sinken sie zur Unterwelt hinab.
Der Tod ist dann ihr Hirt, und auf sie treten die Gerechten.

(Vom Abend) auf den Morgen ist ihr Bild
anheimgegeben der Zerstörung
und seine Wohnung ist die Unterwelt.¹⁾

Man würde aber die Lehrgabe unseres philosophirenden Dichters gewiß in ein sehr schlimmes Licht stellen, wenn man aus obigen Worten schließen wollte, die ganze Weisheit, zu deren Anhörung er Reiche und Arme, ja die ganze Welt eingeladen hat, laufe am Ende auf den trivialen Satz hinaus: Von dem allen Menschen, Klugen und Einfältigen bevorstehenden Tode könne auch der Reichste sich nicht loskaufen; wie das Vieh, so falle auch er dem gemeinsamen Loose alles Sterblichen zur Beute und müsse seine Reichthümer anderen zurücklassen. Oder könnte wirklich dem zeit lebens mit Armuth, Noth und unverschuldeter Anfeindung kämpfenden Frommen der Gedanke, daß der Reiche nur so lange glücklich sei, als er lebt, im Tode aber alle seine Güter andern überlassen müsse, die ihm Vers 6 und 13 verheißene Beruhigung seines empörten Rechtsgefühls gewähren? Hat für den Armen, wie für den Reichen, für den Frommen, wie für den Gottlosen mit dem Tode alles Sein und Empfinden ein Ende, so wird zwar damit jede Verschiedenheit des Schicksals ausgeglichen, aber der Reiche hat denn doch trotz seiner Gottlosigkeit den Gewinn eines heiteren Lebensgenusses vor dem Armen vorausgehabt und wo bleibt dann für den Letzteren der Trost für all seine Leiden und Entbehrungen? und wo bleibt das Walten einer gerechten, Glück und Unglück nach Verdienst vertheilenden Vorsehung?

Doch der Sänger schreibt sich Vers 16 wirklich einen Vorzug zu, den der Reiche sich mit all seinen Schätzen ebensowenig erwerben, als er mit ihnen sich vom Tode loskaufen könne; denn er fährt in seinem Liede also fort:

¹⁾ Weder der Wortlaut, noch der Sinn dieser schwierigen und daher sehr verschieden gedeuteten Worte sind hinlänglich sicher gestellt.

Vers 16—21.

- 16 Doch Gott wird aus der Unterwelt Gewalt
 loskaufen meine Seele; denn er nimmt mich weg.
 17 Sei unverzagt, wenn sich ein Mann bereichert,
 wenn sich vermehret seines Hauses Gut,
 18 Denn nichts wird er im Tode mit sich nehmen,
 nicht steigt ihm nach hinab sein Gut.
 19 Mag er, so lang er lebt, sich glücklich preisen,
 mag man, daß Du Dir gütlich thuest, Dich loben.
 20 Doch kommen wird er wo schon seine Väter wohnen,
 wo man in Ewigkeit das Licht nicht mehr erblickt.
-
- 21 Der Mensch in Pracht, doch ohne Einsicht,
 ist gleich dem Vieh, das man erwürgt.
-

Es scheint einleuchtend, daß der Satz „Gott wird meine Seele nicht der Gewalt der Unterwelt überlassen“, d. h. mich am Leben erhalten, einen Gegensatz bildet zu Vers 8: Kein Mensch kann seine Seele loskaufen; das Lösegeld, das er Gott dafür zahlen müßte, wäre ihm zu theuer und daher wird er in Ewigkeit von einem solchen Vorhaben abstehen. So sind denn auch die Reichsten, als Menschen, die in ihrem Herzen Thorheit hegen (Vers 14), die bei aller Pracht und Herrlichkeit unverständig sind (Vers 21), diesem gemeinen Loos alles Sterblichen rettungslos verfallen, und gleich ihnen alle ihre Nachtreter, die an ihrem Munde hängen, d. h. die an ihren Grundsätzen und Lehren Gefallen finden und sich davon leiten lassen (Vers 14).

In welchem Sinne hofft nun aber der Sänger, daß Gott mit ihm eine Ausnahme machen und sein Leben aus der Gewalt der Unterwelt loskaufen werde? Befindet er sich in dringender Todesgefahr? Hoffte er in einer jetzt eben herrschenden Seuche, die auch die Reichsten dahinrafft, von seinem Gott bewahrt und am Leben erhalten zu werden? Zu einer solchen Voraussetzung bietet das Lied auch nicht den entferntesten Anlaß. Ueberhaupt hat dasselbe keinen rein persönlichen und nicht einmal einen entschieden nationalen Charakter. Es ist ein Lehrpsalm, zu dessen Anhörung alle Menschen, Hohe und Niedrige, Reiche und Arme eingeladen werden. Und sollten auch unter den gottesfürchtigen Armen (V. 15) zunächst die Bekenner des wahren Gottes, die Israeliten, unter den thörigsten Reichen, ihre heidnischen Unter-

drücker, und zwar je nach der Zeit, in welche man den Verfasser setzen möchte, die Chaldäer, Perser oder Griechen gemeint sein, so tritt doch dieser nationale Gesichtspunkt nirgends deutlich zu Tage und der Dichter steht vielmehr mit den Verfassern des Buches Hiob auf demselben Boden einer universalen Weltbetrachtung, nach welcher der Mensch als Gattungsbegriff dem Herrn der Schöpfung (Elohim, nicht Jahve. Vers 8 und 16¹) gegenübersteht und ihn entweder als solchen anerkennt und ihm dient, oder sich um ihn nicht kümmert und seinen eigenen sinnlichen Trieben folgt.

Auf diesem mehr deistischen Standpunkte einer bloßen Naturreligion scheint ihm nun jene Vermittlung des Widerspruchs zwischen der Erfahrung und dem von der Vernunft geforderten Glauben an eine sittliche Weltordnung, wie sie der in den Traditionen seiner Väter wandelnde Israelit in der Erwartung jenes, von den Propheten verkündigten „Tag des Herrn“ fand und die wir auch bei dem Verfasser des 37. Psalms glaubten voraussetzen zu müssen, nicht genügt zu haben. Der 16. Vers und seine gegensätzliche Stellung zum übrigen Inhalte des Liedes lassen uns schließen, daß er die Lösung des Problems auf eine andere Weise gesucht und sich eine Weltanschauung gebildet hatte, von der aus es ihm möglich wurde, das Glück der Gottlosen in Tagen der Noth und Bedrückung mit aller Gemüthsruhe zu ertragen. Es sind aus dieser neuen Lehre hier nur Consequenzen gezogen und Beruhigungsgründe abgeleitet, sie selbst aber möchte im Zusammenhang etwa folgendermaßen lauten:

Neben und über diesem animalischen Leben, das bei Menschen und Vieh mit dem Tode abschließt, besteht noch ein höheres, geistiges Leben, das bei den wahrhaft Frommen im Umgange und Dienste Gottes schon hier auf Erden beginnt und nicht zugleich mit seinem Leibe der Auflösung und Zerstörung entgegengeht; denn Gott wird beim Tode die Seele dessen, dem jenes höhere Leben in Gott aufgegangen ist, der in Erkenntniß Gottes und im Gehorsam gegen seinen Willen gewandelt und auch in Noth und Trübsal seine Treue bewährt, ausharrende Geduld und kindliches Vertrauen bewiesen hat, zu sich aufnehmen in das Reich der immateriellen Wesen, deren Leben und Seligkeit kein Ende nimmt.

¹) Ich glaube nämlich nicht, daß hier, wo die Abstracta Gott und Mensch einander gegenüber stehen, Elohim dem Eigennamen Jahve substituirt sei, wie dies allerdings der Redactor der Psalmen 42—72 zu thun gewohnt ist.

Mag also immerhin der Gottlose reich und mächtig sein, so lange er lebt (Vers 19), im Tode muß er Alles zurücklassen. Mit seinen Reichthümern kann er sich aus der Gewalt der Unterwelt nicht loskaufen; denn dies vermag kein Mensch, sondern nur Gott, dessen Dienst er verschmäht und den er sich durch Uebertretung seiner Gebote zum Feinde gemacht hat. Gleich dem vernunftlosen Vieh fällt er daher dem trostlosen Schattenreich anheim, aus dem es keine Erlösung gibt. Anders derjenige, der trotz aller Leiden, die er im Leben erdulden mußte, Gott fortwährend in seinem Herzen trug und seine Hoffnung auf ihn setzte. Denn im Tode wird Gott ihn loskaufen und sein Leben dem Fürsten des Schattenreiches aus den Händen reißen.

Nur bei dieser Fassung des Verses 16 ist der vielversprechende Eingang des Liedes gerechtfertigt. Denn der Sänger trägt dann wirklich eine neue Lehre vor, die mit den herkömmlichen Vorstellungen von dem unterschiedslosen Schicksal der Frommen und Gottlosen nach diesem Leben (Hiob 21, 23—26) in Widerspruch stand und über sie hinausführte. Nur dann spendet er den armen und gebeugten Frommen den Trost und die Beruhigung, die er ihnen Vers 6 und 17 zusichert.

Was also Hiob in seiner berühmten Stelle 19, 25, 26 zum Schutz seines schwerverletzten Unschuldbewußtseins noch als seine subjektive Ueberzeugung aussprach, das sehen wir in unserem Psalm bereits als dogmatischen Lehrsatz formulirt; des Frommen Seele, das in ihm erweckte höhere Leben in Gott geht im Tode nicht mit seinem Leibe unter, Gott erhält es ihm und sichert ihm eine ewige Dauer. Die Gottlosen dagegen bleiben in dem Reich des Todes und der lichtlosen Unterwelt, sie theilen mit dem Schlachtvieh einerlei Schicksal und die Frommen treten sie mit Füßen (Vers 15).¹⁾

Es leuchtet ein, daß die Speculation einmal auf diesem Punkte angelangt, in ihren Betrachtungen über das Leben der Frommen und Gottlosen nach dem Tode nicht stille stehen konnte. Sie hat damit nur den Anstoß zu weiteren Forschungen und die Phantasie einen größeren Spielraum zu Ausmalung von Zuständen, die über alle Erfahrung hinaus liegen, erhalten.

¹⁾ An diesem Ausdruck haftet eine noch zu hebende Unklarheit, die damit zusammenhängt, daß uns der Dichter über die Art, wie er sich die Fortdauer der Seele nach dem Tode vorgestellt hat, in Ungewißheit läßt. Wie es scheint, bildet Malach. 3, 21 eine Parallele.

Psalm 73.

Daß der Dichter des 49. Psalms mit seiner neuen Weltanschauung nicht isolirt blieb, sondern daß ein ernstes Nachdenken über „die Wege Gottes“ auch andere fromme Israeliten auf dieselbe Lösung des Problems der göttlichen Weltregierung führte, dafür gibt uns Psalm 73 ein unabweisbares Zeugniß.

Die Zweifel, die den Sänger beunruhigten und der Glaubenskampf, den er zu bestehen hatte, sind dem Leser aus der Uebersetzung der ersten Hälfte seines Liedes, die wir in der Einleitung, oben Seite 13 gegeben haben, bereits bekannt. Hier handelt es sich nun um die Lösung, die er schließlich gefunden und die sein Herz mit Trost, Vertrauen und erhöhter Liebe zu seinem Gott erfüllt hat. Der nationale Standpunkt des Verfassers tritt hier mehr hervor, als in Psalm 49: es ist der Gott Israels, der mit diesem Volke einen Bund geschlossen, der denjenigen, die ihn halten würden, seine Huld und seine Hülfe zugesagt hatte, an den er seine Ansprache richtet, der Herr Jahve (Vers 28). Gleich denen, an welche Psalm 37 seine abmahnenden und beschwichtigenden Zusprüche richtet, fühlte auch er sich beängstigt von Zweifeln an der Bundestreue dieses seines Gottes, erfüllt mit Neid über das unverdiente Glück der von Gott Abgefallenen, und ist versucht, ihrem Beispiele zu folgen und im Dienst der Sünde irdisches Glück und sinnliches Behagen gegen das jetzt auf ihm lastende Elend der Armuth und Verachtung einzutauschen. — Da, als nur wenig fehlte, daß seine Füße abgewichen und seine Schritte sich vom rechten Wege verlaufen hätten (Vers 2), trat bei ihm eine Wendung zum Bessern ein und diese schildert uns die zweite Hälfte seines Liedes, Vers 16 ff.

- 16 Ich dachte nach, dies zu begreifen,
ein Unrecht war's in meinen Augen,
17 Bis daß ich drang in Gottes heil'ge Räume
und inne wurde, was ihr Ende war.
18 Nur schlüpfrig war der Grund, auf den Du sie gestellet,
hast sie zu Trümmern hingestürzt.
19 Wie wurden sie zerstört in einem Augenblicke!
Vollständig nahmen sie durch jähen Sturz ein End'.

- 20 Gleich einem Traum, wenn man erwacht, o Herr,
wirfst Du, wenn Du Dich regst¹⁾, ihr Schattenbild ver-
achten.
- 21 Als sich verbitterte mein Herz
und stechend meine Nieren wurden,
- 22 Da war ich dumm und unverständlich,
ein Vieh war ich in Deinen Augen.
- 23 Doch ich bin immerfort bei Dir,
erfasset hast Du meine Rechte.
- 24 Du leitest mich durch Deinen Rath,
und nimmst mich dann zu Ehren auf.
- 25 Wen hätt' im Himmel ich? und neben Dir
verlang' ich nichts auf Erden.
- 26 Vergeh' mir Fleisch und Herz,
so bleibt doch meines Herzens Hort,
mein Theil auf ewig Gott.
- 27 Denn sieh, wer fern Dir bleibt, geht unter,
vernichten wirst Du, wer Dir untreu ist.
- 28 Doch ich — mir wird zum Heil die Nähe Gottes,
gestellt hab' ich auf Jahve mein Vertrauen,
um laut zu preisen Alles, was Du thust.

Wie der fromme Israelit sich aus dem Geräusch des Tages in das Heiligthum Gottes, in die stillen Räume des Tempels, zurückzog, um dort ungestört mit seinem Gott zu verkehren, so hat sich das Gemüth unseres Sängers aus den Wirren und Bedrängnissen des Lebens, die seinem Geiste unlösbare Räthsel stellten und sein Herz durch Regungen des Neides und der Unzufriedenheit mit der göttlichen Weltregierung in leidenschaftliche Wallung versetzten, in seinem Gott gesammelt und in stiller Meditation die verlorene Seelenruhe und Glaubensfreudigkeit wiedergefunden. Im ernstesten Nachdenken über die Wege Gottes und der Menschen Schicksal ist er zu der Erkenntniß gekommen:

¹⁾ Andere: wenn du erweckst nämlich aus dem Todesschlaf — eine nähere Bestimmung, die als selbstverständlich nur in dem Falle fehlen durfte, wenn das Dogma von der Auferweckung der Todten zum Weltgericht als ein dem Leser längst bekanntes vorausgesetzt werden konnte.

Allerdings sind die Verächter Gottes und seines Gesetzes oft glücklich in diesem Erdenleben und die Frommen haben viel von ihnen zu leiden, und auch sonst machen Noth und Sorgen aller Art ihnen das Leben zu einer schweren Last, die sie kaum zu ertragen im Stande sind. Wenn er aber seine Blicke von dem ihn so tief empörenden Glück, das die Feinde Gottes in der Gegenwart genossen, auf das sie erwartende Ende ihrer Laufbahn richtete, so kam er sich mit seinen Zweifeln und Vorwürfen über Gottes Führungen ebenso dumm und urtheilslos vor, wie das keiner Einsicht und Ueberlegung fähige Vieh. Er mußte einsehen, wie glatt und schlüpfrig der Boden sei, auf dem sie dem Anscheine nach so fest und sicher standen, wie plötzlich ihr vermeintliches Glück ein Ende nahm und der scheinbar so festgegründete Bau ihres Wohlstandes in Trümmer ging. In den Augen Gottes hat ihr Schattenbild so geringen Werth, als wir beim Erwachen einem Traumbilde beilegen, das uns im Schlafe erfreut oder erschreckt hat; es war ein leeres Trugbild ohne Wesenheit und Dauer.

Wir haben damit den Inhalt der Verse 16—22 umschrieben und würde nun weiter nichts nachfolgen, so läge die Vermuthung nahe, der Dichter habe sich mit jenem von der Erfahrung ebenso oft widerlegten als bestätigten Lehrsatze von dem vorzeitigen und oft schrecklichen Ende der eine Zeit lang vom Glück begünstigten und in fleischlicher Sicherheit dahin lebenden Sünder beruhigen wollen, eine Behauptung, gegen welche, wie wir uns erinnern, Hiob gegründete Einsprache erhoben hat. Allein von einem vorzeitigen Tode, als einem über diese Menschen verhängten göttlichen Strafurtheil, ist doch eigentlich in obigen Worten nicht die Rede, und gesetzt auch, daß dies der Fall wäre, so würden durch ein solches Gericht zwar die Schuldigen bestraft, aber der Fromme nicht entschädigt, man müßte denn mit Eliphas (Hiob 22, 19 vergl. Psalm 37, 34) die Schadenfreude über den Sturz des Gegners dafür in Rechnung bringen (s. dagegen Hiob 31, 29). —

Allein bei der Schilderung des Endes der Gottlosen, das sie mit ihrer Person und Allem, was daran hängt, wie ein Traumbild verschwinden läßt, bleibt der Sänger nicht stehen. Den vergänglichen Scheingütern, deren sie sich in ihrem Reichtum und Wohlleben rühmen können, setzt er in der zweiten Hälfte seines Liedes (Vers 23 ff.) die höheren unvergänglichen Güter entgegen, die ihn und alle ihm Gleichgesinnten alles sogenannte Erdenglück neidlos und fröhlich entbehren lassen. Und hier berührt sich sein Ideengang mit demjenigen des Psalm 49 so nahe,

daß man versucht wäre, an eine Identität der Verfasser zu glauben. Wer nämlich, heißt es auch bei ihm, sich Gott befreundet hat und in vertrautem Umgange mit ihm lebt, der weiß sich nicht allein während seines Erdenlebens von seiner allmächtigen Hand gehalten und vor dem Fallen in Sünde und ungöttliches Wesen bewahrt, sondern nachher nimmt er ihn zu Ehren auf.

Sowie schon der, vermuthlich aus 1. Mos. 5, 24 entlehnte, Ausdruck „Du wirst mich aufnehmen“ an Psalm 49, 16 erinnert, wo dieses Aufnehmen der Seele durch Gott dem Entreißen derselben aus der Gewalt der Unterwelt gleichgestellt wird; so kann hier dies „und dann“ „und nachher“¹⁾ in diesem Zusammenhang nur von dem Schicksal verstanden werden, das den Frommen nach diesem Leben erwartet, und in dieser siegesfreudigen Zuversicht ruft der Sänger jubelnd aus:

Bergeht mir Herz und Fleisch, so bleibt doch meines Herzens Hort, mein Theil auf ewig Gott!

Als Schluß kehrt dann noch einmal der Gegensatz wieder: Wer sich fern hält von Gott geht unter, wer dagegen wie der Dichter selbst, Gott sich nahe weiß und im Umgange mit ihm lebt, dem ist dies ein unverlierbar Gut. Denn bei seinem Gott findet er in allen Fährlichkeiten eine sichere Zuflucht und Gelegenheit, Alles was Gott thut, mit Lob und Dank zu erzählen.

So wird also das Problem von dem die Idee der göttlichen Gerechtigkeit gefährdenden Mißverhältniß in den Schicksalen der Frommen und der Gottlosen auch in diesem Liede nicht sowohl durch Verstandeschlüsse, als aus der Tiefe des religiösen Gemüthes und innerer Lebenserfahrung gelöst. Reichthum, Macht und Ehre, alle die Güter, welche das Leben des Menschen nach gemeinem Sprachgebrauche zu einem glücklichen machen, sind näher betrachtet doch nur Scheingüter, ohne Halt und Dauer, die ihrem Besitzer oft unerwartet schnell, aber jedenfalls im Tode entrisen werden, während er selbst die sichere Beute des finsternen, schweigenden und trostlosen Schattenreichs wird, aus dem keine Wiederkehr möglich ist.

¹⁾ Mehrere Ausleger fassen das adverbiale nachher in der, vom Sprachgebrauch erlaubten, aber von der Interpunction des hebr. Textes zurückgewiesenen präpositionalen Bedeutung nach, und verbinden es mit dem folgenden Worte, das wir mit „zu Ehren“ übersetzt haben, wissen dann aber nicht befriedigend zu erklären, was der auf diese Weise erzielte Wortsinne: „Du wirst mich nach — oder hinter der Ehre her nehmen“ bedeuten soll.

Der Fromme dagegen hat im Anschluß an Gott ein ihm unentziehbares Gut, das in den Irrwegen des Lebens seine Leuchte, in Noth und Bedrängniß seine Stütze ist und ihn auch dann nicht verzagen läßt, wenn „sein Fleisch und Herz“, seine ganze irdische Persönlichkeit in ihrer gegenwärtigen Verbindung von Leib und Seele, vergehen wird. Denn Gott wird ihn dann nicht, wie die Gottlosen, dem Tode überlassen, sondern „zu Ehren bei sich aufnehmen.“

Auffallen muß aber, daß eine solche, die bisher herrschende trost- und hoffnungslose Ansicht vom menschlichen Lebensende berichtigende und mit den Unbilden unseres irdischen Daseins versöhnende Ueberzeugung von der ewigen Fortdauer einer mit Gott vereinigten Seele sowohl hier, als Psalm 49, 16 in so unbestimmten, eine mehrfache Deutung zulassenden Worten ausgedrückt ist. Hat es doch fast den Anschein, als hätten wir es mit einer neu auftretenden Lehre zu thun, die erst noch in engeren Kreisen sich Geltung verschafft und zu ihrer Mittheilung sich eine eigene, nur den Eingeweihten nicht mißverständliche Sprache gewählt hat.

In eben diesem Ideenkreise, der aber jedenfalls nicht derjenige Davids war, dem die Ueberschrift das Lied als Verfasser beilegt, bewegt sich

Psalm 16.

- 1 Bewahre mich, o Gott, denn ich vertrau' auf Dich.
- 2 Zum Herrn sprech ich: mein Herr bist Du, mein Gut,
nicht über Dich (geht etwas)¹⁾
- 3 Den Heil'gen, die auf Erden leben,
den Trefflichen, die meine ganze Wonne sind.
- 4 Sie mögen mehren ihre Götzen,²⁾ die mit Andreem Dich
vertauschen,
nicht mag ich spenden ihre blut'gen Spenden,
nicht nehmen ihre Namen in den Mund.

¹⁾ Der überlieferte Text schließt diese Worte noch dem zweiten Verse an, und sie würden dort den passenden Sinn geben: mein Gut geht nicht über Dich hinaus = Du bist mein höchstes Gut. Allein da der dritte Vers ohne mehrfache Textänderungen keinen in sich abgeschlossenen Gedanken ausdrücken würde, so scheint es besser, jene Worte mit ihm zu einem Satze zu verbinden.

²⁾ Der Grundtext lautet: es mehren sich ihre Götzen oder (was das Wort auch bedeuten könnte) ihre Schmerzen. Das letztere ist in

- 5 Der Herr, er ist mein Erb- und Bechertheil,
Du, der mich¹⁾ hält, Du bist mein Loos.
- 6 Das Loos ist mir auf schönen Grund gefallen,
und glänzend scheint das Erbe mir.
- 7 Den Herren will ich preisen, der mir rieth:
mahnt doch auch Nachts mein Inn'res mich.
- 8 Den Herren stellt' ich vor mich hin beständig,
ist er zu meiner Rechten, wank' ich nicht.
- 9 D'rum freut sich mein Herz, es jubelt mein Geist,
mein Fleisch auch wird ruhen in Sicherheit.
- 10 Denn meinen Geist wirst Du der Unterwelt nicht lassen,
gestatten wirst Du deinen Frommen nicht, das Grab zu
schau'n.
- 11 Du wirst des Lebens Pfad mir zeigen,
vor Deinem Antlitz Freudenfülle,
durch Deine Rechte ew'ge Lust.

Obgleich dieser in affectvoller und — vielleicht gerade deshalb — etwas unbeholfener Sprache abgefaßte Psalm dem Ausleger im Einzelnen manche schwer zu lösende Schwierigkeit darbietet und auch die obige Uebersetzung mehrere nothwendig scheinende Abänderungen des überlieferten Grundtextes zur Voraussetzung hat, so liegen doch die Hauptgedanken und ihr innerer Zusammenhang im Ganzen klar zu Tage. Das Lied verdankt seine Entstehung offenbar dem Wunsche und Bedürfniß, den Seelenfrieden und die Herzensfreudigkeit, welche dem Sänger seine innige Verbindung mit Gott in der Gegenwart und für alle Zukunft verschafft hat, zum begeisterten Ausdruck zu bringen.

Mit dem freudigen Bekenntniß, daß kein anderer Gott, als der Herr, Jahve, der Gott Israels, sein Herr und sein Gut sei, stellt sich der Dichter in die Reihen derjenigen,

diesem Zusammenhange unverständlich, und statt des ersteren dürfte die transitivische Aussprache des Zeitwortes im Sinn eines Concessivus vorzuziehen sein.

¹⁾ Mich, welches im Grundtexte fehlt, wird durch Versetzung eines Buchstabens in dem grammatisch dem Sprachgebrauche zuwider gebildeten hebräischen Worte gewonnen.

welchen nichts höher und werthvoller erscheint, als diesen Gott zu ihrem Herrn und Freund zu haben und sich selbst als sein Eigenthum und seine Schutzbefohlenen zu wissen. Er nennt sie die Heiligen (34, 10. 5. Mos. 33, 3) die auf Erden, wie jene Heiligen, die höheren Geister im Himmel (89, 6. 8; Hiob 5, 1; 15, 15), sich dem Dienste dieses Gottes ausgesondert und geweiht haben. Sie sind die Trefflichen, die ebenso sehr seine Wonne sind, als er sich von denen ferne hält, die für diesen Gott und dieses höchste Gut etwas Anderes eingetauscht haben (vergl. Jeremias 2, 11). Diese mögen, unbefriedigt von der von ihnen getroffenen Wahl und stets getäuscht in ihren Erwartungen, Götter auf Götter häufen, und sich von dem einen zum andern wenden, ohne jemals die innere Ruhe und Befriedigung zu finden, die ihm, dem Verehrer des einen, wahren Gottes zu Theil geworden ist. Aufgeklärt über diejenigen Opfer, die der heilige, geistige Gott verlangt und annimmt (Psalm 50, 13, 14. 51, 19), wird er nie die blutigen Spenden jener falschen Götter spenden und im Gebet nie seine Lippen durch Anrufung ihrer Namen bes Flecken. — Sowie derjenige, dem bei Verloosung oder Vertheilung des Landes ein Erbtheil auf lieblichem, fruchtbarem Grunde zugefallen, oder dem der Hausvater oder Gastgeber bei Mahlzeiten den ihm zukommenden Becher und Labetrunk nicht vorenthalten, sondern zugetheilt hat, so freut er sich, in seinem allmächtigen und ihm freundlich gesinnten Gott ein unveräußerliches, ihn jeder Sorge enthebendes Besitzthum empfangen zu haben. Mit Preis und freudigem Dank erkennt er an, daß dieser sein Gott ihm Tag und Nacht rathend und warnend zur Seite stand. Denn nie verlor er ihn aus den Augen; und so hofft er, daß auch fernerhin unter diesem Beistand seine Schritte nicht wanken, noch straucheln werden, wie es dem Dichter von Psalm 73 (Vers 2) beinahe geschehen wäre, sondern daß er feststehen werde auf der Bahn, die Gott ihm vorgezeichnet hat (vergl. Psalm 17, 5).

Wenn nun in den Schlußversen 9—11 der Dichter die ihn mit Freude und Jubel erfüllenden Segnungen dieses Verhältnisses, das er mit Gott eingegangen, aufzählt, so lassen seine Worte allerdings eine zweifache Auffassung zu und wir stehen hier vor demselben Dilemma, das uns schon in den sinnverwandten Stellen der beiden vorhergehenden Psalmen zur Entscheidung vorlag. Die Worte Vers 10: „Du wirst meine Seele der Unterwelt nicht lassen“ u. s. w., können nämlich die Hoff-

nung ausdrücken, Gott werde ihn in einer ihm eben jetzt drohenden Todesgefahr nicht umkommen lassen, sondern am Leben erhalten und ihn auf der Oberwelt noch bis an sein Lebensende eine Fülle von Freuden genießen lassen. Aber ebenso gut, und sich im Grunde näher dem Wortlaute anschmiegend, kann die Meinung des Dichters sein, Gott werde seine Freunde dem Tode und der Unterwelt überhaupt nicht lassen, sondern zur Fortsetzung ihres Lebens zu sich in eine höhere Welt hinüber retten. In diesem Sinne gefaßt enthielte dann diese Stelle in Verbindung mit 49, 16, 73, 24 eine weitere Bestätigung für den bereits in den Schriften des alten Testaments sich documentirenden Glauben an eine Fortdauer des menschlichen Lebens nach dem Tode.

Der ersteren Meinung, daß sich die fraglichen Worte auf die zuversichtliche Hoffnung des Sängers, durch Gott vor einer ihm drohenden Todesgefahr bewahrt zu werden, beziehen, fühlten sich unter den neueren Auslegern natürlich diejenigen gedrungen beizupflichten, die mit der rabbinischen Ueberschrift David als den Verfasser anerkennen. Denn die Vorstellung von einem seligen Leben des abgetrennten Geistes vor dem Angesichte Gottes wird ein Verständiger kaum für das Davidische Zeitalter beanspruchen, während andere, ebenfalls dem David zugeschriebene Lieder davon das gerade Gegentheil aussprechen, wie Psalm 6, 6. 30, 10. Auf Grund der neutestamentlichen Stelle, Apostelgeschichte 2, 25, läßt zwar die gläubige, d. h. unkritische Bibelauslegung den frommen Israeliten, der in den vorangegangenen Versen das Glück gepriesen hat, einen Gott, der ihm rathend und warnend zur Seite steht und vor dem Fallen bewahrt, zu seinem Erbtheil zu besitzen, in den Schlußversen plötzlich als Messias auftreten und seine einstige Auferstehung aus dem Grabe weisagen. Solche schriftstellerische Metamorphosen hat aber die historische Kritik mit anderen Wundern längst über Bord geworfen. Wenn nun aber David an ein Fortleben der Seele nach dem Tode des Leibes noch nicht denken konnte und noch weniger daran, daß ihn Gott überhaupt nicht werde sterben lassen, so bleibt eben nichts übrig, als jene freudige Zuversicht, daß er der Unterwelt nicht würde überlassen werden, dahin zu beschränken, daß er einstweilen nicht sterben, sondern zu einem fröhlichen Lebensgenusse noch fernerhin werde erhalten werden. Dies würde aber nothwendig voraussetzen, daß er sich bei Abfassung seines Liedes in irgend einer dringenden Lebensgefahr, sei es durch Krankheit, sei es durch Verfolgung und Nachstellung von Feinden befunden habe, und davon enthält das

Lied auch nicht die geringste Andeutung. Auf keinen Fall dürfte die Bitte des ersten Verses zur Begründung einer solchen Voraussetzung benutzt werden. Denn bei den Gefahren, die unser Leben stetsfort bedrohen und bei unserem Unvermögen ihnen jederzeit zuvorzukommen, findet die Bitte „bewahre mich, o Gott“ in jeder Lage, auch in einer scheinbar glücklichen und gesicherten, ihre volle Berechtigung. Im Uebrigen athmet das Lied nur Befriedigung und Freude über das Theil und Loos, das ihm in Gott geworden sei. Zu dieser Grundstimmung des Psalms paßt nun unstreitig nur jene andere Fassung der Schlussworte, wonach der Dichter sagen wollte: Sowie schon jetzt mir Herz und Geist mit Freude und Jubel erfüllt sind, so wird dereinst auch mein Fleisch sich ruhig zum Tode niederlegen, weil ich die Gewißheit habe: Gott werde meine Seele, mein edleres Selbst, der Unterwelt nicht überlassen und nicht gestatten, daß es das Grab schaue, d. h. an sich erfahre. Gott wird mir den Weg weisen, der zum Leben führt, und zwar zu einem Leben vor seinem Angesichte, in seiner unmittelbaren Nähe, in einer Fülle von Freude und Wonne, die nicht vergehen, sondern ewig währen, wie Gott selbst.

Für diese Auffassung spricht endlich auch die Verwandtschaft unseres Psalms mit dem folgenden, dessen Uebersetzung wir nun mit einigen erläuternden Bemerkungen sofort folgen lassen.

Psalm 17.

- 1 Bernimm, o Herr, gerechte Klage, acht' auf mein Fleh'n,
erhöre mein Gebet, mit Lippen ohne Falsch gethan.
- 2 Von Dir aus wird mein Recht ergeh'n,
Dein Blick ist's, der da richtig sieht.
- 3 Hast Du mein Herz geprüft, es untersucht bei nächt'ger Weile,
hast mich durchforscht, wirst Du in ihm nicht Ränke finden,
nicht pflegt mein Mund zu überschreiten.
- 4 In Menschenwerken hab' ich mich, dem Worte Deiner Lippen
folgsam,
gehütet vor des Frevlers Wegen.
- 5 Fest hielt mein Schritt an Deinen Pfaden,
und meine Füße wankten nicht.
- 6 Ich rufe Dich, denn Du wirst mir, o Gott antworten.
So neige mir Dein Ohr, erhöre mein Gebet.

- 7 Erweise Deiner Gnade Wunder, der Du rettetest
die Dir Vertrauenden mit Deiner Rechten
vor denen, die sich wider Dich empört.
- 8 Bewahr' mich wie des Auges Apfel,
in Deiner Flügel Schatten berge mich
- 9 Vor Frevlern, die mich angefallen,
Todfeinden, die rings um mich sind.
- 10 Ihr Fethherz haben sie verschlossen,
ihr Mund — in Hoffart reden sie:
- 11 Sie hätten unsre Schritte schon umzingelt;
Ihr Blick — sie richten ihn, im Land sich auszubreiten.
- 12 Ihr Gleichniß ist der Löwe, der sich sehnt zu rauben,
der junge Leu, der auf der Lauer liegt.
- 13 Auf Herr! Tritt ihm entgegen, beuge ihn!
Errette mir das Leben vor dem Frevler,
- 14 Vor Menschen, Herr, mit Deiner Hand,
Weltmenschen, die ihr Theil am Leben haben,
mit Gütern füll'st Du ihren Bauch,
Sie haben Ueberfluß an Kindern,
und ihrem Nachwuchs bleibt ihr Gut.
- 15 Doch ich — mög' in Gerechtigkeit Dein Antlitz schauen,
mich, wenn ich aufwach' sättigen an Deinem Bild.

Das Lied reiht sich nach seiner Tendenz und in seiner Gedankenfolge jenen häufigen Klagepsalmen an, in welchen die Bitte um Beistand und Rettung vor verfolgungsjüchtigen, hochmüthigen und habgierigen Feinden durch den Hinweis auf die eigene Frömmigkeit und Unbescholtenheit einerseits und andererseits auf die Gottes vergessende Brutalität und Gefühllosigkeit der Gegner als eine gerechte und der Berücksichtigung eines gerechten Gottes würdige motivirt wird. Der Auslegung der Verse 1—12 stellt eigentlich blos der elfte Vers eine namhafte Schwierigkeit entgegen, wie schon die große Verschiedenheit der davon gegebenen Uebersetzungen zu erkennen gibt. Die von allen bisherigen abweichende Deutung, die wir oben versucht haben, geht von der Wahrnehmung aus, daß in Vers 10 und 11 das von Fett umschlossene, für äußere Eindrücke unempfindlich gewordene Herz, der Mund und die Augen nach einander erwähnt werden, um jedes dieser Organe als ein Werkzeug der diesen Menschen inwohnenden Sündhaftigkeit zu bezeichnen. Ihr

Herz ist selbstfüchtig verschlossen, ihr Mund ergeht sich in hochfahrenden Reden, wofür Vers 11a ein Beispiel angeführt wird, ihre Augen werfen sie auf das ganze Land, um ihren Besitz darin auszubreiten, vgl. Jes. 5, 8, Hiob 22, 8. — Eine analoge, nur mehr ausgeführte Schilderung bietet die Realparallele Psalm 73, 7—9. Uns interessieren aber zunächst die beiden Schlußverse 14 und 15, in welchen diese Frevler, zu deren Abwehr der Dichter die Hand und das Schwert Gottes auffordert, als „Weltmenschen“ charakterisirt werden, die „ihren Theil“ (das ihnen zu Theil gewordene Schicksalsloos) in der Zeitlichkeit dieses Lebens erhalten haben, sofern Gott ihnen Ueberfluß an Erdengütern, Reichthum, sich den Bauch zu füllen und Kinderseggen gewährt hat, auf den sich ihre Lebensgüter ungehindert forterben.

Die zu dieser Charakteristik gebrauchten Ausdrücke sind nun allerdings auffallend genug; wir begegnen ihnen, so viel ich weiß, sonst nirgends in den Schriften des alten Testaments; dagegen erinnert der Ausdruck „Welt“, wenn damit diese irdische sichtbare und vergängliche Welt im Gegensatz zu einer himmlischen, unsichtbaren und ewigen Welt bezeichnet werden soll, lebhaft an den Sprachgebrauch der Johanneischen Schriften (Ev. 15, 18. 19; 17, 16; 1. Joh. 3, 1, 4, 5. 5, 4 und 5 u. a. m.). Es ist daher nicht zu verwundern, wenn verschiedene Versuche gemacht wurden, den Worten des Dichters einen andern Sinn unterzulegen. Allein ein unbefangenes Wahrheitsgefühl wird den Ausleger von diesen gezwungenen und verkünstelten Erklärungen immer wieder zu jener ersten, einfachsten Deutung zurückführen, die auch den Gegensatz, in den der Dichter seine eigene Person (Vers 15) mit diesen Menschen stellt, erst klar und verständlich an's Licht treten läßt. Und warum sollte sich nicht in jenen Kreisen alttestamentlicher Denker, welchen dem Anscheine nach auch die bereits erläuterten Lehrpsalmen 49 und 73 entstammen, ein besonderer Sprachgebrauch für die ihnen eigenthümliche religiöse Weltanschauung haben ausbilden können? Eine Ideenverwandtschaft unseres Psalms mit jenen Lehrpsalmen offenbart sich nämlich auch darin, daß in allen jene hochmüthigen Frevler, unter deren Druck und Verfolgung die treuen Gottesverehrer so schwer zu leiden hatten, zugleich als solche geschildert werden, die mit irdischen Gütern reich gesegnet waren, „deren Bauch Gott mit Lederbissen füllt, die Ueberfluß an Kindern haben und ihren Reichthum auf sie vererben.“ Allein während die Verfasser von Psalm 37, 49, 73 den Neid und Unwillen ihrer Glaubensgenossen und ihre eigenen Zweifel an einer gerechten Vertheilung der Menschenloose zu

beschwichtigen und Gottes Führungen zu rechtfertigen suchen, fühlt sich der Dichter unseres Psalms von vornherein über dies scheinbare Mißverhältniß beruhigt durch die Ueberzeugung, daß er dagegen Gott schauen und sich an seiner Gestalt erfättigen, d. h. satt sehen werde.

Was aber dies heißt „Gott schauen“, das wissen wir aus Hiob 19, 26. 27, wonach der geplagte Dulder, der für dieses Leben keine Hoffnung, sei es auf Genesung von seiner unheilbaren Krankheit, sei es auf Anerkennung seiner Unschuld im Urtheile der Welt, mehr vor sich sieht, um so gewisser überzeugt ist und um so sehnlicher wünscht, nach seinem Tode Gott zu schauen, nicht in dem trüben Nebel menschlicher Auffassung, nicht durch das Medium beschränkter und anmaßender Menschenlehre, nicht verdunkelt von den Schatten persönlicher Zweifel und bitterer Lebenserfahrungen, sondern mit eigenen Augen, so wie er ist und wie er nach den Forderungen unseres denkenden Geistes und den Bedürfnissen unseres sich sehnenenden Herzens sein muß. In diesem Sinne hofft auch der Dichter von Psalm 16, wie wir gesehen haben, daß sein und aller Frommen Seele nicht das Grab sehen, sondern Gott schauen und vor seinem Angesichte eine Fülle von Freuden genießen werde. Wenn demnach unser Psalm die Ueberzeugung ausspricht, daß er beim Erwachen Gott schauen werde, so kann unter diesem Erwachen füglich nichts anderes gemeint sein, als das Erwachen aus dem Todesschlaf,¹⁾ und die Meinung ist nicht, daß er am Morgen des folgenden Tages — sein Lied sei nämlich ein Abendlied gewesen — oder jeden Morgen, Tag für Tag, Gott schauen werde und daß dies so viel heiße als, jeden Tag seines Lebens werde er sich des Bewußtseins der göttlichen Liebe und Fürsorge zu erfreuen haben. Denn dem widerspricht der biblische Sprachgebrauch, der zur Bezeichnung der Lebens- und Liebesgemeinschaft Gottes so lange wir in diesem irdischen Leibe wallen, andere Ausdrücke gebraucht, dagegen das Schauen Gottes dem von den Banden des Irdischen befreiten Geiste vorbehalten. Denn wer mit leiblichen Augen Gott sieht, der muß sterben (2. Mos. 33, 20).²⁾

¹⁾ Wenn diese Deutung richtig ist, so müßte freilich daraus gefolgert werden, daß bei Abfassung dieses und der ihm verwandten Lieder die Lehre des Pharisäismus und der Talmudisten von einer Auferweckung der Gerechten zum großen Gerichtstage sich wenigstens bei einem Theil der jüdischen Lehrer als Dogma bereits festgesetzt hatte.

²⁾ Die beiden Ausdrücke „Gott schauen“ und „das Land ererben“ (Psalm 37, 9 u.) werden bekanntlich auch in der Bergpredigt (Matth. 5, 5. 8) zu Bezeichnung der Aufnahme in das bevorstehende Gottesreich verwandt.

So ist denn unserm Dichter die Aussicht auf ein künftiges Schauen Gottes und die damit verbundene Seligkeit ein Gut, das alle Genüsse dieser vergänglichen Welt, in welchen jene Gott entfremdeten Weltmenschen ihr Theil finden, an Größe und Dauer unendlich übersteigt. Aber wenn er seinerseits ihnen den Besitz ihrer zeitlichen Güter und Freuden nicht mißgönnt, so mögen sie von ihrer Seite ihm sein irdisches Dasein durch ihre Anfeindung und Verfolgung nicht ohne Grund verkümmern. Deshalb fleht er in diesem Lied Gott um seinen Beistand in gerechter Sache an; er bittet um Rettung seines Lebens und Niederwerfung seiner Widersacher durch das Racheschwert der göttlichen Gerechtigkeit und die seine Frommen schützende Hand des Beschützers derjenigen, die auf ihn vertrauen.

Das Vorkommen des Ausdrucks Schauen Gottes nöthigt uns, auch den folgenden Psalm den früheren noch anzuschließen.

Psalm 11.

- 1 Auf Gott vertrau' ich.
Was wollt ihr denn zu meiner Seele sprechen:
„Flieht hin in eure Berge,¹⁾ Sperlinge?
- 2 „Denn seht, die Frevler spannen ihren Bogen,
„sie legen auf die Sehne ihr Geschöß,
„Daß sie damit im Finstern schießen
„auf die, die reinen Herzens sind.
- 3 „Wenn man des Hauses Stützen niederreißt,
„der Redliche — was schaffet er?“
- 4 Der Herr in seinem heil'gen Tempel,
der Herr, des Thron der Himmel ist,
sein Auge sieht, sein Blick erforscht die Menschenkinder.
- 5 Der Herr erforschet den Gerechten.
Der Frevler und wer Unrecht liebt,
er ist gehaßt von seiner Seele.
- 6 Auf Frevler wird er feur'ge Kohlen
und Schwefel niederregnen lassen.
Der Gluthwind wird ihr Bechertheil.

¹⁾ Man begreift nicht recht, was Sperlinge für eigene Berge haben, in die sie flüchten sollen. Durch eine kleine Aenderung des Anfangsbuchstabens gewinnt man den passenderen Sinn: in eure Löcher, Schlupfwinkel, verfrücht, berget euch.

7 Denn als gerecht liebt Gott Gerechte,
Der Fromme wird sein Antlitz schau'n.

Der Gedankengang des kleinen Liedes bietet keine Schwierigkeiten dar: Den Einflüsterungen der Furcht und Verzagttheit: den Frommen drohe ein Angriff von Seite der Gottlosen, die Pfeiler der gesellschaftlichen Ordnung seien umgeworfen und von daher also keine Hülfe zu erwarten, nichts bleibe den Frommen übrig, als sich in eiliger Flucht zu verkriechen und der Gefahr auszuweichen — dieser Zumuthung setzt der Dichter sein einfaches: ich vertrau' auf Gott! entgegen. Er weiß, im Himmel wohnt ein gerechter Gott, der Gute und Böse zu unterscheiden weiß. Wenn das Gericht hereinbricht, läßt er auf die Bösen Feuer und Schwefel regnen, die Guten aber werden sein Antlitz schauen.

So einfach und übersichtlich diese Gedankenfolge erscheint, so schwer wird gleichwohl dem Ausleger die Beantwortung von Fragen, die sich dem Leser sowohl im Anfang als am Schlusse des Liedes von selbst aufdrängen müssen.

Die Vers 2 und 3 ausgesprochenen Besorgnisse, welche das Vertrauen des Gottesfürchtigen erschüttern sollen, scheinen einen bestimmten geschichtlichen Zeitpunkt, eine historische Begebenheit voraus zu setzen, und welches ist diese? Die Stützpfeiler des Staatsgebäudes, mag man nun darunter die öffentlichen Gewalten des Rechts und der Geseze, oder ihre persönlichen Verwalter und Handhaber verstehen, sind umgestürzt. Die bis jetzt durch sie im Zaum gehaltene Macht der im Finstern schleichenden Bosheit und Selbstsucht ist entfesselt und steht im Begriff über die redlichen Bürger herzufallen, die ihnen in ihrer Friedensliebe und Rechtlichkeit wehrlos gegenüber stehen. Es ist eine Zeit der Anarchie, der Auflösung aller bürgerlichen Ordnung, und wir fühlen uns versucht, uns nach einem Moment in der israelitischen Volksgeschichte umzusehen, der zu einem Lied, wie das vorliegende Veranlassung geben mochte. Nun hat aber die historische Erklärung der in unsere Psalmenammlung aufgenommenen Lieder überhaupt mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die es gerathener erscheinen lassen, in den meisten Fällen darauf geradezu Verzicht zu leisten. Verschieden von den eigentlich historischen Liedern, denen wir in den Geschichtsbüchern begegnen, wie das Triumphlied der Mirjam (2. Mos. 15), das Siegeslied der Debora (Richt. 5), die Elegie Davids auf den Tod Sauls und Jonathans (2. Sam. 2) u. a., halten sich die Psalmen im Allgemeinen, auch diejenigen, die allem Anschein nach einem bestimmten geschichtlichen Anlasse ihre Entstehung ver-

danken, mit Vermeidung aller Eigennamen von Orten und Personen (Namen, wie Jerusalem, Basan, Hermon, Libanon, Jordan u. a., wenn sie nicht in einer bestimmten historischen Situation erwähnt werden, kommen dabei nicht in Betracht) in einer so abstracten Allgemeinheit, daß wer sie historisch deuten und chronologisch bestimmen möchte, sich meist in der größten Verlegenheit befindet und daherige Versuche in ihren Wahrscheinlichkeitsberechnungen oft nach Jahrhunderten auseinandergehen. Daß die von den Sammlern und Anordnern des Psalmbuchs beigelegten Titelausschriften dabei sehr unsichere Führer sind, ist von einer unbefangenen Kritik längst anerkannt und zugestanden. Ihrem erbaulich lehrhaften Zwecke nach wollen aber die meisten dieser Lieder eben nicht historisch gedeutet sein. Sie sprechen Gedanken und Empfindungen aus, wie sie jederzeit und überall in den wechselnden Situationen des öffentlichen und privaten Lebens wiederzukehren pflegen. So setzt unser Psalm 11 eine Zeit voraus, wie sie etwa beim Uebergang in einen neuen, noch nicht consolidirten Zustand des Gemeinwesens statt zu finden pflegt. Aber kein Name ist genannt, das Lied bewegt sich in den abstracten Gegensätzen von Gerechten (V. 3, 5), Rechtschaffenen (V. 7), die reinen Herzens sind (V. 2) und Frevlern (V. 2, 5. 6), die Unrecht und Gewalt üben (V. 5), Gegenüberstellungen, wie wir sie Psalm 37 und anderswo antreffen, ohne daß wir ein Recht hätten, unter den Gerechten etwa vorzugsweise die Juden, unter den Frevlern die Heiden zu oersehen. Unter solchen Umständen scheint es demnach besser, statt daß wir in der ganzen vor- und nachexilischen Geschichte nach einem Momente, der den obigen Voraussetzungen am besten entspräche, uns rathend und tastend umsehen — und wie oft mußte nicht jene Situation früher bei den häufigen Dynastienwechseln und später bei den Uebergängen aus einer Fremdherrschaft in eine andere bis in die stürmischen Zeiten des wechselvollen Makkabäeraufstandes hinab, wiederkehren — wir halten uns an die lehrhafte Intention des Dichters, der in seinem Liede den zaghaften Frommen an seinem Beispiele zeigen wollte, wie sich der gläubige Israelit unter ähnlichen mißlichen Umständen des öffentlichen Lebens zu verhalten habe. Er nämlich würde sich schämen, dem spöttisch mitleidigen Rathe zu folgen, den man ihm zuruft: Flieht, verkriecht euch in eure Schlupfwinkel, ihr kleinen Sperlinge, wenn der Raubvogel kommt. Dem, der aus Unglaube oder Kleinglauben also rathen möchte, soll der fromme Israelit mit dem Dichter antworten: Ich vertraue auf Gott, der im Himmel thront, hochehaben über den

Wirrsalen einer aus Rand und Band gerathenen Menschenwelt, wo Recht und Gesetz der rohen Gewalt und tückischen Hinterlist weichen müssen und der Redliche seines Lebens nicht mehr sicher ist. Von dieser reinen, durch keine Nebel menschlicher Beschränktheit und Leidenschaft getrühten Höhe aus überfieht und unterscheidet er die Menschenkinder nach ihrem sittlichen Werth. Als derjenige, der Herz und Nieren erforscht, erkennt er leicht, wer gerecht und ohne Schuld ist, und wer dagegen ungerecht den Frevel liebt und Unrecht übt, und als gerechter Richter wird er jedem von ihnen zukommen lassen, was ihm gebührt. Auf die Freveler wird er das Feuer und den Schwefel Sodoms und Gomorrhas regnen lassen und der Gluthwind der Wüste (Jerem. 30, 23, Hiob 1, 19) wird sie dahinraffen, die Gerechten werden sein Antlitz schauen.

In anderer Form kommt uns in diesem Liede der Zuruf von Psalm 49, 17: sei unbesorgt! wieder entgegen. Die Situation, die Umstände, welche diesen ermunternden Zuruf an den Dichter selbst oder an seine Leser rathsam machen, sind zwar verschieden, aber der Gegenstand der Besorgniß ist immer derselbe, daß nämlich Gott seine treuen Verehrer demselben Loos anheim gebe, das eigentlich seinen Verächtern zukommen sollte; die Sünder schwelgen im Glück, die Gerechten kämpfen mit Noth und Sorgen, die Freveler fallen mit brutaler Gewalt über die Redlichen her und diese müssen der Uebermacht weichen und schweben in steter Lebensgefahr. Macht denn der gerechte Gott keinen Unterschied zwischen Gerechten und Ungerechten (Hiob 9, 22—24)? Solche Eingebungen der Zweifelsucht läßt aber unser Psalmdichter gar nicht bei sich aufkommen. Er hat, wie Psalm 73, 17 gerathen wird, sein Auge sofort auf das Ende dieser jetzt dem geringen und schwachen Häuflein der Gerechten so furchtbaren Freveler geworfen, und er weiß, das Ende derselben heißt Untergang durch Feuer und Schwefel, während die Frommen zum Anschauen Gottes gelangen.

Wann soll aber diese in den zwei Schlußversen in Aussicht gestellte Vergeltung eintreten? Es ist dies die zweite Frage, die wir in der Auslegung dieses Psalms zu entscheiden haben. Spricht der Dichter von dem Ende, das den einzelnen Gottlosen und Frommen am Ende seiner irdischen Laufbahn erwartet? Oder deutet er auf das Endschicksal, welches der Menschheit überhaupt durch ein ihre Geschichte abschließendes Weltgericht bevorsteht? Nun spricht gegen erstere und zu Gunsten der letzteren Ansicht, daß sich ja auch dem blödesten Verstande die Erfahrung aufdrängen muß, wie viele Freveler ihr Leben

ohne gewaltige Katastrophe beschließen, während umgekehrt die frommsten Menschen durch zerstörende Naturgewalten einen plötzlichen, oft schrecklichen Untergang finden. Auf die Vorstellung eines Gerichtstages über die hier in eine Einheit zusammengefaßten Sünder führt aber die bestimmte Art des Untergangs, der ihnen V. 6 als bevorstehend angekündigt wird. Mit Feuer- und Schwefelregen hat Gott einst schon die sündigen Städte der Jordansaaue im Thale Siddim gerichtet (1 Mos. 19, 24), wie früher die große Fluth das ganze Geschlecht der Zeitgenossen Noah's von der Erde vertilgt hatte. Eine neue Sintfluth über die sündige Spätwelt herbeizuführen war Gott durch sein eignes Wort (1 Mos. 9, 11) verhindert. Dafür konnte aber das später über Sodom und Gomorrha ergangene Gericht wiederholt werden und ein solches, einen „Tag des Herrn“ in der „Zukunft der Tage“ (Jerem. 23, 19. 20) anzukündigen, waren ja sämmtliche Propheten nicht müde geworden.

Während nun so die Sünder mit einem Schlage für immer vertilgt werden (s. oben zu Ps. 37) gelangen dagegen die Frommen zum Schauen Gottes und in dieser Entgegensetzung kann der Ausdruck nicht wohl in einem anderen Sinne verstanden werden, als wir ihn bereits Ps. 16, 10. 11; 17, 15 gefaßt haben, nämlich als Bezeichnung eines geistigen Fortlebens nach dem Tode in der Gemeinschaft mit Gott und der höheren Geisterwelt.

Den großen Gerichtstag, welcher der in Gottlosigkeit und Sünde versunkenen Menschheit, soweit sie dem Warneruf der Boten Gottes kein Gehör gegeben und sich bekehrt hätte, ein jähes Ende bereiten und das Reich Gottes, ein Reich allgemeiner Gotteserkenntniß, der Herrschaft des göttlichen Gesetzes und des Friedens in der Natur und Menschenwelt inauguriren sollte — dieses Endgericht sahen die alten Propheten in jeder politischen Katastrophe, welche die Existenz ihres Volks und der Mitwelt bedrohte in kürzester Frist herannahen. Ihre Ahnungen fanden auch in den Gerichten, welche zu verschiedenen Malen über das Volk Gottes ergingen und schließlich mit dem Verlust seiner Unabhängigkeit und seiner Wegführung aus der Heimath in fremde, heidnische Länder endigten ihre theilweise Erfüllung. Allein die Erwartungen einer schöneren Zukunft, die sich unmittelbar daran schließen sollte, wurden durch die Erfahrung der darauf folgenden Zeiten nicht gerechtfertigt. Der Kampf des Guten mit dem Bösen dauerte ungeschwächt fort, erlitt wiederholte Niederlagen und die Klagen der leidenden Unschuld verstummten nicht. Aber die Erwartung des Endgerichts wurde

deshalb nicht aufgegeben, sondern nur in immer weitere Ferne gerückt. Noch der Täufer trat mit der Ankündigung seines nahen Eintreffens auf und mahnte im Geiste der alten Propheten zu schleuniger Buße und Umkehr, bevor es zu spät sei (vgl. damit Jes. 55, 6, 7). Und ein Gericht kam auch über Jerusalem, das in der Zerstörung der Stadt und ihres Tempels und in der Zerstreuung des Volks in ferne heidnische Länder die Tage Nebucadnezars und des Exils zu erneuern schien. Aber, wie die frühern, so war auch dies Strafgericht nicht das einst angekündigte allgemeine Weltgericht über die sündige Menschheit, welches das Zeitalter der herrschenden Gottentfremdung und alle damit verknüpften unseligen Folgen abschließen und unter einer neuen Sonne auf einer neuen Erde für die mit Gott ausgesöhnte, in Gerechtigkeit und brüderlicher Liebe unter sich verbundene Menschheit eine neue Aera ungestörter Wohlfahrt und ewigen Friedens beginnen würde. Bevor noch jenes Strafgericht über Jerusalem ergangen war, hatte aber das Gottesreich in der Erscheinung seines Stifters bereits seinen Anfang genommen, und während noch gefragt wurde, wann es endlich einmal kommen würde, befand es sich schon mitten unter dem Volke, dessen geistliche und weltliche Führer es freilich in dieser niedrigen, geräuschlos auftretenden Gestalt nicht erwartet und daher nicht erkannt hatten (Luk. 17, 20, 21). Daß das Reich Gottes nicht auf eine plötzliche, den Weltlauf unterbrechende Weise eintreten, sondern aus unscheinbaren Anfängen, unter schweren Kämpfen und vielfachen Hemmungen sich allmählig Bahn brechen und durch natürliche innere Entwicklung wachsen und groß werden müsse, das hatte der Stifter des Christenthums in seinen Gleichnissen vom Senfkorn, vom Sauerteige, vom Acker, in welchem der ausgestreute Same auf verschiedenartiges Erdreich fällt, und daher auch verschiedenartigen Erfolg hat, vom Unkraut, das neben dem guten Weizen aufwächst und an seinem Wachsthum durch voreiliges Ausreißen nicht gehindert werden soll, deutlich genug zu verstehen gegeben. Und wenn dann auch seine Jünger und die erste Christengemeinde sich dessenungeacht von den von Kindheit an eingesogenen und durch den Nimbus der prophetischen Schriften geheiligten Vorstellungen eines phantastisch ausgeschmückten Gottesreiches nicht ganz losmachen und dieselben in ihren Evangelienberichten und Briefen wiederholt durchblicken ließen, so hat doch die Erfahrung und die Geschichte der folgenden Jahrhunderte jene erste, nüchterne Auffassung vollständig gerechtfertigt, und was sich von jüdischen Zeitvorstellungen anfänglich damit vermengt hat, hat sich dem Bewußtsein und Ver-

ständniß der Neuzeit theils schon ganz entzogen, theils wird es sich bei einer fortgesetzt historisch-kritischen Würdigung der Quellschriften des Christenthums immer mehr daraus verlieren und der Kern der Lehre Jesu sich am Ende rein aus seiner Hülle herauschälen.

Wenn aber so die Vollendung des Reiches Gottes, die Durchsäuerung der Masse und das Auswachsen des Senfkornes zu dem Baume, dessen Aeste sich über die ganze Erde ausbreiten sollen, in eine unbestimmte Ferne gerückt und an die sein Wachstum bald fördernden, bald hemmenden Bedingungen einer naturgemäßen Entwicklung gewiesen ist, wie steht es dann mit dem Gewinn, den unterdessen der Einzelne aus seiner Aufnahme in dies Gottesreich zu erlangen hoffen darf? Die Aufgabe die er damit übernimmt, ist groß, der Kampf mit den den Zwecken dieses Reiches entgegenwirkenden Mächten der Finsterniß ist schwer und bis an sein Lebensende hat er an sich und Anderen zu arbeiten, daß er seinem heiligen Berufe nicht untreu werde. Denn, wie der Menschheit im Allgemeinen, so ist auch ihm persönlich die hohe Aufgabe gestellt, sich aus der Knechtschaft des Irrthums und der Sünde durch stete Heiligung herauszuarbeiten zu der köstlichen Freiheit der Kindschaft Gottes. Mag nun unserer irdischen Laufbahn eine längere oder kürzere Zeit beschieden sein, der Kampf mit unserer eigenen sinnlichen Natur und mit der Schwachheit oder dem bösen Willen unserer Nebenmenschen wird nie ruhen, bis ihm das unerbittliche Naturgesetz des Todes ein Ende macht. Wenn uns nun kein anderes Ziel in Aussicht stünde, als dies unausweichliche Verschwinden von dem Schauplatz, auf dem wir eine Spanne-Zeit lang unter den Mitlebenden gestrebt und gewirkt, genossen und gelitten haben, was kann uns da ermutigen, diesen scheinbar zu keinem Ende führenden Kampf rüstig fortzusetzen und einer doch nie zu erlangenden Vollkommenheit nachzustreben? —

Es ist die uns durch den Anfänger und Vollender unseres Glaubens zur Gewißheit gewordene Ueberzeugung, daß das innere Leben in Gott mit unserem leiblichen Tode nicht untergehen, sondern in einer höheren Ordnung der Dinge sich fortsetzen und vollenden werde. Und diese Ueberzeugung, daß wir dann das Göttliche schauen werden, das wir hienieden nur erst geglaubt haben, gibt uns in allen Widerwärtigkeiten und Drangsalen unserer irdischen Laufbahn jene Seelenruhe und innere Freudigkeit, welche in dem 16. und 73. Psalm einen so berebten Ausdruck gefunden haben.



Volks- und Jugendschriften.

Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen. Ein Charakterbild aus dem deutschen Volke und für das deutsche Volk. Mit einem Bildniß des Kurfürsten. Zweite Auflage 1871. Elegant brochirt 1 *M.*, in Leinwand gebunden 1,60 *M.*

„Dies neue Charakterbild des hochherzigen Förderers der Reformation ist mit Freuden zu begrüßen, denn es bringt in edler volksthümlicher Sprache gar manche neue Seiten aus dem Charakter jenes liebenswerthen Fürsten zur Sprache.“ (Prakt. Wegweiser durch die christl. Volksliteratur. 2. Aufl. Bonn.)

„Das Buch überrisft in jeder Beziehung die uns bekannten kurzen Lebensbilder des frommen Sachsenfürsten und eignet sich besonders für Knaben, Gymnasiasten und Jugendbibliotheken.“ (Christl. Volksblatt.)

Lucas Cranach der Aeltere, der Maler der Reformation. Eine biographische Skizze. Aus den vorhandenen Quellen zusammengestellt. Nebst einem Portrait Cranachs mit Facsimile und Wappen. 8°. Brochirt 75 *M.*

Im Bellengefängniß. Bilder aus der Verbrechermwelt, nach Erfahrungen in einer Strafanstalt von einem Strafanstalts-Prediger. 2 Bde. Zweite Aufl. Broch. 30½ Bogen. 2,40 *M.*, in englischem Einband 3 *M.*

„Eine ungemein reichhaltige Sammlung von Lebensbildern aus der Verbrechermwelt, mindestens eben so spannend und erschütternd als die beliebten Schauergeschichten schlechter Blätter, aber geheiligt durch den Ernst des göttlichen Wortes, welches nicht bloß als lose Ueberschrift jeder einzelnen Erzählung vorgebracht ist, sondern sich als der rothe Faden durch das ganze Werk hindurchzieht. Volksbibliotheken sehr zu empfehlen.“ (Prakt. Wegweiser durch die christl. Volksliteratur. 2. Aufl. Bonn.)

Ernst Lausch, 600 Kinderräthsel, Scherzfragen, Rebusse, Spielliedchen, Verschen und Gebete. Für gute Kinder. Sechste vielfach verbesserte Auflage. 1880. Eleg. cart. in Buntdruck-Umschlag 1,20 *M.*

Dr. Johann Wilhelm Schäfer, Prof., Auswahl deutscher Gedichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Dritte verbesserte Auflage. 516 Seiten. 1878. Broch. 2,80 *M.*, geb. 3,60 *M.*

Der Herr Herausgeber war durch Literaturstudien und vieljährige Erfahrung ganz besonders befähigt, eine Gedichtsammlung zu liefern, welche allen Ansprüchen des Unterrichts und der Privatlectüre Genüge leistet. Aus 67 Dichtern von Haller bis auf die neueste Zeit sind die vortrefflichsten, dem jugendlichen Gemüth angemessensten Gedichte ausgewählt und nach der Zeitfolge zusammengestellt. In der vorliegenden dritten Auflage sind die Dichter der neuesten Zeit mehr noch als in der früheren berücksichtigt.

„Es ist wirklich erquicklich, wenn man einmal etwas Neues und dabei Gutes in die Hand bekommt. Diese Auswahl hat auf beides Anspruch; sie sei bestens empfohlen.“

(Deutsche Schulzeitung von Keller, 1880, Nr. 39.)

Dr. Fr. C. R. Ritter, Erdbeschreibung für Gymnasien, Realschulen, Seminare und ähnliche höhere Lehranstalten, sowie zum Selbstunterrichte. Mit 7 in den Text gedruckten auf die mathematische Geographie bezüglichen Holzschnitten. Vierte verbesserte, die neuesten Staatenveränderungen berücksichtigende Auflage. XI und 324 Seiten. Gr. 8°. 1880. 2,40 *M.*

Als Motto dient dem Buche ein Spruch von F. Rückert:

Die Natur ist Gottes Buch;

Doch ohne Gottes Offenbarung

Wißlingt darin der Leserversuch,

Den anstellt menschliche Erfahrung.

Der erste, christliche Sinn, in dem das Buch abgefaßt, der Hinweis auf die göttliche Weltregierung, welche die geographischen Verhältnisse unseres Planeten als Erziehungsmittel des Menschengeschlechts benützt, kann nur wohlthuend berühren und zengt dafür, daß auch der erdkundliche Unterricht reich ist an so manchem religiösen Bildungsmoment.

„Ein Buch, von dem Ref. bedauert, daß es nicht in der 40. statt in der 4. Auflage erscheint, und daß es 20 Jahre gebraucht hat, um es bis zur 4. Auflage zu bringen. Das Buch ist eins von den wenigen Werken, deren Verfasser die Erdkunde als eine philosophische Disciplin zu behandeln versuchten, und als solcher Versuch ist es in hohem Grade beachtenswerth 2c. 2c.“

(Central-Organ für die Interessen des Realschulwesens in Berlin.)

Dr. R. Schramm, Domprediger in Bremen, Geographie von Palästina für den Religions-Unterricht, namentlich zum Gebrauch in Seminarien, beim Katechumenen-Unterricht und für Lehrer. Ausgabe A kartonnirt und mit Stieler's Karte von Palästina. 1,25 *M.* Ausgabe B brochirt und ohne Karte 80 *M.* Mit 9 Ansichten aus Palästina. 1876. 8°. 85 Seiten.

„Dieses vortreffliche Werkchen sollte sich in der Hand jedes Lehrers befinden. Dasselbe schildert das heilige Land in so lebendiger und naturgetreuer Weise, daß man sich gar nicht satt lesen kann. Wenn der Lehrer bei seiner Vorbereitung auf den biblischen Geschichtsunterricht diese vortreffliche Quelle benützt, so muß sich sein Unterricht ebenso anziehend als lehrreich gestalten.“

(Elßäss. Vothr. Schulblatt, 1876, Nr. 19 vom 1. October.)

Theologische Werke:

G. A. Süskind, evangel. Pfarrer in Bissingen, **Passionschule**. In drei Abtheilungen: I. **Der Vorhof**. II. **Das Heilige**. III. **Das Allerheiligste**. 2. Aufl. 1880. 33 Bog. 5,25 *M.*, eleg. in Halbfr. geb. 6,50 *M.*

Von allen theologischen Zeitschriften, sowie vom Königl. Consistorium der Provinz Sachsen warm empfohlen, sagt u. a. das kirchl. Wochenblatt für Schlesien: „Für Geistliche ist das Buch ein durch nichts zu erlegendes Hilfsmittel bei der Vorbereitung für ihre Vorträge und den Unterricht in der Passionsgeschichte, das wir nicht dringend genug empfehlen können. Wir kennen eine große Zahl von Auslegungen der Passionsgeschichte; aber diese übertrifft alle früheren. Gebildeten Nichtgeistlichen, welche selbständig in die Tiefen der Schrift eindringen wollen, wird das Werk gleichfalls großen Genuss und Segen bieten. Wer Erbauung sucht, der komme zu diesem Buche.“

Dr. Richard Rothe, **Theologische Ethik**. 2. Auflage 1870. Vollständig in 5 Bänden mit einem Portrait Rothe's in Stahlstich. 37,80 *M.*, eleg. geb. 42,80 *M.*

Von dem im Jahre 1845--48 zuerst erschienenen und eine Reihe von Jahren vergriffenen Epoche machenden Werk hat der Verfasser nur die beiden ersten Bände **in völlig neu umgearbeiteter Ausgabe** selbst noch besorgen können; mitten in der Arbeit an der erneuten Darstellung der Ergebnisse seines Denkens, die er selbst in der Vorrede als „eine Art von wissenschaftlichem Testament“ bezeichnet, ist der treffliche Mann von uns genommen worden. Auf Grund der von dem Berechtigten hinterlassenen Vorarbeiten, Manuscripte und Aufzeichnungen unterzog sich der Herr Professor Dr. Holzmann in Straßburg der mühevollen Aufgabe der Bearbeitung und Herausgabe der letzten drei Bände. Ueber das gesammte bei der Herstellung des vorliegenden Textes beobachtete Verfahren wird in der Vorrede zum 3. und 4. Bande die speciellste Rechenschaft gegeben und ist somit dieses in der theologischen Literatur so hervorragende Werk jetzt wieder vollständig.

— — **Geschichte der Predigt von den Anfängen bis auf Schleiermacher**. Aus Richard Rothe's handschriftlichem Nachlaß herausgegeben mit Anmerkungen und Anhang von Superint. Aug. Trümpelmann. 35 Bogen. 1880. 9 *M.*, in eleg. Halbfranzband geb. 11 *M.*

Rich. Rothe's Geschichte der Predigt, deren Erscheinen in allen theologischen Kreisen längst erwartet wird, umfaßt die Zeit von den ersten Anfängen bis zum Tode Schleiermacher's; sie ist also die erste wirklich vollständige, bis auf die neuere Zeit fortgeführte, in der keine Zeit, kein Land unberücksichtigt geblieben. Sie wird also eine Lücke in der theologischen Literatur ausfüllen.

— — **Entwürfe zu den Abendandachten über die Pastoralbriefe und andere Pastoraltexte**. Gehalten im Prediger-Seminar zu Wittenberg. Aus Richard Rothe's handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von C. Palmié, Pastor. 2 Bände. à Band 5 *M.*, eleg. geb. 6 *M.*

Der Reichthum des göttlichen Wortes mit einer Fülle fruchtbringender, praktischer Winke und Anweisungen, welche in den „Entwürfen“ zur Geltung gekommen sind, verheißt den Geistlichen und allen Freunden des göttlichen Wortes reichen Gewinn, bei Vertiefung in die Schätze apostolischer Mahnung an der Hand des Verfassers.

— — **Der erste Brief Johannis praktisch erklärt**. Aus Richard Rothe's Nachlaß herausgegeben von Dr. R. Mühlhäuser, Oberkirchenrath, Pfarrer in Wilferdingen. 1879. 14 Bogen. 3 *M.*, eleg. geb. 4 *M.*

Diese Vorträge Rothe's enthalten Meditationen über den fortlaufenden Text, welche die Tiefe des Rothe'schen Schriftverständnisses in einer Fülle und Kraft wiedergeben, von der sich jeder Leser, auch der Nichttheologe auf's tiefste gefesselt sieht.

— — **Theologische Encyclopädie**. Herausgegeben aus Rothe's Nachlaß von Hermann Ruppelius, Pfarrer. 1880. 10 Bogen. 2,70 *M.*

Rothe's Vorlesung über „Theologische Encyclopädie“ war neben „Ethik“ und „Leben Jesu“ sein berühmtestes Colleg, dessen Veröffentlichung einem längst gehegten Wunsche entsprach.

— — **Doktor und Professor der Theologie und Großh. Bad. Geh. Kirchenrath zu Heidelberg. Ein christliches Lebensbild**. Auf Grund der Briefe Rothe's entworfen von Friedrich Rippold, Professor der Theologie zu Bern. 2 Bände. 2. Auflage 1877. 12 *M.*, eleg. geb. 14 *M.*

Dr. Ewald Rudolf Stier. Darstellung seines Lebens und Wirkens von G. Stier, Direktor des Herzogl. Francisciums zu Zerbst in Verbindung mit Fr. Stier, Diakon zu St. Nicolai in Eisleben. 2 Bände mit einem photographischen Brustbilde. Zweite Ausgabe. 1871. 55 Bogen. 5 *M.*, in engl. Einbände 6,50 *M.*

Eine genaue Lectüre des Buches, welche wir nicht genug empfehlen können, wird jedem Leser eine Erquickung sein, da es sowohl durch Ausführlichkeit, als durch tiefes Eingehen in den inneren Lebensgang Beyischlag's „Leben eines früh Vollendeten“ und „Waller's Leben“ noch übertrifft.



